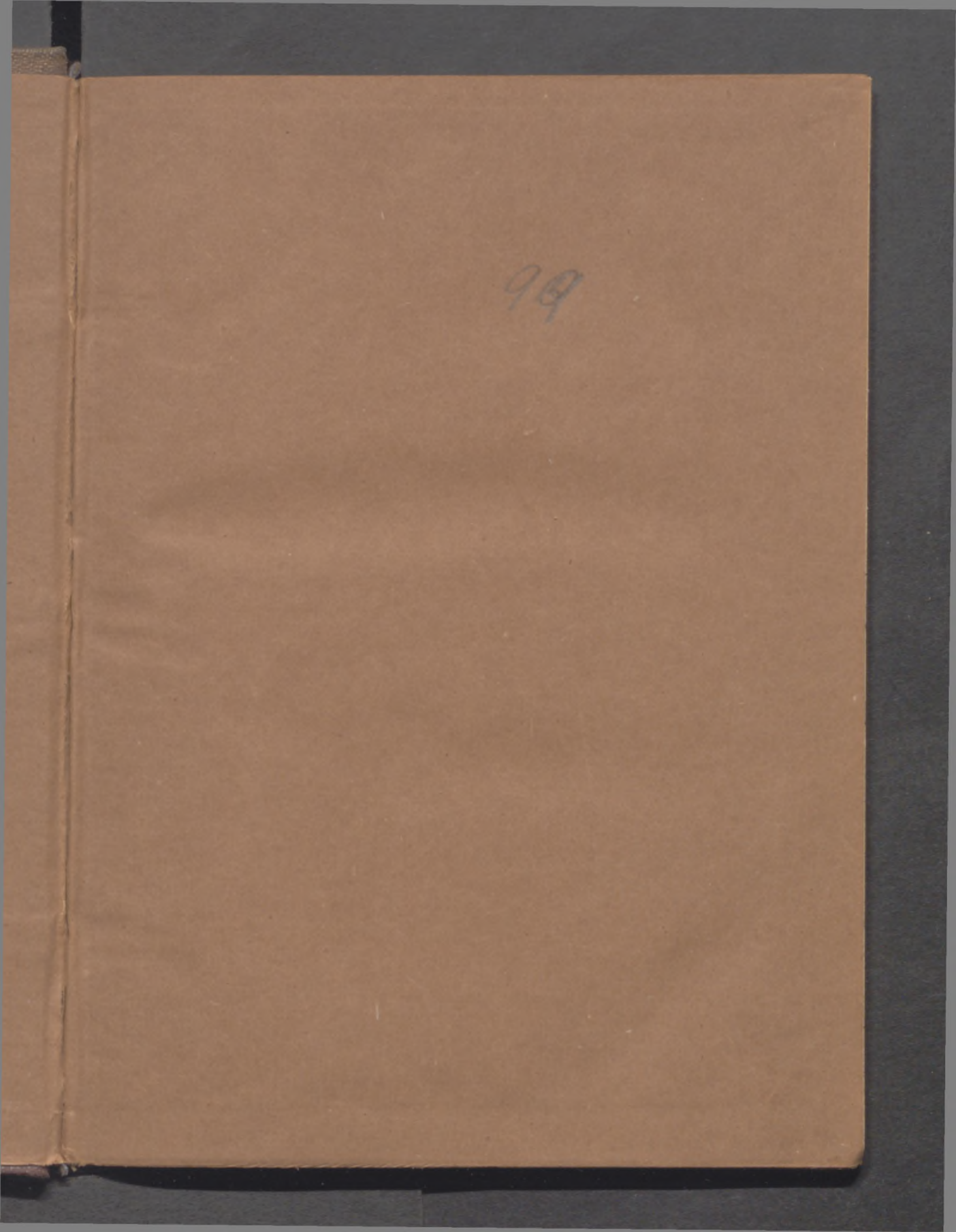
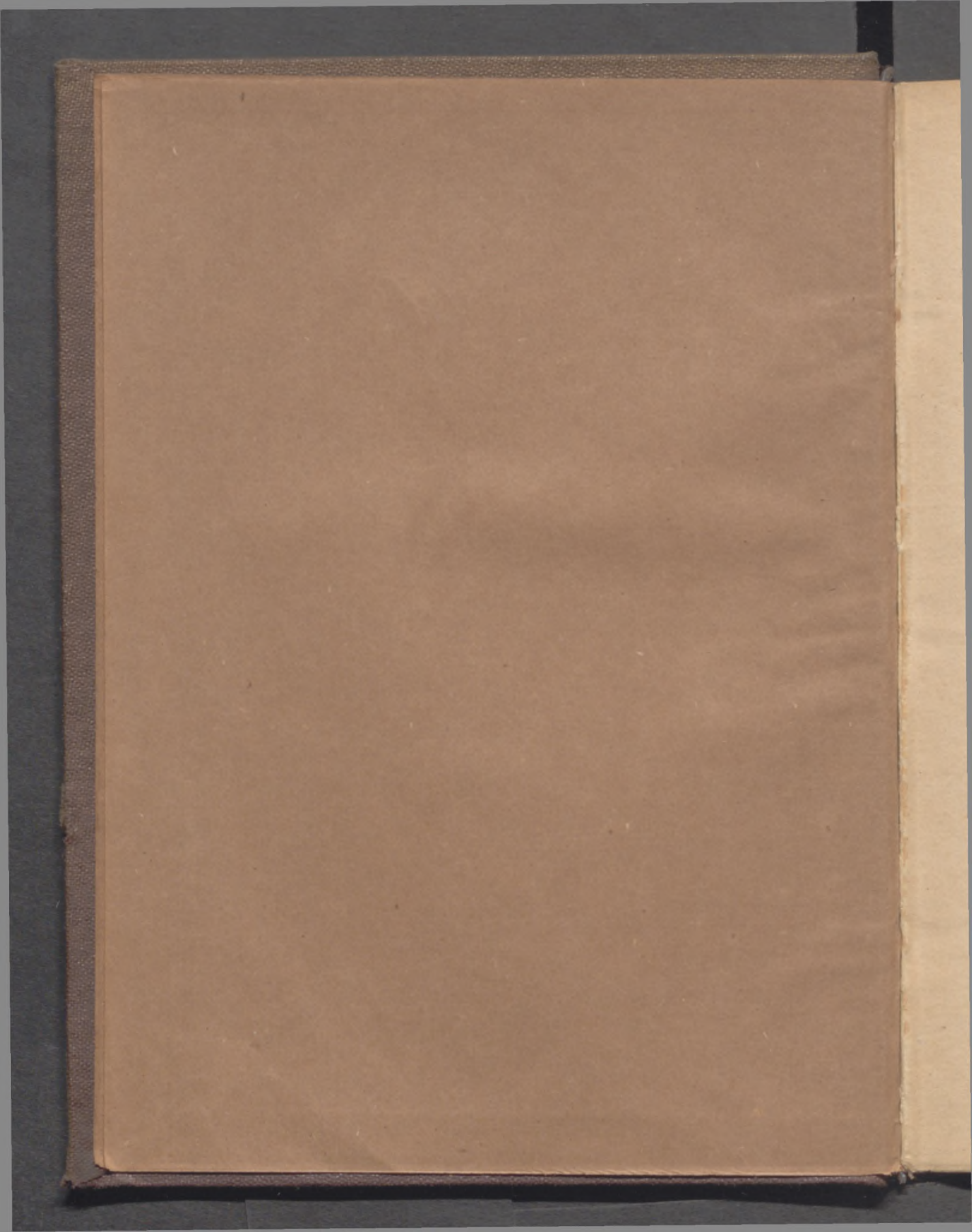






Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1878.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Inhalts-Verzeichniß.

Gepanzerte Herzen.

Roman

von

Max v. Schlägel.

(Fortsetzung.)

Dann erwartete Walther aufrecht und bleich seinen Gebieter. Das Aussehen des Prinzen war strahlend, seine gewöhnlich etwas gebeugte Haltung hatte sich aufgerichtet, seine Augen schienen größer und voll Glanz, seine Bewegungen waren kraftvoll und anmuthig — zum ersten Mal erschien er dem Adjutanten wie ein schöner Mann.

„Ich hatte noch Einiges zu expediren, Hoheit," entschuldigte sich Walther, obschon ihm der Zutritt zum kleinen Salon zu jeder Stunde des Tages offen stand.

„Immer pflicht- und diensteifrig für einen undankbaren Gebieter!" lächelte Prinz Ferdinand mit der Milde eines Glücklichen. „Ja, ich bin undankbar gegen Sie gewesen in der letzten Zeit, aber ich will gut machen so viel ich kann . . ."

Der Prinz stockte, denn im Begriff auf den Kamin zuzutreten und sich an dem müde flackernden Feuer seiner Gewohnheit gemäß die blauen Saffianmorgenstiefel zu verbrennen, hatte er den großen spanischen Fächer auf dem

Rande wahrgenommen, welcher durch den dahinter befindlichen Spiegel sogar doppelt erschien. Die leichte Röthe auf den Wangen des Prinzen vertheilte sich gleichmäßig und dunkel über sein ganzes Gesicht und eine rathlose Verlegenheit spiegelte sich in seinen Zügen. Endlich schien er derselben Herr zu werden und fuhr hastig und entschlossen fort:

„Gewiß, Sie haben ein Recht zu wissen, daß es nicht Laune oder gar Mißstimmung gegen Ihre Person war, welche mich Ihren Umgang in der letzten Zeit so oft entbehren ließ; ich war vielmehr bis vor wenigen Tagen innerlich krank, verstimmt zum Aeußersten, nicht gegen Sie, sondern gegen die Welt und noch mehr gegen mich, und als es wieder hell geworden in mir, waren es die tiefsten Interessen eines Mannesherzens, welche mich ganz und ungetheilt in Anspruch nahmen. Zwar wird mich auch in Zukunft die Rücksicht, die man einem edlen, unglücklichen Wesen schuldet, hindern, Ihnen wieder wie vordem zu gehören, aber mit der Zeit wird auch Nataliens Zurückhaltung weichen und dann rechne ich auf Sie für unseren kleinen Kreis . . .“

Walther schwieg. Sein jugendliches Gesicht erschien ernst und starr in diesem Augenblick, und Prinz Ferdinand mußte glauben, ihn auf's Neue verletzt zu haben. Etwas befangen begann er wieder:

„Nicht wahr, es ist schwer, aus meinen Mittheilungen klug zu werden. Ich versuche zu erklären und gebe Ihnen stets neue Räthsel auf. Aber wie gesagt, eines Tages müssen Sie ja doch mit Natalie bekannt werden, so sehr

sie auch noch jede derartige Andeutung mit Entsetzen zurückweist. Haben Sie über Ihren Morgen schon verfügt oder wollen Sie das Frühstück mit mir nehmen?"

Und wie in der Zerstreuung spielte der Prinz mit dem Fächer und behielt ihn in der Hand, als sei ihm die Berührung angenehm.

Mit etwas steifen ungelenken Schritten begab sich Walther an den Klingelzug und schellte. Es erschien ein Kellner mit dem Frühstück und dann war der Prinz mit seinem Adjutanten wieder allein.

Walther schenkte Wein ein und der Prinz trank rasch hinter einander einige Gläser. Dann begann er, sich fortwährend mit dem Fächer beschäftigend, oft aus der Konstruktion fallend und allgemein giltige Bemerkungen einflechtend eine Erzählung jener Ereignisse, welche ihm seit Wochen die Gesellschaft des Adjutanten entbehrlich, ja vielleicht lästig gemacht hatten.

Prinz Ferdinand hatte im Fort von Vincennes den Kerker und die Richtstätte des Herzogs d'Enghien besucht und sich sodann nach St.-Maur begeben, um das Lager anzusehen, welches die afrikanische Leibgarde des kaiserlichen Prinzen, die Spahis dort errichtet hatten. Walther wußte genau, daß das am Tage nach jenem Abend geschah, an dem er Haydée im Kasino zum ersten und letzten Mal gesehen, denn seit jener Zeit war sie wie vom Pariser Asphalt verschwunden.

Die weißen Zelte auf der ausgedörrten und zertretenen Wiese, die hageren Wüstensöhne, welche in ihren weißen und rothen Beduinenmänteln mit Fez und Turbans und

in rothen Stiefeln ernst und stolz in den Lagergassen umherwandelten oder mit über einander geschlagenen Füßen unter einem ausgespannten Tuche dicken Mocca brauten und ihre langen Pfeifen rauchten, die zierlichen arabischen Pferde, meist Schimmel, welche an Pflöcke gebunden im Kreise standen oder mit ihren Reitern über das Blachfeld dahinsprengten, daß die weißen Burnusse gleich Segeln hinter ihnen herflatterten — alles das hatte dem Prinzen Afrika wieder vor die Seele gezaubert und sein Herz mit jener unbestimmten Sehnsucht erfüllt, welche das unbefriedigte Gemüth bei der Erinnerung an erhabene Natureindrücke mit doppelter Macht befällt. Lange hielt er sich im Lager auf, vertheilte an die stolzen Nomaden seine Cigarren und war glücklich, wenn er auf eine seiner vielen Fragen ein ruhiges „Makasch" zur Antwort erhielt. Eigentlich heißt „Makasch" so viel als unser Nein — der Araber wendet es jedoch so ziemlich auf Alles an, was seine Verwunderung oder selbst seine Zufriedenheit herausfordert. Es wäre mit dem deutschen „den Teufel auch" am zutreffendsten übersetzt. Seine gründliche Kenntniß des Arabischen nützte dem Prinzen sehr wenig bei den Wüstensöhnen, welche den höchsten Stolz darein setzten, einem Volke anzugehören, welches sie nicht anders als „schmutziger Araber" oder „Schwein von einem Kabylen" anredete. Prinz Ferdinand hatte seinen Wagen nach Vincennes voraus geschickt und als er selber dahin zurückkehrte, beschäftigte ihn sehr lebhaft die Frage, ob er oder die Araber kein Arabisch verständen. Während er so in tiefem Sinnen langsam durch das Bois von Vincennes dahinschlenderte, trat plötzlich aus

einem Seitenweg eine fast nonnenhaft gekleidete weibliche Gestalt in Schwarz, welche dicht vor dem Prinzen einen Augenblick wie erstarrt stehen blieb, als ob sie ein Gespenst erblicke, und dann in fluchtähnlicher Eile sich abwandte. Dieses ganze sonderbare Benehmen, das bleiche edle Gesicht mit den mächtigen Augen, die seltsame, fast klösterliche Einfachheit der Tracht, alles wirkte zusammen, den Prinzen zu veranlassen, der Dame zu folgen. Es gilt hier zu retten oder zu trösten, sagte er sich, freilich als er sich bereits auf dem Wege befand. Die Dame setzte ohne sich umzublicken ihre Wanderung so rasch sie vermochte fort. Aber ihre Schritte wurden immer langsamer und unter einem Schirmdach sank sie wie in äußerster Erschöpfung auf eine Bank nieder. Als sie gewahrte, daß man ihr gefolgt war, wollte sie auf's Neue fliehen, aber wie zum Tode ermattet sank sie wieder zurück und streckte nur abwehrend die weißen Hände aus. Sie waren unbekleidet und der Anzug erschien fast ärmlich, was jedoch nur dazu beitragen konnte, den königlichen Schnitt der Züge noch mehr hervorzuheben.

„Nicht um Sie zu belästigen — ich folgte Ihnen aus Theilnahme — Sie scheinen krank und der Hilfe bedürftig. Vertrauen Sie sich einem Menschenfreunde an . . .“

Noch immer starrte die Dame wie geistesabwesend vor sich hin, dann schien sie endlich zu sich zu kommen und murmelte:

„O, diese entsetzliche Aehnlichkeit, aber seine Stimme ist es nicht, diese ist weicher und klangvoller, seine war rauher und kraftvoller, o Etienne! . . .“

Sie preßte die Hände vor's Gesicht und ein leises Beben erschütterte ihren Körper. Der Prinz stand schweigend vor

ihr. Er achtete fremden Schmerz, wenn er auch dessen Ursache nicht kannte. Als ihn die Dame wieder anblickte, war es nur mehr Zorn und Zurückweisung, welche aus ihren dunklen Augen blitzte und ihre stolzen Lippen krümmte.

„Was wollen Sie? Wer sind Sie?“

„Einer der vielen Fremden, welche Paris durchfluthen und der vor Anderen nichts voraus hat, als vielleicht ein lebendigeres Mitgefühl für das Unglück . . .“

„Mag sein — meinem Elend können Sie nicht abhelfen.“

„Vielleicht doch!“

Ein grelles Lachen antwortete den sanften Worten des Prinzen:

„Können Sie Etienne wieder lebendig machen?“

Der Prinz schwieg.

„Die Todten stehen nicht mehr auf,“ sagte die Dame dumpf, „und Etienne starb in meinen Armen mit durchschossener Brust und ringsum dehnte sich die Wüste und die Schakals heulten. Er war nur ein armer Lieutenant der Chasseurs d'Afrique, der nichts besaß als seinen Degen, seine Tapferkeit und mich. Aber mir war er unersetzlich. Ich sage Ihnen das nur, mein Herr, weil Sie ein Mann von Herz scheinen und weil ich Ihnen in Folge meines Benehmens eine Erklärung schuldig bin. Sie besitzen eine Aehnlichkeit mit ihm, die mich fast ohnmächtig gemacht hätte, als ich Ihnen so unvorbereitet gegenüber stand. Aber Ihre Stimme klingt anders, weicher und trauriger zugleich. Haben Sie Dank für Ihre Theilnahme, mein Herr, aber lassen Sie mich gehen. Ihr Anblick schmerzt mich.“

Die Dame erhob sich.

„Sie werden erlauben, daß ich Sie in diesem Zustande nicht hier lasse,“ sagte der Prinz entschieden. „Es beginnt bereits zu dunkeln und mein Wagen soll Sie zu Ihrer Wohnung bringen, ohne mich, wenn Ihnen meine Nähe so unerträglich ist. Aber für jetzt bitte ich, meinen Arm zu nehmen. Der Arm eines Mannes ist in Paris der beste Schutz für eine Dame, wie Sie wissen ...“

Zögernd legte die Dame ihren Arm in den seinigen:

„Sie sind so hartnäckig wie er,“ sagte sie halblaut, halb tadelnd, halb bewundernd. „Es war eine Thorheit, so lange hier außen zu bleiben, aber ich konnte mich von dem kriegerischen Schauspiel, das mich an die schönen heißen Tage Afrika's erinnerte, nicht trennen, so sehr es mir das Herz durchbohrte. Wenn Sie mich zu den Boulevards fahren, werde ich Ihnen dankbar sein, aber Ihr Ehrenwort, daß Sie mir nicht weiter folgen ...“

„Mein Ehrenwort ...“

Die Dame nahm den Arm des Prinzen und bald hatten sie den beim Fort von Vincennes haltenden Wagen erreicht. Ohne Zaudern stieg die Dame ein und bald rollte das elegante Coupé zwischen den beleuchteten Hausnummern des berüchtigten Soldaten- und Kneipenviertels St.-Mandé und über die Barriere du Trône nach den inneren Boulevards. Endlich befand man sich zwischen dem blendenden Lichterglanz der großen Magazine und Café's. Es war um die Stunde des Diners und die Trottoirs waren schwarz vom Gedränge der Menschen, welche aus allen Passagen und Nebenstraßen in immer neuen Wogen sich in den über die Boulevards fluthenden Hauptstrom ergossen. Dazwischen ragten phan-

tastisch von innen heraus erleuchtet die Zeitungskioske empor und die ungeheueren mit verschiedenfarbiger Flüssigkeit gefüllten Gläser der Pharmazisten blitzten da und dort durch eine Lücke im Gewühl. Nur langsam kam das Coupé zwischen der wandelnden Wagenburg vorwärts, welche die Straße bedeckte.

Der Prinz, das Unglück ehrend, hatte sich bisher schweigend in die Polster zurückgelehnt und seine Begleiterin mit keiner Frage behelligt. Aber es gewährte ihm ein tiefes wonniges Genießen, so weltabgeschieden an ihrer Seite durch das Gewühl dahin zu fahren. So schwer es ihm ward, es war seine Cavalierpflicht, sie zu fragen, wo sie auszusteigen wünsche. Es wäre nicht edel gewesen, ihre anscheinende Selbstvergessenheit auszubeuten, um länger in ihrer Nähe zu sein.

„Wir sind auf den Boulevards," sagte er leise und wie Trennungsschmerz zitterte es durch seine Stimme.

Er erhielt keine Antwort. Er fragte nochmals — dasselbe unheimliche Schweigen. Er sah nur beim Schimmer einer langsam vorübergleitenden Laterne ein todtenbleiches Antlitz in der Ecke des Wagens. Erschreckt ergriff er die Hand der Fremden. Sie war kalt und lag wie leblos in der seinen. Mit der äußersten Seelenangst beugte sich der Prinz über seinen Schützling, da hörte er sie mit schwacher Stimme lispeln:

„Etienne — ich habe Dich wiedergesehen und kann jetzt sterben."

Dann folgte ein tiefer Seufzer, als ob ihre Seele langsam und widerstrebend den Körper verlasse.

Des Prinzen tastende Hand fand nicht sogleich die Quaste, um mit dem Kutscher zu verkehren, darum schlug er an eine der Scheiben, daß sie zersprang. Der Wagen hielt und ein Kellner mit weißer Serviette unter dem Arm öffnete den Schlag. Es ist schwer, auf den Boulevards zu halten, ohne daß es vor einem Café oder Restaurant geschieht — und für das Halten von Wagen haben die Kellner allezeit ein feines Gehör.

„Die Dame ist unpäßlich," sagte der Prinz, indem er mit Hilfe des Kellners die Ohnmächtige aus dem Wagen hob.

Bereits hatte sich ein dichter Kreis um denselben gebildet.

„Raum für eine Kranke," sagte der Kellner würdevoll und die Menge theilte sich.

„Kabinet Nummer eins," kommandirte der unter der Thüre harrende Lenker des Etablissements nach einem Blick auf die Gäste, dann schlossen sich die Krystallscheiben des Café „Franz I." hinter ihnen. Man stieg eine schmale Wendeltreppe mit vergoldetem Geländer empor und trat in ein kleines, reizend eingerichtetes Gemach, auf dessen dunkelrothem Sammtdivan die Ohnmächtige niedergelassen wurde.

„Einen Arzt, rasch einen Arzt!" befahl der Prinz.

„O, Madame athmet bereits wieder!" entgegnete der vielerfahrene Ganymed und über sein steinernes Antlitz glitt ein Lächeln. Dann zog er sich geräuschlos zurück.

In der That hatte die Fremde die dunklen Augen aufgeschlagen und verwirrt um sich geblickt:

„Etienne!" murmelte sie in süßem Erschrecken und sank dann wieder mit halbgeschlossenen Augen zurück. Der

schwarze Mantel war von ihren Schultern geglitten und das enganschließende schwarze Kleid spannte sich knapp um ihren vollen plastischen Nacken, auf den eine Fülle rabenschwarzer Haare entfesselt niederwallte.

„Etienne!“ seufzte sie wieder und ein banger Blick voll sehnsüchtiger Liebesqual traf den Prinzen aus den nur halb dem Bewußtsein erschlossenen Augen. „Wir sind wohl beide gestorben, weil ich wieder mit Dir vereinigt bin, Etienne, und unser Glück ist jetzt ohne Ende ...“

Und mit einem unartikulirten Stöhnen des Glücks schlang sie die Arme um den Nacken des vor ihr Knieenden.

Prinz Ferdinand wollte reden, erklären, aber ein Kuß, der wie glühendes Blei durch seine Adern strömte, lähmte ihn. Es kam ihm vor, als spreche er sein Todesurtheil, wenn er gestehe, daß er kein Todter sei.

Da fuhr die Dame plötzlich jäh aus ihren Paradieseswonnen auf und stieß ihn wild zurück:

„Du bist nicht Etienne — warum siehst Du mich mit seinem Antlitz an und marterst mich mit seinen Augen ...“

„Ich bin nicht Etienne,“ stammelte der Prinz, „aber ich liebe Dich, so sehr ein vom Tod erstandenes Herz nur lieben kann ...“

Die Dame hatte sich beim Klang seiner Stimme mit allen Zeichen des Entsetzens losgerissen und blickte sich mit scheuer Wildheit nach einem Ausweg um:

„Was ging mit mir vor? Wie komme ich hieher? O, es ist nicht edel, mein Herr, Schwäche und Verzweiflung eines unglücklichen Wesens zu benützen, um es zu beleidigen. Lassen Sie mich und mögen wir uns nie wieder begegnen!“

Gebieterisch streckte sie die Hand aus. Der Prinz ergriff sie und preßte sie an die Lippen:

„Du bleibst," keuchte er mit glühendem Athem und flammenden Augen, „Du hast nicht das Recht, diesen Brand in meine Seele zu schleudern und mich darin untergehen zu lassen —"

Sie wand sich unter seiner Umklammerung, energisch, mit zorndunklem Antlitz:

„Lassen Sie mich! Sie haben mich genug gequält. — Borgen Sie sich von meinem Etienne nicht auch die Kraft der Leidenschaft, um mich zu bethören. — Leben Sie wohl!"

Sie stieß ihn zurück, aber die Kraft versagte ihr und sie hielt sich wankend an der Marmorkonsole des Spiegels, der ihr Bild mit dem zurückgelehnten Haupt nur noch sinnverwirrender wiedergab.

Aber der Prinz war zu sich gekommen unter diesem großen starren Blick der Verzweiflung:

„Sie wollen es, ich gehe!" sagte er nach seinem Hute greifend. „Mein Wagen wird zu Ihrer Verfügung bleiben. Vergeben Sie mir und leben Sie wohl!"

Entschlossen wandte er sich nach der Thür. Da zitterte es leise hinter ihm her, voll Reue und Sehnsucht und doch schüchtern wie das erste erwachende Liebesflüstern des Frühlings:

„Etienne!"

Als sei es sein eigener Name, der eben genannt worden, wandte der Prinz sich um.

„Ich bin nicht Etienne," sagte er trotzig und traurig. „Ich bedaure, nicht Etienne zu sein ..."

Die Dame legte die weißen Hände vor's Gesicht und flüsterte:

„Sie sind nicht Etienne, ich weiß es jetzt — aber warum gab er Ihnen seine Gestalt und Augen und dazu eine Milde, wie er sie nie besaß, wie kein anderer Mann sie hat ..."

Im Antlitz des Prinzen leuchtete es auf, weit hinweg rollte sein eleganter Hut und mit ausgebreiteten Armen trat er auf die Bebende zu:

„Kraft meiner Liebe trete ich die Erbschaft an!"

Sie legte das Haupt an seine Schulter und lispelte:

„Etienne's Schatten kann mir nicht zürnen, wenn ich Sie liebe — sein Bild ist's ja, das sein Andenken tödtet ..."

Stunden waren vergangen, mit einem schwermüthigen Lächeln des Glücks und unschuldsvoller Befangenheit saß Natalie neben dem wieder von den Todten erstandenen Geliebten. Prinz Ferdinand hatte in ihrem Herzen gelesen wie in einem aufgeschlagenen Buch, er kannte ihre Herkunft aus einer sittenstrengen Beamtenfamilie der Provinz und — als man ihr den schönen, aber armen Geliebten verweigerte — ihre Flucht zu ihm an die stets von räuberischen Beduinen bedrohte algerische Grenze, wohin er auf Betreiben ihrer Eltern versetzt worden war. Dort war sie ihm auf allen Streifzügen gefolgt, auf dem schaukelnden Rücken des Kameels durch die Wüste geeilt und hatte ihr Nachtlager aufgeschlagen unter den in den Mondschein ragenden Palmen der Oasen. Und bei jenem Ueberfall, der ihrem kurzen Glück ein Ende machte, hatte sie selbst die Flinte abgedrückt auf die blutdürstigen Nomaden, in ihren Armen

war Etienne verblutet und mit der Schaufel eines Pionniers hatte sie selbst den ersten Spatenstich gethan zu seinem Grabe im heißen Sande der Wüste und geholfen die Steinblöcke darauf zu wälzen, um es vor den Raubthieren zu sichern. Dann kam sie arm und gebrochen nach der Heimath. Aber rauh und unbarmherzig wiesen die Eltern der „Abenteurerin" die Thüre und sie wandte sich nach Paris, um dort durch Arbeit ein Leben zu erhalten, welches die Ueberlieferungen ihrer Kindheit ihr verboten, sich zu nehmen. Aber je weniger das Leben der geschickten Arbeiterin Widerstand bot, desto entsetzlicher wurde das Gefühl der Oede und Verlassenheit in ihrem Innern — und Tage lang irrte sie in der Umgebung von Paris umher, wenn ihr kleines Gemach mit dem Blick auf die Dächer ihr zu eng ward. An einem solchen verzweiflungsvollen Tag war sie auch nach St.-Maur gekommen. Da tauchte es plötzlich vor ihr auf wie die Fata morgana der Wüste, Zelte schimmerten, Beduinen jagten über das Blachfeld und Wolken Staubes hinter ihnen drein. „Etienne" schrie es verzweiflungsvoll in ihr und im Walde von Vincennes verbarg sie sich vor den schrecklichen Bildern der Vergangenheit — da trat ihr aus dem Blätterdunkel der verstorbene Geliebte entgegen in der Gestalt eines Andern ...

„Ich war es, ich —" jubelte Prinz Ferdinand, die Geliebte an seine Brust pressend. „Ich habe Dich dem Tode abgerungen, und nun soll uns das Leben nicht mehr trennen!" — —

Das waren die Ereignisse gewesen, welche die Seele des Prinzen in ihren Tiefen aufgewühlt hatten und den breiten



farbigen Hintergrund der kurzen Beichte bildeten, welche der Prinz in abgebrochener, erregter Weise seinem jungen Freunde ablegte. Mit starr zu Boden gesenktem Antlitz saß Walther und Prinz Ferdinand fuhr fort:

„Sehen Sie, das einzige nennenswerthe Glück des Lebens, die Selbstvergessenheit kann uns nur die Liebe gewähren und mir war dieses Glück stets verkümmert durch die Furcht, daß mein Titel wohl geeignet sei, die Eitelkeit der Frauen herauszufordern, aber meine Person nicht dazu angethan, Liebe einzuflößen. Es war ja eigentlich auch ein Zufall, eine Aeußerlichkeit, die Form meiner Züge und Gestalt, die mich mit Natalie zusammenführte; aber das bin doch ich, ich selbst, und will mich darüber nicht beklagen, die Erbschaft eines so herrlichen Wesens, eines so schrankenlosen Herzens anzutreten . . . Sie haben mich oft in dankenswerther Langmuth aufzuheitern gesucht, Walther, es muß Sie daher freuen, mich glücklich zu sehen, glücklich durch mich selbst; denn Natalie ahnt nicht, wer ich bin . . .“

In der That blickte Walther mit großen Augen auf den Prinzen, aber diese Augen waren feucht und seine bleichen Lippen bebten:

„O mein Prinz, mein Prinz . . .!“

„Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank? Habe ich peinliche Erinnerungen in Ihnen wachgerufen? Hat der Hoch-C-Trompeter Domhardt doch noch nicht alle Sehnsucht aus Ihrem Herzen weggeblasen?“

„Ja, ich bin unglücklich,“ sagte Walther, „aber nur, weil man Sie so grausam täuschen, Ihren Edelsinn so empörend mißbrauchen konnte.“

„Täuschen? Mißbrauchen? Von wem sprechen Sie, mein lieber Heckenthau?"

Walther stockte unter dem fragenden Blick des Prinzen. Unwillkürlich zögerte er mit dem entscheidenden Wort.

„Nun?" fragte der Prinz. Walther begann unsicher:

„Jene rührende Geschichte, welche man Eurer Hoheit erzählt von der hohen Beamtentochter aus der Provinz, die vor der Härte ihrer Eltern zu einem Lieutenant der Chasseurs d'Afrique nach Afrika floh und mit ihm alle Gefahren und Abenteuer bestand, bis er von Kabylen verwundet in ihrem Arme starb — jene Geschichte steht bereits Wort für Wort in einem nicht mehr ganz neuen Roman eines französischen Schriftstellers und ist selbst in Deutschland bereits durch alle Leihbibliotheken gewandert..."

Der Prinz sah plötzlich sehr alt aus und tausend feine Fältchen spannten sich über das vergilbte Gesicht, aus dem alles Blut gewichen war.

„Sie wissen, ich lese nur wenig Erzählungen," sagte er dann etwas frostig. „Aber warum soll eine so einfache Geschichte nicht auch in dem Kopf eines Dichters entstanden sein, ohne daß man der Wirklichkeit ihr Urheberrecht streitig zu machen braucht? Die Armeelisten weisen, seit jene Truppe besteht, Lieutenants der Chasseurs d'Afrique auf, Beamtentöchter aus der Provinz hat es auch zu jeder Zeit gegeben und Algier ist seit lange in französischem Besitz — warum sollte eine aus dem einfachen alltäglichen Alphabet, Liebe, Treue, Elternfluch und Tod zusammengesetzte Historie nicht dem Leben und einem Poetenhirn zu verschiedenen Zeiten ihre Entstehung verdanken, ohne daß eines das andere des

Plagiats zu beschuldigen berechtigt wäre? Zeigt doch Ihre eigene Besorgniß um mich, wie fruchtbar schon die Einbildungskraft eines jungen Reiterlieutenants sein kann!"

Und der Prinz, dessen Rede sich nach und nach erwärmt hatte, lachte etwas gezwungen.

Walther blieb ernst. Es schien ihm, als ob der Prinz ebenso sehr sich selbst als ihn zu überzeugen suche.

„Ich will Ihnen vergeben, da Sie Natalie nicht gesehen haben," sagte der Prinz, durch den Ernst Walthers beläſtigt, und streckte die Hand aus. Walther wagte nicht, sie zu ergreifen.

„Wenn es dieselbe Dame ist, welche vorhin in diesem Zimmer sich aufhielt und diesen Fächer zurückließ, so kenne ich sie . . ."

„Es war Natalie!" sagte der Prinz mit fast drohendem Ernst. „Und Sie theilen mir in so sonderbarem Tone mit, daß Sie dieselbe kennten, als ob . . . als ob es mit dieser Bekanntschaft eine besondere Bewandtniß habe."

„Ich habe mit der Dame nur einmal gesprochen, aber ich stand ihr damals so nahe gegenüber wie vorhin, als sie sich so angelegentlich für die Korrespondenz Seiner Hoheit interessirte . . ."

„Und bei welcher Gelegenheit war das, wenn Sie die Güte haben wollen, es mir mitzutheilen, mein lieber Graf Heckenthau!" sagte der Prinz bleich und kühl.

„Im Kasino, wo die Crême der Pariser Halbwelt mit den reichsten Cavalieren von Paris verkehrt, nennt man sie Haydée — Hoheit erinnern sich der Griechin in dem Roman ‚Monte Christo' von Alexander Dumas."

Der Prinz war drohend aufgesprungen, doch allsogleich setzte er sich wieder. Aber er athmete kurz und rasch, während er antwortete:

„Ich hatte bereits das Vergnügen, Ihnen mitzutheilen, Graf Heckenthau, daß ich mich nicht derselben Belesenheit in der zeitgenössischen Romanliteratur rühmen kann wie Sie. Ich muß hinzufügen, daß ich auch die Cirkel nicht kenne und wohl nie kennen werde, welche Ihnen so vertraut scheinen. Aber es gibt oft merkwürdige Aehnlichkeiten nicht blos der Lebensgeschichten, sondern auch der Personen, und eine fünfundzwanzigjährige Einbildungskraft ist hartnäckig. Ich will jedoch nur Ihren Eifer für meine Person in Betracht ziehen und Ihren Irrthum vergessen, mein lieber Heckenthau! Sprechen wir nicht mehr davon!“

Ein Anderer an Stelle Walthers hätte vielleicht geschwiegen, aber ein Verweis, so nachsichtig er sein mochte, war nie die rechte Art, Walther zu beruhigen:

„Da es Hoheit befehlen, schweige ich,“ sagte er und erhob sich.

Der Prinz hatte sich fest in seinen Morgenrock gewickelt und wie fröstelnd in die Ecke des Divans zurückgelehnt.

„Sie sind heute von einer seltsamen Beharrlichkeit,“ sagte er in einem Tone, als sei er sich seiner Geduld mit dem jungen Manne wohl bewußt. „Wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben — Sie wissen, ich bin Ihnen niemals durch ein besonderes Ceremoniell lästig gefallen — reden Sie also, wenn noch andere Besorgnisse Sie belästigen, Sie werden mich bereit finden, dieselben zu zerstreuen ... Also nicht meinet-, sondern Ihretwegen erwarte ich Ihre Mittheilungen!“

Und scheinbar etwas ermüdet, aber doch mit unheimlicher Spannung in jedem Zuge seines Gesichts lehnte sich Prinz Ferdinand zurück.

Mit einer Entschlossenheit, als ob er auf die Mensur trete, begann Walther wieder:

„Was ich zu sagen habe, ist nur noch wenig. Am Vorabende des Tages, als Hoheit nach Vincennes fuhren, begleitete ich einige Bekannte, ohne recht zu wissen, wohin es ging und wurde mit Mademoiselle Haydée bekannt gemacht. Sie hatte mich im Park von St. Cloud in Gesellschaft Eurer Hoheit gesehen und fragte, wer dieselben seien. Auch ich erinnerte mich an eine Frau in Schwarz mit schlichtem Scheitel, deren klösterlicher Anzug mir aufgefallen war, Eure Hoheit hatten sich eben, die Cascaden betrachtend, abgewandt. Mit den Gewohnheiten solcher Orte unbekannt, nannte ich den Titel Eurer Hoheit und erwähnte im Verlaufe des Gesprächs, daß Hoheit am nächsten Tage Vincennes besuchen würden ...“

Walther stockte beim Anblick seines Gebieters, der mit bleifarbenen Wangen und gerötheten Augenlidern vor ihm saß ...

„Weiter, weiter!“ befahl der Prinz rauh.

„Hoheit befehlen und ich gehorche! Sie sagte noch zu einem meiner Bekannten (es war nicht für mich bestimmt, aber ich hörte es doch), sie mache Jagd auf Prinzen!“

Mit einem Stöhnen, als sei er in's Innerste getroffen, sprang der Prinz empor und ging einige Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er wieder vor Walther stehen, der sich ebenfalls erhoben hatte, und maß ihn mit fast feind-

seligem Blick. Seine Stimme war heiser und tonlos, als er fragte:

„Und jene Hetäre, welche Jagd auf Prinzen machte, sah aus wie — wie jene Frau, die mich vor einer Stunde verließ und war ebenso gekleidet im Park von St. Cloud, sagen Sie?"

„Ich hatte eben die Portière dort erhoben, um einzutreten, als ich sie dicht vor mir sah. Sie suchte die Briefe zu lesen, die ich mit Erlaubniß Eurer Hoheit offen hatte liegen lassen, als Hochdieselben gestern Abend fanden, daß es schon zu spät sei, sie noch zu schließen. Mademoiselle hatte ihren Fächer weggelegt, um besser lesen zu können. Eine Bewegung von mir verscheuchte sie und der Fächer blieb zurück ..."

„Ah, der Fächer — dieser da!" sagte der Prinz, indem er mit dem Finger darauf deutete, als scheue er sich, ihn zu berühren.

„Es ist derselbe, den Mademoiselle im Kasino trug. Ich erinnere mich genau daran."

„Bah!" fuhr der Prinz plötzlich aus seinem Sinnen auf. „Der Fächer beweist nichts. Alle Welt trägt jetzt solche Fächer in Paris. Wenn Ihre übrigen Aehnlichkeiten nicht zutreffender sind ..."

Der Prinz stockte. Walther fühlte, daß es jetzt seine eigene Ehre galt, nicht aus Schonung für die Gefühle seines Herrn zurückzuweichen:

„Eure Hoheit werden mir glauben, daß ich diesen Fächer heute noch nicht entfaltet habe. Aber wenn es derjenige der Mademoiselle Haydée ist, so muß etwa in der Mitte

ein kleines Loch eingebrannt sein, vielleicht durch eine Cigarrette..."

Hastig streckte Prinz Ferdinand die Hand aus, aber sie hatte den Fächer noch nicht berührt, als sie sich ebenso rasch wieder zurückzog.

„Oeffnen Sie ihn!" sagte er und seine Blicke blieben mit selbstquälerischer Neugier darauf haften.

Walther hob den Fächer empor und hielt ihn entfaltet gegen das Fenster. Den Prinzen schien der kleine helle Punkt, durch welchen der Tag hereindrang, zu schmerzen, denn er erhob plötzlich die eine Hand zu den Augen, während er sich mit der andern müde auf die Marmorplatte des Spiegeltisches stützte. Da berührte er ein Etuis aus blauem Sammt, er nahm es, öffnete es und hielt den funkelnden Inhalt vor das Antlitz Walthers.

„Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß eine Komödie mit mir gespielt worden ist. Aber nicht aus Eigennutz — wenigstens das nicht. Diesen Schmuck könnte eine Prinzessin tragen, so werthvoll und selten sind die Steine — Natalie hat ihn ausgeschlagen, wie alles Andere. Und sie machte doch kein Hehl aus ihrer Bedürftigkeit. Sie hat mir verboten, ihr je wieder ein Geschenk anzubieten, wenn ich sie nicht verlieren wolle. Kaum ein Glas Champagner nahm sie an. Thun das die Damen Ihres Kasino's auch?"

„Vielleicht — wenn sie überzeugt sind, daß der Edelmuth eines Prinzen ein solches Verbot nicht hält."

Das kühne Wort war heraus und die schmalen weißen Finger des Prinzen ballten sich.

„Sie haben Ihren Beruf verfehlt, Heckenthau,“ sagte er bitter, „Sie hätten Staatsanwalt werden sollen.“

Walthers Augen standen voll heller Thränen:

„Vergebung, Hoheit — aber ich konnte nicht anders.“

„Schon gut, Sie haben ja Recht und ich muß Ihnen dankbar sein,“ stieß Prinz Ferdinand mit leichter Ungeduld hervor, indem er mit geröthetem Antlitz im Zimmer auf und ab ging. „Nur noch einen Dienst müssen Sie mir in dieser Sache leisten. Es ist ein seltsamer Auftrag zwar, aber Sie allein können ihn ausführen.“

„Aufträge, wie sie mein Prinz mir geben kann ...“

„Schon gut, schon gut — Sie besuchen ja auch die Kasinos — also wird es Ihnen keine allzu große Ueberwindung kosten, in die Rue St. Roche Nummer drei zu fahren, Sie wissen, eine kleine Seitenstraße der Rue St. Honoré, die bei der Kapelle St. Roche einmündet. Wenn Sie dort Ihre Mademoiselle aus dem Kasino wiederfinden, so übergeben Sie ihr jenen Schmuck ...“

Entsetzt sah Walther auf seinen Gebieter.

„Jenen Schmuck,“ wiederholte Prinz Ferdinand. „Und wie viel haben wir in der Schatulle?“

„Zwanzigtausend Francs.“

„Davon nehmen Sie die Hälfte und legen es zu jenen Brillanten. Dieses und den Brief, den Sie schreiben werden, übergeben Sie Natalie, vielmehr Mademoiselle Haydée, wie Sie sagen. Setzen Sie sich!“

Walther gehorchte und der Prinz diktirte mit anscheinend ruhiger Stimme:

„Madame ... Anbei der Schmuck, den Sie im Hotel

du Carousset vergessen haben. Erlauben Sie zehntausend Francs beizufügen für die gelungene Vorstellung, die Sie dem Unterzeichneten gegeben. Mit aufrichtiger Bewunderung Ihrer mimischen Leistungen P. S."

„Ich hieß ihr gegenüber nämlich Paul Sentheim," fügte der Prinz hinzu, „und hatte mich für den Sohn eines wohlhabenden Bürgers ausgegeben. Gehen Sie, mein Freund! Diese Damen sind ja, wie Sie wissen, des Vormittags am sichersten in ihrer Wohnung zu treffen."

Das Lächeln, welches der Prinz versuchte, wurde zur Grimasse und wie müde setzte er sich wieder in die Ecke des Sopha's. Sein Gesicht erschien sehr alt und eingefallen und er zog den verschnürten Morgenrock um die schlanke Gestalt zusammen, als friere ihn aus dem Grunde seiner Seele.

So saß er lange. Da fiel sein Blick auf den Fächer, der vor ihm auf dem Tische liegen geblieben war. Er machte eine Bewegung, als wolle er Walther zurückrufen. Aber er besann sich eines Anderen, nahm den Fächer fast scheu hinweg und legte ihn unter das Sophakissen. Zugleich zog er ein Buch hervor, das dort durch Zufall hingerathen. Es waren die „Studien" von Heinrich von Treitschke. Auf's Gerathewohl schlug der Prinz auf. Da las er:

„O, daß der Herr zu seinen Wundern Allen,
Die unser Hirn mit tollem Grübeln plagen,
Auch dieses Eine schuf, daß er den Traum
Der Liebe lebend auf die Erde sandte,
Der Hölle Geist in solche Hülle bannte!"

Heftig schleuderte Prinz Ferdinand das Buch hinweg und trat auf das kleine Büchergesimse zu, welches den Sekretär krönte.

„Hier ist Wahrheit und Klarheit,“ sagte er, indem er Goethe's Gedichte herunternahm. —

Walther hatte indessen die kurze Strecke bis zur Rue St. Roche zurückgelegt und an das Fenster der einfachen Portierloge gepocht, hinter dem ein altes Mütterchen in der üblichen weißen Haube mit der Ausbesserung eines farbigen Strumpfes beschäftigt war. Sie legte ihn bedächtig zur Seite, schob die Brille in die Höhe und öffnete das Schiebfenster.

„Wohnt hier Mademoiselle Haydée?“

„Nein, mein Herr!“

„Eine große schlanke Dame mit schwarzen Augen und Haaren ...“ fuhr Walther fort.

„Ich zweifle nicht, daß in vielen Häusern solche Damen wohnen,“ lächelte die alte Frau. „Wir haben allerdings seit einigen Tagen eine junge Dame in die kleine Wohnung des dritten Stocks bekommen, auf welche Ihre Beschreibung ebenfalls paßt, aber diese nennt sich anders . . .“

Die Alte senkte ihre Brille wieder auf den Nasensattel herab und brachte eine einfache Visitenkarte aus einem Schubfache zum Vorschein, welche sie Walther reichte:

„Dies ist der Name.“

„Natalie Miroflêche,“ las Walther und gab die Karte zurück. „Das dürfte die Dame sein, die ich suche ...“

„Aber Madame lebt sehr zurückgezogen, hat bis jetzt von Herren keine Besuche erhalten und war erst einmal

Abends außer dem Hause, bei der Hochzeit einer Bekannten . . ."

„Mich wird sie wohl empfangen, wenn sie zu Hause ist . . ." sagte Walther bestimmt.

„Sie ist zu Hause," nickte die Alte kurz und der Glaube an die Zurückgezogenheit ihrer Mietherin schien erschüttert.

Walther eilte die reinlich gehaltenen, aber engen und steilen Treppen empor und läutete an der Thüre, wo ein kleines Kärtchen mit dem Namen Natalie Miroflêche befestigt war.

Es dauerte lange, bis geöffnet ward, dann ertönte ein leichter Schritt und Haydée stand vor ihm. Sie war mit der strengsten Einfachheit in braunen Kattun gekleidet. An langem Bande hing die blitzende Scheere hernieder auf die schwarze Merinoschürze. Ihre dunklen Haare waren glatt aus der Stirne gestrichen. Sie sah aus wie eine Königin der Grisetten.

Haydée verfärbte sich etwas, als sie den jungen Mann erkannte.

„Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben," begann Walther etwas unsicher unter dem fragenden Blick der großen Augen, die starr auf ihn gerichtet waren.

Natalie schien ihren Entschluß gefaßt zu haben:

„In der That, ich glaube mehrere Wochen — wie haben Sie meine Wohnung gefunden?"

„Durch meinen . . . durch Herrn Paul Sentheim, dessen Sie sich erinnern werden . . ."

„Ah, durch Ihren Prinzen," sagte Haydée mit einer Art schelmischer Verlegenheit. „Wollen Sie eintreten?"

Die Wohnung Haydée's bestand in einem kleinen Zimmer, dessen einziges Fenster die Aussicht auf die Dächer einiger Hintergebäude und eine Legion Schornsteine gestattete. Die Einrichtung bestand aus einem Kleiderschrank, einem Bett, einem Tisch und mehreren Stühlen. Auch eine kleine Nähmaschine war vorhanden. Auf fast allen diesen Möbeln lagen mehr oder weniger vollendete Aussteuergegenstände für Damen vom feinsten Linnen, von der beliebten Elsässer Morgenhaube bis zum durchbrochen gearbeiteten Frisirmantel und dem durchsichtigen Jäckchen von Battist. Ein Dutzend Taschentücher, wie von Feenhänden gestickt, lag auf einem Unterkleid mit endloser Schleppe, und seine Millionen Falten rauschten geheimnißvoll, als Walther daran streifte. Und über all der koketten Schaustellung schwebte ein Hauch echt weiblicher Grazie, daß man sich in das Paradies der Arbeiterin versetzt wähnen konnte.

„Nun, was bringen Sie mir?" fragte Haydée, indem sie einen der Stühle frei machte.

Er blieb aufrecht und überreichte ihr Brief und Päckchen. Sie legte letzteres bei Seite und öffnete ersteren. Der Inhalt schien sie nicht zu überraschen und sie verweilte dabei nicht länger, als nöthig war, ihn kennen zu lernen. Dann faltete sie ihn mehrfach zusammen und strich die Falten mit ihren rosenrothen Nägeln glatt.

Immer heißer stieg die Gluth in Walther's Wangen unter dem nicht eben unfreundlichen Lächeln Haydée's.

„Sie haben dem Prinzen gesagt, daß Sie mich kennen," fragte sie ruhig, fast gleichgiltig.

„Ich konnte nicht anders. Hoheit war mir stets ein väterlicher Freund ...“

Haydée zuckte leicht mit den schönen Schultern.

„Und Sie glauben wirklich, Ihrem väterlichen Freunde einen Dienst erwiesen zu haben, für den er Ihnen dankbar sein wird? ... Ich habe ihn bis jetzt weder geplündert noch kompromittirt.“

„Sie hatten ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, ihn getäuscht ...“ fuhr Walther fort.

„Bah! — Hat er mir denn seinen Namen gesagt, Ihr Prinz? Er nennt sich Paul Sentheim — jeder Kutscher kann Paul Sentheim heißen ...“

„Es ist ein Unterschied, ob man sich mit romantischen Erlebnissen umgibt und sich eine höhere Abkunft zuschreibt, oder ob man von seiner hervorragenden Stellung herabsteigt, um wahre Neigung einzuflößen ...“

„Ich habe von Ihrem Prinzen nicht verlangt, daß er mir glauben solle. Was ich erzählte und that, war eben eine andere Art Konversation, welche Ihr Freund Tourmanche, der Sie in's Kasino gebracht, unterhaltend nennen würde. Ich sah voraus, daß dem romantischen Gemüth meines Paul Sentheim das erfundene Geschöpf der ‚Zehnsousbücher‘ besser gefallen würde, als eine Dame, die mitten im Leben von Paris steht, und ich adoptirte die grausamen Eltern und den unglücklichen Geliebten einer Romanheldin, welche nie existirt hat. Ihr Prinz unterhielt sich, das war Alles, was ich wollte ...“

„Und ich that nichts als meine Pflicht, als ich ihn

aufklärte," sagte Walther kurz und wandte sich zur Thüre. Haydée wiegte langsam das schöne Haupt:

„Pflicht!! Sie waren einfach eifersüchtig!"

Walther drehte sich rasch um.

„Eifersüchtig? Ich buhle um die Gunst meines Herrn nicht mit Frauen ..." sagte er heftig.

„Sie mißverstehen mich oder geben sich den Anschein. Sie sind eifersüchtig, weil Sie mich lieben!"

Diese Mittheilung schien Walther doch so merkwürdig, daß er es vergaß, daß er sich habe entfernen wollen und sein Lachen klang etwas gezwungen:

„Diesmal hat Sie Ihr Selbstvertrauen denn doch getäuscht! Ich bin etwas — weniger romantisch, als Sie voraussetzen."

„Und doch kann ich mich über Ihre Gefühle um so weniger täuschen, als ich weiß, was die Liebe ist, denn ich liebe ja selbst!"

Das war einfach und natürlich und mit einem gewissen gefaßten Ernst gesprochen, daß Walther unwillkürlich aufhorchte.

„Sie?" fragte er ungläubig lächelnd und doch nicht ohne tiefes Interesse.

„Ja ich — seit den letzten Wochen fühle ich immer mehr, daß noch viel vom albernen Kinde in mir steckt. Die Tage arbeite ich, als ob ich Hungers sterben sollte, und gehe um neun Uhr Abends zu Bett." —

Walther fühlte eine große Unbehaglichkeit. Die Stimme Haydée's klang sanft und klagend und die Gluth ihrer

Blicke rieselte fast elektrisch an ihm nieder. Aber er raffte sich zusammen und sagte etwas gereizt:

„Leben Sie wohl, Madame — zum Ueberbringer Ihrer Liebesbetheuerungen eigne ich mich doch nicht!"

„Zum Ueberbringer an wen?"

„An meinen Prinzen!"

„An Ihren Prinzen, wer spricht von ihm? Er war Prinz, das ist Alles, das reizte mich! Das ist nun vorbei . . . Reden wir nicht mehr davon. Hier sind seine Geschenke, ich bedarf derselben nicht . . . Sagen Sie ihm, was Sie wollen, oder werfen Sie den Plunder in die Seine . . ."

Und sie gab Walther das Päckchen zurück. Er hielt es zögernd in der Hand.

„Aber warum wollen Sie die Geschenke nicht behalten, wenn Ihnen die Meinung meines Herrn gleichgiltig ist? Er wird es jedenfalls vorziehen, einer Verpflichtung ledig zu sein . . ."

Walther stockte vor dem Blick zorniger Leidenschaft, mit dem sie ihn ansah:

„So verstehen Sie denn noch nicht? Aus Ihrer Hand will ich es nicht. Sie sollen mir nicht die Geschenke eines Anderen bringen . . ."

Und wie einem plötzlichen unwiderstehlichen Impuls gehorchend, wies sie das Päckchen von sich und wandte sich ab, während ihre Gestalt leise zu beben schien unter den Stößen unhörbaren Schluchzens.

Sie war an ihrem Arbeitstisch auf einen Stuhl gesunken und hielt die Hände vor's Gesicht.

Walther wußte nicht, wie es gekommen war, aber plötzlich stand er neben ihr und während sein Herz zum Zerspringen pochte, sagte er leise und befehlend:

„Wen lieben Sie?“

Haydée sah ihn mit einem seltsamen Lächeln an.

„Niemanden!“ antwortete sie kurz.

Trotzig wandte Walther sich um.

„Vergebung! Sie zertreten die Schleppe, welche hinter der Prinzessin Millefleurs durch das Château des fleurs rauschen soll,“ sagte sie, indem sie sanft Walthers Hand berührte und sich verneigend mit der Rechten die Schleppe zurückzog. Das feine Handgelenk und der vorgestreckte Arm schlüpfte bei dieser Gelegenheit aus dem Aermel und ihre Linke hielt sich fester an der Hand des jungen Grafen, als ob sie zu fallen fürchte. Walther zog seine Hand nicht zurück. Starr ruhte sein Blick auf der ungesuchten und doch so graziösen Haltung. Dann erhob sie sich wieder mit seiner Hilfe und einen Augenblick berührte ihre Gestalt leicht die des Adjutanten. Es lag etwas von dem Erschrecken der ersten Liebe in der Bewegung, mit der sie sich zurückzog, aber bereits hatte der Arm des jungen Mannes sie umschlungen und hielt sie fest. Mit lieblichem Erstaunen warf sie den Kopf zurück und fragte mit reizendem Spott:

„Die Schleppe der Prinzessin Millefleurs ist gerettet — und der Weg frei. Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht mehr, mein Herr!“

Sie suchte sich seinem Arm zu entwinden. Aber Walther hielt sie fest; seine blauen Augen blitzten und seine Wangen färbte helles Roth.

„Ich lasse Dich nicht,“ knirschte er, „Du bist frei und sollst keinen Anderen lieben als mich!“

„Aber Sie selber lieben mich ja gar nicht,“ lachte Haydée und erneute ihre Anstrengungen.

„Bis zur Tollheit!“ erwiederte er in dem Tone unverfälschter Leidenschaft, die endlich auch Haydée zu rühren schien. „Seit ich Dich zum ersten Mal gesehen, habe ich nur an Dich gedacht, von Dir geträumt.“ —

Hand in Hand saßen Walther und Haydée und erzählten sich von ihrer Jugend. Haydée war wieder Kind geworden durch die Liebe eines Kindes. Sie schwor und sie glaubte es in diesem Augenblick, daß sie nie einen Anderen geliebt als ihn und wieder zurückkehren wolle zu einem Leben der Arbeit und der Sorge.

„Drei Jahre lang,“ so schloß sie mit der Begeisterung eines fünfzehnjährigen Mädchens, „habe ich als Vorarbeiterin in einem Weißwaarengeschäft der Rue du Temple gearbeitet und war glücklich mit meiner kleinen Börse und meinen großen Erwartungen. Es war nicht Liebe oder Hang zum Genuß, der mich jenem Leben entriß, sondern die Neugier, wie es außerhalb der engen Schranken, die mir gezogen waren, aussehe. Ich will wieder so froh und glücklich werden wie einst. Wie lange bleibst Du in Paris?“

„Ich weiß nicht, was mein Prinz beschließt ... Und Du fürchtest nicht, daß ich Dich verrathe?“

„Nein — schon darum nicht, weil Du dann seine Freundschaft verlieren würdest und — mich!“

„Du denkst nicht gut von den Menschen.“

Haydée zuckte die schönen Schultern;

„Man muß zufrieden sein.“

Walther war im Begriff zu gehen, als Haydée an ihren Tisch eilte und ihm die Geschenke des Prinzen herbeiholte:

„Und würdest Du sie auch nicht annehmen, wenn ich nicht der Ueberbringer wäre?“

„Was liegt daran? Betrachte die Dinge wie sie sind und bringe Deinem Herrn das Anerbieten seiner Großmuth und Verachtung zurück . . .“

„Wann sehe ich Dich wieder? . . .“

„Heute, morgen, wann Du willst.“

Noch immer blickte Walther zögernd auf das Päckchen, das er in der Hand hielt:

„Ich bin ein schlechter Bote, um zerrissene Liebesbande wieder anzuknüpfen.“

Haydée lächelte:

„Was ich wollte, habe ich erreicht. Ein Prinz ist mir zu Füßen gelegen. Uebrigens — man plaudert nicht zu einem Herrn, den man besiegt hat — — —“

Das Diner war längst vorüber, als Walther im Hotel du Carousſel anlangte. Der Prinz suchte hinter seinem Buche die Ungeduld zu verbergen, mit der er ihn erwartet hatte und über die er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte.

Mit einer Verbeugung legte Walther die Geschenke wieder auf den Tisch.

„Sie haben Haydée nicht gefunden?“ rief der Prinz in einem Ton, als ob er es hoffte.

„Ich habe sie gefunden, Hoheit,“ antwortete Walther tonlos.

„Aber Sie haben sich geirrt, es war nicht Natalie,“ fuhr der Prinz sich erhebend mit vorgebeugtem Antlitz fort.

„Haydée und die Dame, die ich hier sah, sind dieselbe Person, Hoheit.“

„Aber warum bringen Sie mir den Schmuck zurück?“

„Da ihn Haydée nicht annahm.“

„Sonderbar! Und sie hat Ihnen keinen Brief gegeben?“

„Nichts —“

„Aber sie mußte doch etwas dabei sprechen — Sie sind lakonisch wie das delphische Orakel, Heckenthau!“

„Sie sagte dabei, ja, ja, sie sagte, daß sie wieder zur Arbeit zurückkehren wolle.“

Walther sagte das mit einem gewissen Stolz — der Prinz bemerkte es nicht.

„Sie vertheidigt sich nicht,“ murmelte er leise. „Sie schickt mir mein Almosen wieder und arbeitet vielleicht um zwanzig Sous die Woche. Das thut ein gewöhnliches Wesen nicht.“

Er blickte auf und in Walther's bleiches, erregtes Gesicht.

„Ich danke Ihnen, Walther,“ sagte er, indem er dem Adjutanten die Hand reichte, welche dieser scheu und zögernd berührte. „Sie sind ergriffen gleich mir von dem Stolze dieses Mädchens. — Fürwahr, ich habe einsehen gelernt, daß der wahre Heldenmuth nur in den Kreisen zu treffen ist, die mit dem Leben kämpfen müssen — die Tragik des Lebens, und dazu gehört auch die tragische Schuld. Was hätten wir vor den Anderen voraus, wenn nicht das Recht zu verzeihen und zu erheben und ausgleichend zu wirken auf die Unvernunft des blind waltenden gesellschaftlichen

Zufalls? Daß so viel Schönheit und Geist der niedrigsten Intrigue dienstbar werden mußte! Es bedurfte nur der Berührung mit dem Besseren, um den halbvergessenen Stolz zu wecken. Hier — dieses Päckchen beweist mir, daß Natalie nur dann verloren ist, wenn wir sie fallen lassen. Eine gewöhnliche Kreatur, welche aus schmutzigen Beweggründen log, weist ein solches Geschenk des Verrathenen nicht zurück. Auch Berechnung ist es nicht, denn sie hat Ihnen keine Zeile gegeben . . ."

Entschlossen trat der Prinz auf den Klingelzug zu. Seine Wangen waren geröthet und seine Augen leuchteten.

Walther warf sich ihm in den Weg mit bleichem Gesicht und flehend aufgehobenen Händen:

„Hoheit, was wollen Sie thun!"

Der Prinz lächelte und sagte mild:

„Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor."

Mit gerungenen Händen und verzweifeltem Antlitz stand Walther vor seinem Gebieter und seine bleichen Lippen stammelten:

„Hoheit — Reden wäre abscheulich und Schweigen ein Verbrechen!"

„Was Sie mir sagen können, weiß ich, mein guter Heckenthau, und Einzelnheiten aus Nataliens Vorleben können an meinem Entschluß nichts ändern!" entgegnete Prinz Ferdinand gütig. „Was sie auch begangen haben mag, ich bin nicht Richter über eine Vergangenheit, die mir nicht gehörte, die ich nicht zu stützen vermochte. Mich liebte sie . . ."

„Nein!“ schrie Walther, und man wußte nicht, war es Zorn oder Reue, was ihm den wilden Ruf entpreßte und schluchzend lehnte er das Haupt an die Wand.

Der Prinz war dicht an ihn herangetreten, hatte ihn am Arme ergriffen und fragte dumpf und drohend:

„Wen sonst? — Wen?“ stieß er nochmals hervor, als Walther nicht antwortete. Da kehrte ihm der Adjutant sein thränenüberströmtes Gesicht zu und sah ihn starr und schweigend an. Der Prinz ließ seinen Arm los und wendete sich ab: „Gehen Sie!“ befahl er, ohne nach dem Adjutanten zurückzublicken.

Walther taumelte hinaus. Nach einer Stunde wurde er wieder zum Prinzen gerufen. Derselbe war vollständig angekleidet, als sei er eben von einem Spaziergang zurückgekehrt. Die Geschenke Nataliens und der Fächer waren vom Tisch verschwunden . . . Walther erschien trotzig, finster.

„Ich habe ein schweres Unrecht an Ihnen gut zu machen,“ sagte Prinz Ferdinand, indem er auf einen Stuhl deutete und selbst einen anderen einnahm. „Ich hätte Ihnen in Berücksichtigung des Altersunterschiedes, der uns trennt, nicht so viel Vertrauen schenken dürfen, als ich that. Verstehen Sie mich recht, Ihret- nicht meinetwegen! Ich habe nicht das Recht, Ihrer Jugend und Unerfahrenheit einen Vorwurf daraus zu machen, daß Sie nicht stärker waren als ich. Ich meinte nur, ich hätte, nach dem Versprechen, das ich Ihrer würdigen Frau Mutter gegeben, als sie mich vor unserer Abreise aufsuchte — um Ihres jungen Herzens willen etwas weniger — sagen wir kameradschaftlich mit

Ihnen verkehren sollen. Was daraus entstanden ist, das wissen Sie ja. Jetzt gilt es, einen Strich zu ziehen zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ich habe bereits an den Minister geschrieben, daß Sie kommen würden . . ."

Walther machte eine Bewegung sich zu erheben. Der Prinz lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu behalten.

„Sie werden mit mir übereinstimmen, daß die Pariser Luft für Ihr junges Gemüth nicht taugt. Auch darf ich meinem Monarchen und der Armee nicht länger eine so tüchtige Kraft entziehen. Sie werden also reisen, sobald Ihre Abberufungsordre und Ihr Stellvertreter anlangt . . ."

„Eure Hoheit sind sehr gnädig," murmelte er, „aber ich weiß nicht, ob ein gegebenes Wort . . ."

„Sie meinen Ihre Beziehungen zu jener Dame? Sie sind geregelt."

Walther sprang auf:

„Hoheit!"

„Sie sind geregelt," erwiederte der Prinz fest. „Es schien in der That, als ob das seltsame Wesen sich mit fantastischer Hartnäckigkeit an ihre Laune anklammern wolle — aber zuletzt nahm sie Vernunft an."

Die Stimme des Prinzen bebte nicht, als er das sagte, aber fast drohend klangen die Worte des Adjutanten:

„Ich wußte nicht, daß die Unterordnung, welche ich Eurer Hoheit schulde . . ."

„Sich auch auf Ihre Herzensbeziehungen erstrecke?" lächelte der Prinz schwermüthig. „Seien Sie ruhig! Um mein Unrecht an Ihnen zu sühnen, habe ich vielleicht die

härteste Probe meines Lebens bestanden. Weder als Prinz noch als Vorgesetzter habe ich gehandelt, sondern als Freund Ihrer Mutter!"

Walther hielt die Hände vor's Gesicht:

„Meine Mutter!"

„Selbst Mademoiselle ließ diesen Grund schließlich gelten — wollen Sie schwächer sein, mein junger Freund?"

Noch immer schwieg Walther und schaute beharrlich zu Boden.

„Noch Eines," begann der Prinz wieder, nachdem er den jungen Mann lange sinnend betrachtet hatte. „Ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, daß ... daß ... auch ich Mademoiselle nicht wiedersehen will. Nun, wird Ihnen der Gehorsam noch immer so schwer?"

Walther schwieg lange. Endlich beugte er sich nieder auf die ausgestreckte Hand seines Gebieters und murmelte:

„Ich werde gehorchen, Hoheit!"

Dann eilte er, des Ceremoniells nicht achtend, ohne entlassen zu sein, aus dem Zimmer.

Seit jenem Morgen sah Walther den Prinzen nicht mehr. Ein Billet desselben hatte ihm in gütigen Worten mitgetheilt, daß er bis auf Weiteres Urlaub habe und sich vor der Abreise noch einmal die Merkwürdigkeiten der französischen Hauptstadt ansehen möge.

Walther hatte ein Gefühl, als ob es ihm nicht möglich sei, dem Prinzen nochmals gegenüber zu treten. Er verließ daher schon am frühen Morgen das Hotel und kehrte erst spät dahin zurück. Des Tages über besuchte er die interessanteren Punkte der Umgebung von Paris allein,

denn er vermied auch seine bisherigen Freunde, aus Furcht, von Haydée zu hören oder von ihr sprechen zu müssen. Eines Abends in Passy hörte er plötzlich dicht neben sich seinen Namen rufen und zwischen den vernachlässigten Orangen einer niederen Veranda streckte sich ihm eine Hand entgegen. Er erschrak. Es war Herr v. Tourmanche, sein Freund aus dem Kasino, der ihn einlud, heraufzukommen. Walther lehnte ab, weil er Geschäfte halber da sei und keine Zeit habe.

„Geschäfte halber in Passy?" lachte Tourmanche. „Seit wann stehen Sie denn mit Spiritusfabriken und Chokolademühlen in Verbindung? Nur einen Augenblick — oder ich muß annehmen, daß Sie Furcht haben."

Furcht! Das war das Wort, womit man Walther durch einen Wall von Feuer hätte sprengen können.

„Furcht — vor wem?" fragte er scharf und stand an der Seite des Freundes.

„Vor unseren kleinen Damen," lächelte dieser vergnügt und wies auf einen Tisch von Herren und Damen, an dem Haydée den Vorsitz zu führen schien. Sie war mit excentrischer Pracht gekleidet, thurmhoch frisirt und trug die Steine des Prinzen.

Die Blicke der Versammlung, die sich offenbar in der heitersten Stimmung befand, wandten sich ihm zu. Haydée hatte die Farbe gewechselt, aber sich rasch erholend, ergriff sie das Glas und rief, es gegen Walther schwenkend:

„Es lebe der treue Knappe des Prinzen von Arkadien!"

Die Gläser klangen an einander und ein tolles Geläch-

ter tönte um so lauter, als außer zwei Personen Niemand wußte, um was es sich handelte.

Einen einzigen Blick voll Wuth und Schmerz warf Walther auf Haydée, dann drehte er sich kurz um und verließ den Saal. Da fühlte er seinen Arm berührt.

„Aber was habt ihr denn, Kinder? Was ist denn vorgefallen?“ fragte de Tourmanche.

„Sie werden mir Genugthuung geben!“ knirschte Walther.

„Nein, mein Lieber — man schlägt sich wegen dieser kleinen Damen nicht mehr in Paris. Ich kann wohl meine Brust Ihrem Degen, aber meinen Namen nicht der Lächerkeit preisgeben. Uebrigens habe ich nicht einmal das Vergnügen zu wissen, um was es sich handelt.“

In erregten Worten wollte Walther, ohne den Namen des Prinzen zu nennen, eine Art Aufklärung geben. Aber sie mißlang ihm so vollständig und er blieb mitten in seiner Erzählung so hilflos stecken, daß Tourmanche ihm väterlich die Hand auf die Schulter legte und sagte:

„Quälen Sie sich nicht weiter mit Geständnissen. Ich vermag das Uebrige zu ahnen. Ihr Verhältniß zu dem ‚väterlichen Freunde‘ ist selbstredend ebenfalls gründlich gestört. Es verstieße gegen die menschliche Natur, wenn es anders sein sollte. Wann reisen Sie?“

„Sobald meine Papiere eintreffen, vielleicht morgen schon!“

„Ich vermuthe, Ihr ‚väterlicher Freund‘ wird Ihnen bald folgen, ehe sich ‚Petit Journal‘ oder ‚Vilemechant‘ der Sache bemächtigt haben. Denn wenn sie die Heldinnen eines Romans sind, können unsere kleinen Damen noch weniger schweigen — als Sie.“

„Sie scheinen mein Benehmen nicht zu billigen — es ist wahr, ich that etwas Gutes und Schlimmes in demselben Augenblick — aber meine Aufrichtigkeit war nicht das Schlechte . . .“

Der Franzose zuckte die Achseln:

„Ueben wir keine Moral! Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon an jenem Abende sagte: Man spricht zu diesen Damen nicht von seinen Freunden, zudem wenn es Prinzen sind. Heute muß ich dem hinzufügen: Man spricht von diesen Frauen nicht zu seinen Freunden, auch wenn es Prinzen sind.“

„Auch nicht, wenn man ihr edles Herz betrügen sieht, ja es selbst verrathen hat?“

„Man thut es eben nicht!“

„Dann ist man eben nicht ehrlich.“

„Wenn man schweigt und Jeden für sich selber sorgen läßt? Das gäbe ein nettes Leben in Paris, wenn alle Welt nach Ihrer Façon ehrlich sein wollte.“

„Dann kann man sich ja nur Glück wünschen, wieder zu einfacheren Verhältnissen zurückzukehren.“

„Viel Glück dazu und wenig Langeweile.“

Man drückte sich kühl die Hand und schied.

Als Tourmanche zu der kleinen Gesellschaft zurückkehrte, hatte Haydée ihre Erzählung vom Prinzen von Arkadien und seinem treuen Knappen eben vollendet. Das ungewöhnlich ernste Aussehen des Nestors der Gesellschaft zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich:

„Was fehlt Ihnen, Tourmanche? Was hat's gegeben?“ fragte man von allen Seiten.

„Nichts, als daß man mir die Zumuthung gestellt hat, mich wegen Ihrer Albernheiten zu schlagen, Madame!" wendete sich Tourmanche an Haydée.

Rasch trat sie auf ihn zu.

„Und Sie haben angenommen?" fragte sie mit bleichen Lippen.

„Werde mich hüten, noch in meinem fünfundvierzigsten Jahre mein ungetrübtes Renommée zu opfern!"

„Wie schade!" seufzte Haydée, „das wäre ein vortrefflicher Spaß gewesen."

„Ich meinerseits ziehe meine Hand von Ihnen ab, wenn Sie nicht versprechen, etwas weniger originell zu werden. Was haben Sie denn meine Freunde zu insultiren?"

„Ich wollte ihn kuriren. Er sollte mich verabscheuen, der liebe gute Mensch. Ich hatte zum ersten Mal ein menschlich Regen in mir gefühlt und mir ist es, als müßten alle Frauen, die ihn sehen, sich in das blonde kleine Ungeheuer verlieben. Der Prinz von Arkadien jedoch, auch so ein närrischer ‚edler Mensch', überzeugte mich bei Gelegenheit seines zweiten ‚brillantenen' Fußtritts, daß es viel zuträglicher für seinen treuen Knappen sei, wenn derselbe zu seiner Mutter zurückkehre, als wenn ich für ihn tugendhaft würde, denn das hatte ich ganz ernsthaft im Sinn..."

„Redensarten," brummte Tourmanche. „Das Alles bilden Sie sich ein.

Haydée schaute tiefsinnig in ihr Burgunderglas und das Geschmeide des Prinzen blitzte an ihrem Halse. Dann hob sie mit einem Widerschein einstigen Uebermuthes den Kopf und sagte feierlich:

„Vielleicht haben Sie Recht — ich liebe Sie, Tourmanche!“

Ein lautes Gelächter folgte dieser Erklärung. Nur der, dem es galt, stimmte nicht mit ein.

Im Hotel fand Walther seine Rückberufungsordre vor; einige Zeilen des Prinzen sagten ihm Lebewohl und drückten das Bedauern aus, ihn vor seiner Abreise nicht mehr sehen zu können, da er schon vor einiger Zeit eine Einladung zu größeren Jagden in der Provinz angenommen habe.

Mit feuchten Augen drückte Walther den Brief seines Gebieters an die Lippen; dann musterte er nochmals sein schon seit Tagen bereit stehendes Gepäck, eine Droschke brachte ihn nach dem Straßburger Bahnhof und der nächste Kurierzug nach seiner Vaterstadt.

20. Zwei Bräute.

Es war Abends elf Uhr, als Walthers Wagen mit ihm die Feldherrnhalle vorüber und durch die breite todtenstille Ludwigsstraße fuhr. Um diese Zeit erst begann der Strom des Lebens und Vergnügens voll über die Boulevards zu fluthen. Aber Walther kam sich vor, als sei er von langer Krankheit genesen und die Ruhe, die ihn umgab, that ihm unendlich wohl.

Man bog in eine Seitenstraße ein, dann machte man nochmals eine Wendung, und der Wagen hielt vor dem Hause der Gräfin.

Walther erschrak vor dem Aussehen der Mutter, so sehr fand er sie gealtert, aber ihm war, als habe sie ihn nie mit solcher Innigkeit an die Brust gedrückt.

Noch in derselben Nacht erfuhr sie Alles, was in dem Herzen ihres Sohnes vorgegangen, aber beruhigend strich sie ihm mit der durchsichtigen Hand über die glühende Stirn:

„Was Du auch gefehlt haben magst — Dein Herz ist gepanzert gegen die Gemeinheit, wie das meine es geworden ist gegen das Urtheil der Welt. Du wirst hier manches verändert finden — Du wirst Deinen kleinen Neffen Raoul kennen lernen, den Sohn meiner Schwester, den ich ganz zu mir genommen habe, und Deine Base Angelika, die mir wie eine Tochter zugethan ist. Die Donner-Eibe sind die einzigen Menschen, die ich unter allen Verhältnissen treu befunden habe.

„Angelika ... war nicht einmal die Rede davon, daß Moritz sie heirathen solle?“ fragte Walther verwirrt.

„Gewiß war davon die Rede — aber es ist anders gekommen und vielleicht ganz gut so. Moritz kann, wenn überhaupt, nur mit einer Frau glücklich werden, welche ihm geistig ebenbürtig ist. Nun hat die bescheidene, natürliche Angelika auch gar nichts Blendendes oder Imponirendes an sich. Ihr Werth liegt in ihrem tiefen einfachen Gemüth und in ihrem vortrefflichen Herzen. Das sind Dinge, die Moritz nie ganz verstehen wird, und er wäre dem „Backfisch“, wie er sie noch immer nennt, stets etwas unheimlich geblieben. Uebrigens sind das unnütze Ausführungen, denn Moritz ist verlobt mit der Tochter seines einstigen Lehrers, von deren Schönheit und Geist Du vielleicht gehört haben wirst ...“

Als Walther eine Weile stumm blieb, sah ihn die Gräfin

fast ängstlich an, als ob der Kampf mit dem Vorurtheil nun in ihrer Familie auf's Neue beginnen solle.

„Nun? Bist Du unzufrieden, daß Dein Bruder eine Bürgerliche zur Frau bekommt?"

„Gewiß nicht, Mama — wenn er sie liebt und sie Dir eine gute Tochter sein will."

„Das wird wohl beides geschehen, obwohl Moritz und ich es nicht um sie verdient haben."

Am nächsten Tage lernte Walther sowohl die Base als den kleinen Vetter kennen und stand mit beiden bald auf vertrautestem Fuß. Sein Bruder selbst schien milder und duldsamer geworden, wenn es ihn auch oft wie heimliche Angst aus dem harmlosesten Plaudern aufscheuchte.

Hätte sich Sophia mit Jubel in seine Arme geworfen, seine wieder auflodernde Leidenschaft wäre wahrscheinlich nicht von langer Dauer gewesen, so aber hatte sie, dem eigenen Gefühl folgend, das beste Mittel gewählt, die Liebe ihres Bräutigams zu immer höherer Gluth anzufachen. So oft er auch einen Versuch machte, den Bann zu durchbrechen, den sie um sich gezogen, so oft er schrieb, er erhielt die einfache Antwort: „Quälen Sie uns nicht — ich kann noch nicht."

Zur Einkehr bei sich selbst genöthigt, dachte Moritz über vieles nach, über das ihm Selbstsucht und Eitelkeit hinweggeholfen, er fragte nach dem Werth all der Dinge, welche die Menschen oft bis zum Verbrechen treiben, nach den Grundbedingungen des menschlichen Glücks. Und so sehr er sich anfangs dagegen sträubte, er kam endlich doch zu der Ueberzeugung, daß nur der sittlich gute Mensch sich

auf die Grundpfeiler alles Menschenglücks stützen könne, auf die Zufriedenheit mit sich selbst und die Achtung derer, die er selber achtete.

Und langsam aber stetig ging die Umwandlung seines innern Menschen vor sich und wenn das Erbgut seines Vaters, die gewaltthätige Wildheit seines Naturells zum Durchbruch kam, so wendete sie sich nur gegen ihn selbst und stöhnend schlug er die geballte Faust gegen die gequälte Brust.

Angelika von Donner=Eibe schien auch für die durch den Glanz der Weltstadt etwas stumpf gewordenen Blicke des Reiterlieutenants wenig Blendendes zu besitzen, so weit und verwundert sie auch selbst die treuherzigen blauen Augen öffnete und so lieblich sie erröthete, als er ihr am andern Tage, kurz vor Tisch, vorgestellt wurde. Walther war nicht gerade unhöflich, denn seine Gutmüthigkeit ließ das nicht zu, aber seine Mutter, welche mit der Härte des Vorurtheils nicht auch die Schärfe des Urtheils eingebüßt hatte, konnte sich den wenig tiefen Eindruck nicht verhehlen, den die Base auf den weitgereisten Vetter übte. Aber nach und nach änderte sich das, und nachdem sich der Geist des jungen Mannes erst beruhigt und die Einzelheiten eines harmonischen Familienlebens wieder zu empfinden gelernt hatte, konnte auch das sanfte, verständige und theilnahms=volle Wesen des jungen Landfräuleins nicht ohne Einfluß auf Walthers empfängliche Seele bleiben. Mit stillem Jubel gewahrte die Gräfin, wie der erwachende Frühling die beiden jungen Leute immer öfter zusammenführte in Saal und Garten, und daß sie sich immer enger zusammenlebten und immer ausschließlicher mitsammen unterhielten.

Einige Tage vor der Abreise Walthers nach seiner Garnison, belauschte die Gräfin die Beiden, ohne es zu wollen, und konnte nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß das Idyll, welches sie so oft im poetischen Traum für ihr Lieblingskind gedichtet, still und heimlich ihr zur Seite aufgeblüht war.

„Du wirst mich verlachen, Mutter! Aber Angelika ist so gut!" stammelte Walther erröthend, als seine Mutter eine Erklärung herausforderte.

„Du hast keine Ursache, Dich darob zu entschuldigen, daß Du mich sehr glücklich gemacht hast," sagte die Dame bewegt. „So lange es Menschen gibt wie Du, werden sie nach augenblicklichen Eindrücken handeln und die Wahl, die sie für alle Zukunft treffen, wird immer ein Spiel des Zufalls sein. Aber Du hast das vor Andern voraus, daß Du Treue mit Treue vergelten wirst. Ich segne Dich für Deine Wahl — und höhern Ortes," fügte sie mit einem gewissen Zögern hinzu, „hat man ja neuerdings gegen erhöhte Kaution die Verheirathung noch jüngerer Offiziere gestattet, also wird man eine Verbindung nicht hindern wollen, in welcher Deine gerecht aber schwer geprüfte Mutter Dein größtes Heil erblickt . . ."

Trotz ihres Segens war eine gewisse Befangenheit und Trauer noch immer nicht von ihrem Sohne gewichen und sie fragte nach der Ursache.

Er antwortete erröthend, er habe Angelika eigentlich immer geliebt und glaube, daß sie nach seinem Gefühle ein Recht habe, die beiden Abenteuer im Petersthurm und in Paris zu kennen.

„Nein, das hat sie nicht!“ erklärte die Gräfin entschieden. „Die Erziehung, das ganze Vorleben eines jungen Mädchens von Stande ist ein anderes, als das junger Cavaliere. Du bist nicht für die Gewohnheiten Aller verantwortlich, an denen Du theilgenommen hast. Sie würde Dich nicht verstehen, zu wenig oder zu viel in Deinem Geständniß sehen, und vielleicht eine Meinung von Dir bekommen, die Du nicht verdienst. Wie ich sie kenne, würde sie unglücklich werden, wenn sie Dich verließe, oder ihr Leben lang darüber grübeln. Du hast nicht das Recht, selbst den Wurm in die reine Frucht eures jungen Glücks zu pflanzen. Ich nehme mit voller Seelenruhe die Verantwortung für Dein Schweigen auf mich!“

Erleichtert athmete Walther auf. Die Erwartungen der Gräfin wurden nicht getäuscht. Die Erlaubniß zur Verehelichung der beiden Grafen von Heckenthau mit ihren Erwählten wurde gegeben, nachdem Moritz erklärt hatte, dem Staatsdienste zu entsagen, desgleichen das Ansuchen der Gräfin, ihren Neffen Raoul Dumont adoptiren und unter dem Namen Rudolph Nebelstern mit zum Erben ihres Vermögens einsetzen zu dürfen, mit Vorbehalt der Einwilligung der dadurch verkürzten Söhne genehmigt. So huldvoll die betreffenden Entschließungen lauteten, die Gräfin fühlte wohl, daß sie die goldene Brücke waren, die ihren und ihres älteren Sohnes Rückzug aus der Gesellschaft fördern sollte. In nicht gar langer Zeit ging die Trauung ganz in der Stille vor sich. Anwesend waren außer dem Priester, der Gräfin und den Brautleuten nur noch die Eltern Angelika's und Herr Topasius, welcher sich

nach dem ersten Händedruck sogleich des ganzen Wohlwollens des Herrn v. Donner-Eibe, eines klugen und lebhaften Landjunkers in den besten Jahren zu erfreuen hatte. Angelika's zarte frische Schönheit machte ihrem Namen alle Ehre in einer von Myrten reich gefesselten Wolke von weißem duftigen Mull, und Graf Moritz, dessen Auge glühend an seiner wunderbar schönen Braut hing, hätte den Kranz von weißen Rosen in ihrem Haar nicht missen mögen.

Topasius wollte sich nach vollendeter Ceremonie sofort entfernen, aber Herr v. Donner-Eibe bemächtigte sich gutmüthig seines Armes:

„Nichts da, alter Freund und Geselle! Was wäre all das Geschwätz von Brüderlichkeit und Menschenliebe werth, wenn man wegen des Augenblinzelns jeder steifgesessenen Hofdame einen wackeren Verwandten verleugnen wollte. Das ist bei den Donner-Eibes nicht Brauch. Da reicht der treue redliche Arbeiter dem Gutsherrn ebenso furchtlos die Hand, wie der reiche Herr Nachbar, der mit vier Pferden angefahren kommt. Und wir sind jetzt angeheirathete Vettern, merken Sie sich das!"

Die Gräfin ihrerseits schien einen hohen Stolz darein zu setzen, Sophia Melaina all die Unbill vergessen zu lassen, die sie von ihr und ihrem Sohne zu erdulden gehabt. Und allmählig belebten sich auch die marmorkalten Wangen der Professorstochter und der Schimmer eines Lächelns schwebte um ihre Lippen.

Als sie zum ersten Mal allein waren, standen Moritz und Sophia sich lange schweigend gegenüber. Endlich begann Moritz:

„Ich kann nicht verlangen, daß Du mich noch liebst,“ sagte er zögernd, „Du mußt mich für einen niedrigen Menschen halten und ich täusche mich nicht darüber, daß Du nur meine Frau geworden bist aus Erbarmen mit mir. Aber ich bin vielleicht nicht ganz so schuldig, wie Du glaubst. Ich konnte manchmal dem Reiz zum Bösen nicht widerstehen, aber es war mehr der Versuch, der mich reizte, als die Lust zu schaden oder zu zerstören. Bösartig von Natur bin ich nicht. Sei barmherzig, Sophia, und suche mit mir Dein Bestes zu machen aus diesem seltsamen, schon vor dem Anfang zerrütteten Bunde . . .“

Moritz warf sich vor ihr auf die Knie:

„Sei barmherzig!“

Sie schwieg. Er erhob sich finster und gekränkt.

„Nun denn. — Wenn Du mich nicht mehr lieben kannst, ich will mit meiner Liebe Dein Ohr, mit meinem Anblick Dein Auge nicht mehr beleidigen. Wenn Du nicht vergeben kannst — so leb' wohl!“

Er ging auf die Thüre zu. Da hörte er einen Laut — wie von Engelstimmen erschien es ihm.

„Ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben — und will zu vergessen suchen.“

Mit einem wilden Jubelschrei drückte Moritz die blasse Geliebte an sich.

Indessen hielt die Gräfin mit feuchten Augen ihren Neffen umarmt. Im Anschauen seines jugendlichen Gesichts vergaß sie die Gegenwart und in ihrem Herzen zitterten leise die längst verklungenen Töne der ersten Liebe.

Ende.

Verschwunden.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Ich begreife, daß man unter solchen Umständen sich einschließt und dem Diener befiehlt, Niemand vorzulassen," wandte Graf Starenfels sich in zornigem Tone zu dem Buchhalter, der ihm einen Sessel angeboten hatte, „aber diese Maßregel wird Sie doch nicht vor den Vorwürfen schützen, die mit vollem Recht Sie treffen."

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen.

„Mir persönlich kann Niemand einen Vorwurf machen," sagte er mit gemessenem Ernst, „ich habe meinen Posten als Buchhalter und Kassirer mit gewissenhafter Treue verwaltet —"

„Und waren dabei der Rathgeber und die rechte Hand Ihres Chefs!"

„Sein Rathgeber bin ich nie gewesen; Herr Berninger war nicht der Mann, der seine Untergebenen um Rath fragt, und wenn ich auch sehr wohl wußte, wie rasch hier Alles bergab ging und zu welchem Ende das führen mußte,

so besaß ich doch nicht die Macht, die rollende Kugel aufzuhalten."

Graf Starenfels zuckte verächtlich die Achseln.

„Das sind Redensarten," erwiederte er, „so gut sie auch einstudirt sind, mein Urtheil beirren sie nicht. Ich wünsche zu wissen, was nun noch für mich zu hoffen ist!"

Der Buchhalter hatte seine volle Fassung wieder gefunden, wenn auch das Zucken seiner Lippen eine mühsam bezwungene Erregung verrieth.

„Ich kann Ihnen darüber schwerlich Auskunft geben," sagte er, „denn Sie sind nicht Gläubiger unseres Hauses."

„Nicht Gläubiger?"

„Nein, Sie sind Kreditor der Rübenzucker-Aktien-Fabrik!"

„Diese jämmerliche Gesellschaft hat sich heute Morgen fallit erklärt," erwiederte der Graf, dessen Antlitz die Gluthröthe des Zornes überzog, „das ganze Unternehmen war grundfaul, und die Aktionäre sind insgesammt um ihre Kapitalien betrogen. Man weiß, daß diese Kapitalien in die Taschen der Gründer und des Verwaltungsrathes geflossen sind —"

„So müssen die Aktionäre diese auch verantwortlich machen," unterbrach Schlickum ihn, „uns kümmert die Sache weiter nicht."

„Mein Herr, Ihr Chef war der Hauptgründer!" fuhr der Graf leidenschaftlich auf.

„Mein Chef ist todt und sein Haus fallit! Sie hätten die Aktien verkaufen sollen, dann würden Sie eher Gewinn als Verlust gehabt haben, daß Sie dies nicht thaten, ist

Ihre eigene Schuld, unserem Hause kann deshalb kein Vorwurf gemacht werden."

Wolfgang stand den Beiden gegenüber auf die Lehne eines Sessels gestützt, er verstand von alledem kein Wort, hatte er doch keine Ahnung davon gehabt, daß der Graf Starenfels zu den Gläubigern seines Vaters zählen könne.

Graf Starenfels und dessen bezaubernd schöne Tochter hatte er vor seinem Gemälde in der Kunstausstellung angetroffen, er war ihnen dort durch einen Collegen vorgestellt worden, und noch heute schwelgte er in der Erinnerung an die schöne Stunde, die er an der Seite der liebenswürdigen und geistvollen Comtesse verlebt hatte.

Und nun mußte er hören, daß der Graf seinen Vater einen Betrüger nannte!

„Wollen Sie nicht die Güte haben, Herr Graf, mir die Vorwürfe zu erklären, die Sie meinem unglücklichen Vater machen?" sagte er mit bebender Stimme. „Sie werden es ja begreiflich finden, daß ich darüber Aufschluß zu erhalten wünsche."

„Sie kennen diese Geschichte noch nicht?" fragte der Graf lebhaft.

„Nein, ich habe mich für die Geschäfte meines Vaters nie interessirt, er wünschte das auch nicht, da er, wie Herr Schlickum vorhin schon bemerkte, seinen eigenen Weg ging und sich durch die Ansichten und den Rath anderer Personen nicht beirren lassen wollte."

„Ich kann mir das denken," nickte Graf Starenfels, und in dem Tone, den er jetzt anschlug, lag ein schneidender Hohn, „wenn man auf dunklen Wegen wandert, wünscht

man nicht bemerkt und beobachtet zu werden. Na, die Sache ist ziemlich einfach. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß das schöne Gut draußen, auf dem jetzt die Rübenzucker-Aktien-Gesellschaft ihre Fabrikgebäude errichtet hat, früher mein Eigenthum war."

„Allerdings, ich erinnere mich noch des prachtvollen Gartens, der das alte Schloß umgab —"

„Und auf den ich stolz war," seufzte der alte Herr, dessen erregte Stimmung durch diese Erinnerung wehmüthig angehaucht wurde. „Ich wohnte dort mit meinem einzigen Kinde, war zufrieden und glücklich und dachte gar nicht daran, meine finanziellen Verhältnisse zu verbessern."

„Wenn Sie der Wahrheit die Ehre geben wollen, werden Sie bekennen müssen, daß diese Verhältnisse gerade nicht beneidenswerth waren," schaltete der Buchhalter ein.

„Ich leugne das keineswegs. Das Gut brachte wenig ein, woran die Schuld lag, weiß ich nicht, aber die Ernteerträgnisse wurden immer geringer und alle Versuche, sie zu heben, schlugen fehl. Da machte ein Zufall mich mit Ihrem Vater bekannt, ich gestehe offenherzig, Herr Verninger gefiel mir wegen seines lebhaften Temperaments und seiner rastlosen Thätigkeit. Was wollen Sie, das Fieber hatte uns damals Alle ergriffen, Jeder strebte danach, rasch und ohne Mühe reich zu werden, und selbst der höchste Adel verschmähte es nicht, sich mit bürgerlichen Finanzmännern zu verbinden. Ihr Vater machte mir den Vorschlag, mein Gut zu verkaufen, er wollte eine Rübenzucker-Aktien-Fabrik gründen, und mein Gut schien ihm der geeignete Platz dafür zu sein."

„Sie forderten hunderttausend Thaler und er gab Ihnen hundert und zwanzigtausend,“ sagte der Buchhalter, indem er Wolfgang einen bedeutungsvollen Blick zuwarf.

„Und den Aktionären verkaufte er das Gut für hundert und fünfzigtausend!“ erwiederte Graf Starenfels zornig. „Bot er mir mehr, als ich forderte, so konnte ich das ohne Bedenken annehmen, und so weit wäre Alles in Ordnung gewesen, wenn nur die Zahlung der Kaufsumme vor dem Forum der Kritik bestehen könnte! Zwanzigtausend Thaler in baarem Gelde und hunderttausend Thaler in Aktien der Rübenzucker-Aktien-Fabrik!“

„Weshalb gingen Sie auf diese Zahlungsbedingung ein?“

„Weshalb? Weil Herr Berninger mir sagte, die Fabrik werde unter allen Umständen mindestens vierzehn Prozent Dividende abwerfen, und besser könne ich mein Vermögen nicht anlegen. Weshalb? Weil Herr Berninger mir die Versicherung gab, ich könne unmöglich etwas verlieren, denn der Werth der Aktien sei durch das Grundstück und die Fabrikgebäude gedeckt. Diese Versicherungen mußten mich um so mehr beruhigen, weil sie von einem erfahrenen Geschäftsmanne ausgingen, ich nahm die Aktien, lehnte es aber ab, Mitglied des Verwaltungsrathes zu werden. Auf die Versprechungen Ihres Vaters vertrauend, habe ich bis heute vergeblich auf die Zahlung einer Dividende gewartet, jetzt ist die Gesellschaft fallit, und man sagte mir, an der Börse werde man keine zwanzig Thaler für die Aktie bieten.“

Wolfgang schüttelte den Kopf und sah den Buchhalter an, als ob er ihn auffordern wolle, die Anklage zu wider-

legen, aber Bernhard Schlickum zuckte bedauernd die Achseln.

„Was Herr Berninger damals erklärte, war zur Zeit, als er es aussprach, volle Wahrheit,“ sagte der Letztere, „daß die Dinge später sich anders gestalteten, ist seine Schuld nicht. Industrie-Aktien sind eben keine Anlage-Papiere, wer sie besitzt, muß täglich den Kurszettel studiren und rechtzeitig verkaufen, um sich vor Schaden zu sichern.“

„Ich bin kein Börsenspekulant!“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, Sie wurden es, als Sie die Aktien erhielten,“ erwiederte der Buchhalter, „Sie hätten an der Börse und auch aus den Zeitungen erfahren können, daß es nicht rathsam war, diese Papiere ruhig liegen zu lassen.“

„Glauben Sie, daß ich es gethan haben würde, wenn nicht Herr Berninger mir dazu gerathen hätte?“ fuhr der Graf auf. „Er stellte mir eine hohe Dividende in sichere Aussicht, weshalb hätte ich seinem Rath nicht vertrauen sollen? Ich ahnte nicht, daß es darauf abgesehen war, mich zu betrügen!“

„In dieser Behauptung gehen Sie doch zu weit,“ sagte Wolfgang, die Brauen zusammenziehend. „Mein Vater konnte doch wahrlich kein Interesse daran haben, Sie zu betrügen!“

„Aber es ist Thatsache, daß er es gethan hat!“

„In keiner Weise,“ erwiederte Schlickum. „Die Rübenzucker-Aktien-Fabrik war eine verfehlte Spekulation, aber das ließ sich bei der Gründung nicht voraussehen, man mußte eben, wie bei jeder Gründung, den Erfolg abwarten.“

„Dann hätte man auch keine Dividende versprechen dürfen," sagte der Graf zornig. „Man hat in den Prospekten und auch in Zeitungsartikeln den Aktionären goldene Berge versprochen und zwar auf Grund falscher Berechnungen und Vorspiegelungen, wollen Sie das auch rechtfertigen?"

„Ich billige durchaus nicht, daß dies geschehen ist," erwiederte der Buchhalter, „aber durch solche Artikel darf sich ein Aktionär niemals beirren lassen, und hätten Sie Herrn Berninger um Rath gefragt, so würde er gewiß Sie aufgefordert haben, die Aktien zu verkaufen. Sie haben sich aber um die Sache nicht weiter gekümmert, Ihre Gesellschaft hat inzwischen durch schlechte Verwaltung —"

„Und war es denn meine Sache, mich um die Geschäfte dieser jämmerlichen Gesellschaft zu kümmern?" rief der Baron mit wachsender Erregung. „Herr Berninger wußte, daß ich die Aktien besaß, es war seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß ich nicht in Verlust kam, ich meine, das müsse jeder verständige Mensch einsehen, wenn er nur so ehrlich sein will, es zuzugeben."

„Aber so viel können Sie doch nicht verlieren!" sagte Wolfgang, dem das Gespräch immer peinlicher wurde. „Der Grund und Boden und die Fabrikgebäude haben doch ihren Werth behalten —"

„Das wohl, aber die Hypothekschulden, die auf meinem früheren Eigenthum ruhen, absorbiren diesen Werth vollständig, und für die Aktionäre bleibt wenig oder gar nichts übrig."

„Für die Aktionäre ist das gewiß sehr betrübend,"

sagte der Buchhalter, „aber ändern läßt es sich jetzt nicht mehr. Die Direktion soll leichtsinnig gewirthschaftet und der Verwaltungsrath seine Pflichten nicht erfüllt haben, weshalb haben die Aktionäre dazu geschwiegen? Sie mußten eine außerordentliche Generalversammlung einberufen und von der Direktion Vorlage der Bücher verlangen —“

„Davon verstehe ich nichts, und Herr Berninger wußte das!“

„Sie konnten von ihm nicht verlangen, daß er Ihr Vermögen verwalten solle, also dürfen Sie ihn auch nicht verantwortlich machen. Er zahlte Ihnen damals einen Theil des Kaufpreises in Aktien, und diese Aktien konnten Sie sofort mit einem kleinen Gewinn an der Börse verkaufen. Wollten Sie dies aber nicht, so blieben Sie Mitglied der Aktiengesellschaft und dann gebot Ihnen das eigene Interesse, die Geschäfte dieser Gesellschaft zu überwachen. Der Gläubiger unseres Hauses sind Sie in keinem Falle, wir besitzen sogar selbst noch einen nicht unbedeutenden Betrag in Aktien jener Rübenzucker-Aktien-Fabrik, daraus mögen Sie ersehen, daß auch wir an einen so baldigen und so jähen Sturz dieser Gesellschaft nicht geglaubt haben.“

Ein harter, verächtlicher Zug umspielte die Lippen des Grafen Starenfels.

„Das Haus Berninger und Compagnie wird einen kleinen Verlust verschmerzen können,“ sagte er, „es hat ja vorab mit dem Gelde der Aktionäre seine Taschen gefüllt. Ich bin erst heute in alle diese Betrügereien eingeweiht worden, und ich bin erstaunt über die Raffinirtheit und unverschämte Frechheit, mit der man bei diesen Plünderungen zu Werke gegangen ist.“

Wolfgang fühlte, daß ihm das Blut heiß in die Stirne stieg, er mußte gewaltsam an sich halten, und es kostete ihm unsägliche Mühe, seine äußere Ruhe zu bewahren.

„Ich bitte Sie, zu bedenken, daß mein Vater nicht mehr unter den Lebenden ist, Herr Graf!“ sagte er. „Er kann sich also nicht vertheidigen gegen die entehrende Anklage, die Sie wider ihn erheben, und ich bin zu wenig in die Sache eingeweiht, als daß ich diese Vertheidigung übernehmen könnte. Die Auseinandersetzungen des Herrn Buchhalters sind so klar, daß sie —“

„Daß er die Sache in *seinem* Sinne auslegt, ist natürlich,“ fiel Graf Starenfels ihm in die Rede, „er weist jede Verantwortung für sich und seinen Chef zurück.“

„Ich habe überhaupt mit der Sache nichts zu schaffen,“ erwiederte Schlickum.

„Das wird sich später finden, mein Herr! Der Hehler wird so gut bestraft wie der Stehler. Und was Ihre Bemerkung betrifft, Herr Verninger, daß Ihr Vater nicht mehr unter den Lebenden sei, so thut es mir leid, die Wahrheit derselben bezweifeln zu müssen.“

„Herr Graf!“

„Ich wiederhole es, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie eine Beleidigung darin finden könnten! Man nimmt sich nicht das Leben, wenn man sechzigtausend Thaler in der Tasche hat.“

„Damit pflichten Sie meiner Behauptung bei, daß mein Vater nur durch einen Unglücksfall sein Leben verloren haben kann.“

„Keineswegs! Ich betrachte die ganze Geschichte als

eine Komödie, durch die den Gläubigern und der öffentlichen Meinung Sand in die Augen gestreut werden soll."

Damit hatte der Graf sich von seinem Sitz erhoben; hoch aufgerichtet stand er dem Maler gegenüber, der vor Erregung zitterte.

„Wir müssen auch diese Anklage über uns ergehen lassen, bis der Gegenbeweis durch Thatsachen erbracht ist," sagte der Buchhalter, mit ernstem Vorwurf zu dem Edelmann aufschauend. „Der Groll verleitet Sie zu einer Ungerechtigkeit, die Sie später bereuen werden."

„Bereuen?" erwiederte Graf Starenfels. „Wenn Berninger mir gegenüber stände, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, ihm dieselben Worte in's Gesicht zu sagen."

„Und mein Vater würde gewiß Ihnen beweisen können, daß Sie ihm Unrecht thun," sagte Wolfgang, noch immer an sich haltend. „An dem Unglück, welches Sie betroffen hat, nehme ich herzlichen Antheil, und wenn ich die Mittel dazu besäße, würde ich Ihnen ohne Zögern den Verlust ersetzen, damit auch nicht der leiseste Makel auf das Andenken meines Vaters falle. Aber ich bin nicht in der glücklichen Lage —"

„Und wären Sie es, so glauben Sie nicht, daß ich dieses Almosen von Ihnen annehmen würde!" unterbrach der Graf ihn stolz, „es war sehr überflüssig, daß Sie mir das Anerbieten machten. Wenn Sie glauben, mich durch diese scheinbare Großmuth zur Zurücknahme meiner Anklage bewegen zu können, so irren Sie, ich werde darum meine Ansicht nicht ändern."

Damit verließ er das Kabinet und gleich darauf auch

das Haus, vor dem einige Gruppen erbitterter Personen standen, denen der Einlaß verweigert worden war und die nun ihrem Groll in herben Schmähungen Luft machten.

Der alte Herr ließ es sich nicht ausreden, daß es die Absicht Verninger's gewesen sei, ihn zu betrügen, er wollte nicht zugeben, daß es in seiner Macht gelegen hätte, diesen Betrug zu verhindern und sein Vermögen zu retten.

Er hatte dem Gründer sein ganzes Vertrauen geschenkt und geduldig auf die versprochene Dividende gewartet — was kannte er denn von der Verwaltung und den Geschäften einer Aktiengesellschaft! Zipfelmann hatte freilich ihn oft gewarnt und ihm zum Verkaufe der Aktien gerathen, aber der Graf sah darin nur Neid, und was verstand überhaupt ein Lederhändler davon!

Jetzt allerdings hegte er größeren Respekt vor den Geschäftskenntnissen des Herrn Zipfelmann, denn gerade so, wie dieser es ihm voraus gesagt hatte, war es gekommen, und hätte er auf die Warnung dieses Mannes gehört, so würde er mit einem unbedeutenden Verlust davon gekommen sein.

Und daß er dies eingestehen und sogar dem Lederhändler das Recht einräumen mußte, ihn daran zu erinnern, das verletzte den Stolz des Grafen tief, aber das ließ sich nicht ändern, denn Graf Starenfels mußte auf das freundschaftliche Wohlwollen des Herrn Zipfelmann billige Rücksicht nehmen.

Zur Zeit, als er seine Besitzung verkaufte, war er keineswegs in glänzenden Verhältnissen, er mußte den größten Theil des baar empfangenen Geldes dazu benutzen, seine Schulden zu

tilgen, und da er seine Aktien nicht verkaufen wollte, so hielt er es für das Rathsamste, im ersten Jahre seine Bedürfnisse einzuschränken, bis der Goldregen aus der Rübenzuckerfabrik seine leere Kasse wieder füllte.

Da er mit seiner Tochter Hermine allein lebte, und diese Letztere keine großen Ansprüche machte, so stand der Ausführung seines Vorsatzes durchaus nichts entgegen, und es fand sich auch im Hause des Herrn Zipfelmann eine Wohnung, die für die kurze Zeit allen Anforderungen entsprach.

Aber nach Ablauf des ersten Jahres war von einer Dividende noch keine Rede, die Gebäude waren eben erst vollendet und die Fabrik noch nicht in Betrieb gesetzt, die Aktionäre wurden durch das Etablissement geführt, fürstlich bewirthet und zum Schluß auf das nächste Jahr vertröstet.

Die größere Mehrzahl der Aktionäre verkaufte daraufhin die Aktien, deren Kurs schon bedeutend gesunken war, Graf Starenfels aber spottete über die Kurzsichtigkeit dieser Feiglinge und wartete, felsenfest auf die günstige Bilanz bauend, welche die Direktion vorgelegt hatte.

Und als die Schlote rauchten, und die Maschinen in dem Etablissement rastlos arbeiteten, da war Graf Starenfels seiner Dividende sicher und freute sich darüber, daß er sein Vermögen so vortheilhaft angelegt hatte.

Und weil er sich jetzt nicht weiter um die Sache kümmerte, erfuhr er auch nicht, daß mehrere Maschinen ihren Zweck nicht erfüllten und neue angeschafft werden mußten, daß für den fabrizirten Zucker kein Käufer sich finden wollte und die Direktion der Leitung des Geschäfts in keiner Weise gewachsen war.

Von alledem erfuhr er nichts; mit Berninger, der ihn hätte warnen können, kam er nicht mehr zusammen, und Zipfelmann erfuhr zu spät, daß der Graf mit einem so hohen Betrage Aktionär der Gesellschaft sei.

Inzwischen hatte Graf Starenfels seine sämmtlichen Baarmittel verausgabt, er wartete mit Sehnsucht auf die Dividende, aber die Direktion begnügte sich einfach damit, eine Bilanz zu veröffentlichen, und als der Graf sich erlaubte, wegen der Dividende anzufragen, erhielt er die Antwort, der Beschluß darüber werde später von der Generalversammlung gefaßt werden.

Er wappnete sich mit Geduld, dem Lederhändler mußte er den verfallenen Miethzins schuldig bleiben, andere Schulden kamen hinzu, und jetzt erklärte die Rübenzucker-Aktien-Fabrik plötzlich sich fallit.

Dieser Erklärung waren Gerüchte vorausgegangen, von denen auch Graf Starenfels Kenntniß erhalten hatte, aber er, der seine ganze und einzige Hoffnung auf diese Aktien setzte, wollte nicht eher daran glauben, bis Zipfelmann ihm den Ausbruch des Bankerotts berichtete und nun auch über die Geschäftsführung der Direktion ihm die Augen öffnete.

Er war darauf hinausgeeilt, um selbst Erkundigungen einzuziehen und sich Gewißheit zu verschaffen, und die Mittheilungen, die Zipfelmann ihm über das Ende Berninger's gemacht hatte, bewogen ihn, auch diesem Hause einen Besuch abzustatten, um hier sein vermeintliches Recht energisch zu wahren.

Und nun stand er wieder in dem einfachen, aber sehr freundlichen Hause des Lederhändlers, und Herr Zipfel-

mann öffnete die Thüre seiner Wohnstube und lud ihn zum Eintritt ein.

„Es sieht allerdings hier nicht so ordentlich und sauber aus, wie bei Ihnen droben," sagte er, indem er seinem Gast einen Sitz auf dem Divan anbot, „aber Sie werden das gütigst entschuldigen, in einer Junggesellenwirthschaft kann's einmal nicht anders sein."

„Ich bemerke keine Unordnung," erwiederte der Graf, sich zu einem Lächeln zwingend, „Madame Wenz ist ja das Muster einer Haushälterin."

„Frau Johanna?" fuhr Zipfelmann leise fort, während er einen scheuen Blick auf die Thüre warf. „Ich habe freilich keinen Grund, mich zu beklagen, aber —"

Mit einem Achselzucken brach er den Satz ab, um die beiden Gläser zu füllen, die neben einer Bordeauxflasche auf dem Tische standen.

„Im Laufe der Zeit wird das auch anders werden," sagte Graf Starenfels, „Sie sind noch jung, sind vermögend und ein Mann, der sich sehen lassen kann, Sie werden heirathen —"

„Um Gottes willen, sagen Sie das nicht so laut!" bat der Lederhändler, „Frau Johanna würde mir sofort kündigen, und dann wäre es mit meiner häuslichen Ruhe und Gemüthlichkeit für lange Zeit vorbei."

„Sie hat also auch ihre Achillesferse?"

„Wie jede Haushälterin, die auf die Hand oder das Vermögen ihres Herrn spekulirt. Ich kümmere mich weiter nicht um diese Schwäche, aber ich vermeide auch Alles, was ihren stillen Hoffnungen einen Stoß geben könnte, die Er=

klärungen kommen ja immer noch früh genug, wenn die Thatsache einer Verlobung sich nicht mehr leugnen läßt."

Der Graf schüttelte das Haupt, dann leerte er hastig das Glas auf einen Zug.

„Das hat mich erquickt," sagte er, und eine leichte Röthe überzog dabei sein Antlitz, „es ist heute Morgen so Vieles auf mich eingestürmt, daß meine geistigen und körperlichen Kräfte völlig erschöpft sind."

„Und was haben Sie erfahren?" fragte Zipfelmann, während er das Glas wieder füllte.

„Alles, was Sie mir mittheilten, habe ich bestätigt gefunden."

Der Lederhändler nickte gedankenvoll, seine breite Hand, die auf dem Tische lag, ballte sich.

„Es ist empörend, wenn man darüber nachdenkt," sagte er, „und um so empörender, weil das Gesetz diesem Schwindel gegenüber ohnmächtig ist. Der Herr Direktor der Zuckerfabrik ist vierspännig durch die Stadt gefahren, er hat seinen Freunden Bankette gegeben, die Tausende kosteten —"

„Dafür wird das Gericht ihn jetzt fassen!"

„Glauben Sie das nicht, Herr Graf. Das Aktiengesetz ist so mangelhaft, daß diese Herren immer ein Hinterpförtchen finden, und es gibt Advokaten, die dieses Gesetz gründlich studirt haben, um die Vertheidigung reich gewordener Gründer mit Erfolg übernehmen zu können. Und gesetzt, diesem Herrn Direktor und einigen Verwaltungsräthen könnte wirklich ein gesetzlich begründeter Vorwurf gemacht werden, und die Herren würden in Folge dessen zu vier oder sechs

Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt, was haben die Aktionäre davon?“

„Nichts, nichts, ich weiß es,“ sagte Graf Starenfels tief aufathmend, „aber das Rechtsgefühl der Betrogenen erhielte dadurch eine Genugthuung.“

Franz Zipfelmann lachte hell auf.

„Vergeben Sie mir, daß ich lache,“ erwiederte er, als er die befremdete und mißbilligende Miene seines Gastes bemerkte, „ich wollte Sie keineswegs beleidigen. Ich sehe aber doch nicht recht ein, wodurch diese Genugthuung bewirkt werden soll: Die verurtheilten Herren machen eine Badereise, sitzen inzwischen in einer anderen Stadt ihre Strafe ab, und wenn sie zurückkehren, beugt sich vor ihrem Golde wieder jeder Rücken. Dem Gelde sieht man es nicht an, ob es gestohlen oder ehrlich erworben ist, und es gibt Menschen genug, die einen Betrüger dieser Sorte wegen seiner Schlauheit bewundern. Und dieser Herr Direktor der Zuckerfabrik ist bei Lichte betrachtet noch lange nicht so strafbar wie Berninger.“

„Der Buchhalter Berninger's leugnet die Strafbarkeit seines Chefs mit aller Entschiedenheit.“

„Und Sie haben dazu geschwiegen?“

„Gewiß nicht, aber welche Beweise sollte ich geltend machen?“

„Sie sind eben noch zu unerfahren in solchen Dingen,“ erwiederte Zipfelmann achselzuckend, „und deshalb dringt auch Ihr Blick nicht tiefer in die betrügerischen Manipulationen ein. Man zog es vor, Ihnen den Kaufpreis für Ihre Besitzung in Aktien der neu zu gründenden Zuckerfabrik zu zahlen,

und Sie denken vielleicht noch jetzt, dies sei entweder aus Mangel an baarem Gelde oder aus Wohlwollen für Sie geschehen?"

„Nun, eins von Beiden muß doch der Grund gewesen sein!"

„Bewahre, durch diese Manipulation wurde erstens ein großer Theil der Aktien ohne weitere Mühe begeben, und zweitens sicherte man sich dadurch für die übrigen Aktien ein gewinnreiches Börsengeschäft. Berninger wußte, daß Sie Ihre Aktien nicht verkaufen würden, sie kamen also nicht auf den Markt. Die Rübenzucker-Aktien-Fabrik wurde nun durch Zeitungsartikel und andere Manöver in den siebenten Himmel erhoben und die unausbleibliche Folge war, daß das kleine Privatkapital die Aktien dieser vielversprechenden Fabrik als ein vorzügliches und sehr werthvolles Anlagepapier betrachtete und an dem Segen des Rübenzuckers theilnehmen wollte. Die kleinen Leute wollten ihr bischen Vermögen und ihre sauer erworbenen Ersparnisse so nutzbringend wie möglich anlegen, sie verlangten daher, durch gewisse Zeitungsartikel bethört, Aktien der Rübenzuckerfabrik. Die Nachfrage wuchs, die Kurse stiegen. Berninger wußte, daß Sie nicht verkauften, er hielt daher seine Aktien zurück, bis der Kurs nicht höher geschraubt werden konnte, dann erst brachte er seine Papiere vor und nach auf den Markt und das glänzende Geschäft war gemacht. Hätten Sie damals Ihre sämmtlichen Aktien ausgeboten, so würde der Kurs augenblicklich gefallen sein, deshalb rieth Berninger Ihnen, die Papiere festzuhalten, später konnten Sie ja sehen, wo Sie damit blieben.

Graf Starenfels hatte die Brauen hoch hinaufgezogen, das schrankenlose, mit tiefer Entrüstung gepaarte Erstaunen, welches in seinen Zügen sich spiegelte, ließ erkennen, daß diese Mittheilungen für ihn ein neues ungeahntes Licht auf die Sache warfen.

„Daran hatte ich in der That noch nicht gedacht,“ sagte er mit zitternder Stimme, „aber die Wahrheit Ihrer Behauptungen leuchtet mir ein, und wenn ich noch einen Zweifel an der Absicht des Betrugs gehegt hätte, so wäre er jetzt beseitigt. Also deshalb stiegen die Aktien in der ersten Zeit so sehr? Ich habe mich freilich um den Kurs nie gekümmert, betrachtete ich sie doch als ein gut und sicher angelegtes Kapital, wie mir das von Berninger wiederholt versichert worden war! Und nun will man die Beschuldigungen, die ich gegen diesen Betrüger erhebe, als unbegründet zurückweisen?“

„Man weist die Verantwortung zurück,“ erwiederte Zipfelmann achselzuckend, „und gesetzlich haben Sie allerdings kein Recht, Ersatz von Berninger zu fordern.“

„Aber moralisch habe ich es!“

„Der Richter urtheilt nach dem Gesetz! Sie sind Gläubiger der Zuckerfabrik, und nach Allem zu urtheilen, was ich vernommen habe, wird für die Aktionäre sehr wenig herauskommen. Die Fabrikgebäude und die Maschinen haben das gesammte Aktienkapital verschlungen, viele Maschinen waren unbrauchbar, sie mußten durch neue ersetzt werden, und diese Maschinen kosteten enorme Summen. Verschiedene Bankhäuser und neugegründete Banken haben bedeutende Vorschüsse gegen hypothekarische Sicherheit ge-

leistet, verdient wurde nichts, weil das Fabrikat zu schlecht war, dagegen verschlangen die Betriebskosten unzähliges Geld. Nun ziehen Sie selbst das Facit aus dieser Rechnung, Herr Graf, zuerst kommen die Hypothekar- und Geschäftsgläubiger, und wenn diese etwas übrig lassen, so dürfen die Aktionäre es unter sich vertheilen."

Der Graf stützte das graue Haupt auf den Arm und blickte finster vor sich hin.

„Und wozu rathen Sie mir jetzt?" fragte er.

„Verkaufen Sie Ihre Aktien so rasch wie möglich!"

„Wissen Sie auch, wie viel man mir dafür zahlen wird?"

„Es wird nicht viel sein, aber besser wenig, als gar nichts!"

„Wenn sich überhaupt ein Käufer dafür findet! Man sagte mir, an der Börse biete man zwanzig Thaler für die Aktie, das wäre für mich ein Verlust von achtzigtausend Thalern, abgesehen davon, daß die Aktien voraussichtlich ganz entwerthet werden, wenn ich sie in so großer Menge zum Verkauf ausbiete."

„In diesem Punkte haben Sie freilich Recht —"

„Und überdies würde ich mich durch den Verkauf meiner Aktien aller meiner Rechte begeben."

„Welcher Rechte, wenn ich fragen darf?"

„Nun, wenn man heute noch an der Börse zwanzig Thaler für die Aktie zahlt, dann trägt sie auch diesen Werth in sich, und daneben bleibt immer noch die Hoffnung, daß bei dem Falliment mehr herauskommen wird."

„Beruhigen Sie sich nicht mit dieser Hoffnung!" sagte

Zipfelmann rasch, „Sie haben keine Ahnung davon, wie viel die Verwaltung eines solchen Falliments verschlingt und wie lange die endgiltige Auseinandersetzung hinausgezogen werden kann. Wer heute noch die Aktien kauft, der sucht sie morgen wieder mit einem kleinen Gewinn zu verkaufen, von einem effektiven Werth kann bei solchen Industriepapieren gar keine Rede sein, die Berechnung des Kurses stützt sich nur auf Vermuthungen. Verkaufen Sie so gut und so bald wie möglich, dann sind Sie die ärgerliche Geschichte los."

„Und mein Vermögen?"

„Trösten Sie sich mit Anderen, Jeder hat verloren, ich bin auch nicht verschont geblieben."

„Das mag sein," erwiederte der Graf, „aber was ich jetzt für die Aktien erhalten kann, das wird auch bei dem Falliment herauskommen, und ich behalte die Papiere schon deshalb, um meine Entschädigungsansprüche an Berninger geltend machen zu können. Der Sprung in den Fluß war eine Komödie, das wird mir immer klarer, je länger ich darüber nachdenke; die Welt soll glauben, er habe sich das Leben genommen, inzwischen ist er mit seinen sechzigtausend Thalern über alle Berge."

„Ich habe das auch behauptet, aber Niemand will daran glauben."

„Es genügt, wenn ich allein daran glaube. Für einen geübten Schwimmer war der Sprung so sehr gefährlich nicht, und Berninger soll in früheren Jahren einer der besten Schwimmer gewesen sein, ich erinnere mich, daß man vor einiger Zeit im Club davon sprach."

„Und gesetzt unsere Vermuthung sei richtig, was weiter? Berninger wird drüben in Amerika einen anderen Namen annehmen und in ungestörter Ruhe von seinem Raube leben.“

Ein herber Zug glitt über das hagere Antlitz des Grafen Starenfels.

„Ich werde ihn finden,“ sagte er, „mein Leben kennt jetzt nur noch den einen Zweck, den Betrüger zu verfolgen, damit ich für mein Kind rette, was noch gerettet werden kann.“

Zipfelmann blickte ihn betroffen an.

„Haben Sie auch bedacht, wie schwierig diese Aufgabe ist?“ fragte er. „Sie könnten einem Phantom nachjagen, es ist ja immerhin möglich, daß die Leiche noch im Fluß gefunden wird —“

„Dann hat die Verfolgung natürlich keinen Zweck und es ist deshalb nöthig, daß ich mit Ihnen in Verbindung bleibe, um von Allem, was hier geschieht, unterrichtet zu werden. Glauben Sie nicht, daß ich in's Blaue hinein reisen werde, ich werde zuerst in den umliegenden Ortschaften nachforschen und eine Spur suchen, die mir für die Verfolgung einen festen Anhaltspunkt bietet. Irgendwo muß der Mann ja an's Ufer gekommen sein, entweder todt oder lebendig, und finde ich die Leiche nicht, so hoffe ich den Lebenden zu finden.“

Graf Starenfels hatte sich bei den letzten Worten vom Divan erhoben, eine feste Entschlossenheit prägte sich in seinen Zügen aus, und nur die zitternde Hand, die jetzt das Glas zum Munde führte, bekundete die tiefinnere, mühsam bezwungene Erregung.

„Sie sind ein Ehrenmann," nahm er noch einmal das Wort, nachdem er das Glas wieder hingestellt hatte, „Ihrem Schutze vertraue ich meine Tochter an."

„Sie dürfen darauf vertrauen, daß ich in allen Dingen ihr mit Rath und That zur Seite stehen werde," erwiederte Zipfelmann, dem eine verrätherische Gluth jäh in die Wangen stieg.

„Ich weiß das und danke Ihnen im Voraus, unsere geschäftlichen Angelegenheiten werden wir später ordnen."

„Damit hat's durchaus keine Eile!"

„Mein alter Freund, der Major v. Selbach, wird ja auch mein Kind nicht verlassen, so kann ich also über diesen Punkt beruhigt sein."

„Seien Sie ganz ohne Sorge —"

„Und nun noch Eins, Herr Zipfelmann," fuhr der Graf mit einiger Verlegenheit fort, „ich bedarf für die projektirte Reise einer kleinen Summe Geldes, möchte aber nicht gerne einem Wucherer in die Hände fallen —"

„Ich stehe mit Vergnügen zu Diensten!"

„Das will ich nicht —"

„Aber weshalb —"

„Ich habe meine Gründe dafür, Ihr freundliches Anerbieten abzulehnen."

„Persönliche Gründe?" fragte Zipfelmann verletzt.

„Nein, nein, dazu ist ja gar keine Veranlassung vorhanden. Ich bin Ihnen ohnedies schon so sehr zu Dank verpflichtet, daß ich die Last nicht noch vergrößern möchte."

„Aber ich bitte Sie, Herr Graf, diese Bedenken —"

„Es bleibt dabei! Ich werde für das Darlehen ein

Faustpfand geben, so daß mein Gläubiger für seine Forderung völlig gesichert ist. Können Sie mir nun einen Mann empfehlen, der nicht zu hohe Zinsen nimmt und auch in seinen übrigen Bedingungen ehrlich ist?"

„Wenn Sie wirklich mein Anerbieten nicht annehmen wollen, dann empfehle ich Ihnen den Herrn Hermann Weinheim," erwiederte Zipfelmann nach kurzem Ueberlegen. „Er ist Pfandleiher, aber dabei ein ehrlicher Mann, kein Wucherer und Halsabschneider. Sie werden mit ihm zufrieden sein, er begnügt sich mit einem geringen Nutzen —"

„Ihre Empfehlung genügt mir, wo wohnt der Mann?"

„In der Kaisergasse."

„Gut, ich werde mich an ihn wenden, sobald ich die Reise antrete. Einstweilen meinen besten Dank."

Er bot dem Lederhändler die Hand und ging hinaus, Herr Zipfelmann aber schüttelte sehr bedenklich das Haupt, das Vorhaben des Grafen schien seine Billigung nicht zu finden.

4. Der Paletot.

Frau Johanne Wenz, die Haushälterin des vermögenden Lederhändlers, war vielleicht um einige Jahre älter als Herr Zipfelmann, aber da sie sich vorzüglich konservirt hatte und alle offenen und geheimen Künste der Toilette geschickt zu benützen wußte, so konnte sie noch immer für eine hübsche Frau gelten. Herr Zipfelmann selbst gab das ohne Rückhalt zu, wenn er daneben auch jede passende Gelegenheit ergriff, um über ihre hohe Thurmfrisur und die Eleganz ihrer allerdings geschmackvollen Toilette beißende Bemerkungen zu machen. Daß sie sich mit der sicheren Hoffnung

trug, einst als Madame Zipfelmann in diesem Hause zu herrschen, in welchem sie ohnedies schon eine entscheidende Stimme besaß, wußte er längst, aber er dachte nicht im Entferntesten daran, diese Erwartungen zu erfüllen.

Er wußte auch, daß Frau Johanne der Comtesse Starenfels nicht freundlich gesinnt war, und hatte schon manchen Strauß mit ihr deshalb ausgefochten, heute nun sollte diese Frage endgiltig gelöst werden.

Frau Johanne saß am Nachmittage in gewohnter Weise an ihrem Arbeitstischchen am Fenster und ihre Blicke wanderten heute häufiger als sonst auf die Straße hinaus, die ziemlich abgelegen und deshalb nur wenig belebt war.

Herr Zipfelmann hatte die Hände auf den Rücken gelegt und die Stirn unmuthig in Falten gezogen, so durchmaß er das Zimmer rastlos mit großen Schritten.

„Und nun Sie wissen, daß er ruinirt ist, werden Sie wohl nicht der Narr sein, ihn noch länger zu beherbergen," brach die Haushälterin nach einer langen Pause das Schweigen, „für die schöne Wohnung findet sich jeden Tag ein annehmbarer Miether."

Zipfelmann war stehen geblieben, ein sarkastisches Lächeln glitt über sein leicht geröthetes Gesicht.

„Ruinirt?" erwiederte er. „Wer hat behauptet, daß er ruinirt sei?"

„Sie selbst sagten es!"

„Ja, was man so ruinirt nennt! Wenn er seine Papiere verkaufen will, hat er immerhin noch zwanzigtausend Thaler."

„Und kann davon ein Graf standesgemäß leben?" fragte Frau Johanne höhnisch.

„Das zu beurtheilen ist meine Sache nicht,“ sagte Zipfelmann achselzuckend. „Große Ansprüche machen Beide nicht, weder der Graf noch Comtesse Hermine, und ein altes Sprichwort sagt: ‚Mit Vielem hält man Haus, und mit Wenigem kommt man aus.‘“

„Davon haben wir Proben erhalten,“ spottete die Haushälterin, „die Miethe hat der hochgeborene Herr heute noch nicht gezahlt, es wird nicht lange dauern, dann müssen Sie ihm noch Geld dazu geben, damit er nicht verhungert.“

„Frau Johanne!“

„Ach was, ich meine es gut mit Ihnen, und deshalb bedaure ich Ihre Gutmüthigkeit und Ihre Schwäche. Ich weiß aus Erfahrung, wohin das führt; mein Vater ließ sich auch von Jedem betrügen, der seine Schwächen zu benutzen wußte, er hätte mir und meinen Geschwistern ein schönes Vermögen hinterlassen können, statt dessen hinterließ er nur Schulden.“

„Ich kenne die traurige Geschichte,“ sagte Zipfelmann mit einem Anfluge von Spott, „bei mir liegen die Verhältnisse anders, da ich keine Erben habe, brauche ich auch kein Vermögen zu hinterlassen.“

„Das war eine frevelhafte Bemerkung!“

„Weshalb?“

Frau Johanne neigte das Haupt tiefer auf ihre Arbeit nieder, man hätte vermuthen können, sie sei plötzlich kurzsichtig geworden.

„Ist denn die Möglichkeit ganz ausgeschlossen, daß Sie noch Erben bekommen können?“ sagte sie. „Ich habe Herren

gekannt, die zwanzig, ja dreißig Jahre älter waren wie Sie, und trotz ihres hohen Alters noch heiratheten."

Zipfelmann stand vor dem Spiegel und strich langsam mit der Hand über seinen dichten, braunen Vollbart.

„Es kommt darauf an, ob ich die Richtige finde," erwiederte er.

„Wenn Sie nur suchen wollen, dann werden Sie auch finden! Und oft hat man in der Nähe, was man in der Ferne sucht."

„Sehr wahr!"

Frau Johanne warf hastig einen verstohlenen Blick auf ihn, unwillig schlug sie die Augen wieder nieder, als sie den spöttischen Ausdruck seines Gesichts bemerkte.

„Mögen Sie darüber nun denken wie Sie wollen," sagte sie, „thöricht ist es jedenfalls, sein Geld an solche Leute wegzuwerfen. Glauben Sie denn, daß Sie jemals Dank davon haben werden?"

„Habe ich Ihnen denn gesagt, daß ich das erwarte?"

„Weichen Sie mir nicht aus, es handelt sich hier um eine nicht unbedeutende Summe. Was haben Sie davon, daß der Graf in Ihrem Hause wohnt? Die Katzenfreundlichkeit seiner Tochter mag Ihnen schmeicheln, weil das Mädchen Comtesse genannt wird, aber Sie müssen diese Schmeicheleien theuer bezahlen."

„Was haben Sie nur gegen die Comtesse?" fragte Zipfelmann, zwischen dessen Brauen eine drohende Falte sich zeigte. „Sie ergreifen ja jede Gelegenheit, um über eine Dame herzufallen, die Ihnen gegenüber stets höflich und freundlich ist."

„Ich kenne diese Freundlichkeit," erwiederte die Haushälterin mit geringschätzendem Achselzucken, „sie kommt nicht von Herzen, hinter ihr versteckt sich der Hochmuth."

„Worauf sollte sie hochmüthig sein?"

„Auf ihr verrostetes Adelswappen, auf etwas Anderes kann sie's nicht sein. Und der Graf ist ebenso hochmüthig und bockbeinig, hätte er Sie nicht nöthig, dann würde er nicht einmal Ihren Gruß erwiedern."

„Das geht wieder wie ein Mühlrad!" spottete Zipfelmann. „Sie haben ja diese Menschen ordentlich studirt —"

„Und Sie sollten auf mein Urtheil und meinen Rath hören," fuhr Frau Johanne in vorwurfsvollem Tone fort, „dadurch würden Sie sich vor Schaden hüten. Wenn die Leute den Miethzins nicht bezahlen können, dann mögen sie sich nach einer anderen Wohnung umsehen. Jeder ist sich selbst der Nächste!"

„Sie würden also die Leute auf die Straße werfen?"

„Ohne Bedenken!"

„Das wäre dann eine Heldenthat —"

„Ach was, Sie hätten es längst gethan, wenn diese Leute nicht der Graf und die Comtesse Starenfels wären! Da kommt der lahme Major auch, jetzt ist das Kleeblatt wieder beisammen und die schöne Zeit kann mit dem Kartenspiel todtgeschlagen werden."

Zipfelmann warf durch das Fenster einen flüchtigen Blick auf den großen stattlichen Herrn mit dem langen Schnurrbart, der an der Hausthüre stand, dann schüttelte er unwillig das Haupt.

„Ich möchte nur wissen, was der Major v. Selbach

Ihnen gethan hat!“ sagte er. „Er ist ein braver, ehrenwerther Herr und seinerzeit auch ein tapferer Haudegen gewesen. Den lahmen Arm hat er aus dem Kriege mitgebracht, ich begreife nicht, wie man darüber spotten kann.“

„Es fällt mir nicht ein, darüber zu spotten,“ erwiederte die Haushälterin unwirsch, „ich ehre Jeden, dem Ehre gebührt, aber man soll auch nicht auf mich so hochnasig hinuntersehen.“

„Ich glaube nicht, daß dies geschieht, Sie bilden sich das nur ein. Sie können nicht verlangen, daß Jeder bei Ihnen stehen bleiben und eine lange Unterhaltung über die Butter- und Eierpreise mit Ihnen anknüpfen soll.“

„Sie werden beleidigend, Herr Zipfelmann!“ erwiederte Frau Johanne, in deren dunklen Augen der Zorn jäh aufleuchtete. „Ich verlange für meine Person nur das, was mir zukommt, aber dieses Wenige fordere ich auch ganz und voll. Ich vergesse nicht, was ich Denen schuldig bin, deren Brod ich leider essen muß, aber erfülle ich gewissenhaft meine Pflicht —“

„Da wären wir denn wieder bei dem alten Lamento angekommen!“ spottete Zipfelmann. „Ich habe das Alles und zwar dieselben Worte so oft gehört, daß ich sie auswendig kenne. Deshalb ist ihre Wiederholung unnütz. Und ob Sie mir tausendmal sagen, Sie wollten mir nur zu meinem Besten rathen, so thue ich doch, was ich will und für gut halte, und wenn der Herr Graf v. Starenfels zehn Jahre lang die Miethe nicht zahlt, so bleibt er dennoch hier wohnen, vorausgesetzt, daß er nicht selbst eine Aenderung treffen will.“

Erstaunen und Bestürzung spiegelten sich in dem plötzlich erbleichenden Antlitz der Haushälterin.

So energisch hatte er ihr gegenüber noch nie seinen Willen geltend gemacht, so entschlossen war er noch nie zuvor aufgetreten.

„Auch dann, wenn ich dadurch genöthigt würde, dieses Haus zu verlassen?“ fragte sie.

„Sie? Ich wüßte nicht, was Sie dazu zwingen könnte!“

„Glauben Sie denn, es könnte mir gleichgiltig sein, wie ich behandelt werde?“

„Unsinn, Frau Johanne! Ueber mich können Sie sich nicht beklagen, und was die anderen Leute betrifft, die in diesem Hause wohnen, so brauchen Sie sich um diese nicht zu kümmern.“

„Sie selbst sehen und erfahren freilich nichts davon, ich aber muß den Aerger hinunterwürgen, wenn ich von diesen Leuten wie eine Dienstmagd behandelt werde.“

„Ich sage Ihnen noch einmal, Sie bilden sich das ein!“ erwiederte Zipfelmann ärgerlich. „Ich weiß es besser, heute Mittag noch hat der Graf sich in sehr lobender und anerkennender Weise über Sie ausgesprochen.“

„Wahrscheinlich wollte er von Ihnen Geld leihen,“ spottete Frau Johanne achselzuckend.

„Im Gegentheil, er nahm nicht einmal an, was ich ihm anbot, Sie mögen daraus ersehen, wie sehr Sie auf dem Holzwege sind. Und daß der Graf um den größten Theil seines Vermögens betrogen worden ist, dafür kann er nicht, es wäre herzlos, wenn ich deshalb ihn aus seinem Asyl hinausstoßen wollte.“

Die blitzenden Augen der Haushälterin ruhten fest und durchdringend auf dem erregten Manne, der eben im Begriffe stand, eine Cigarre anzuzünden.

„Sollten da nicht andere Gründe vorliegen?“ sagte sie mit scharfer Betonung. „Stände der Graf allein, so würde er Ihnen dieses Mitleid wohl nicht einflößen; ich kenne Sie besser! Wenn Ihnen nur ein kleiner Verlust droht, fahren Sie gleich aus der Haut, und jedem anderen Miether hätten Sie längst die Thüre gezeigt. Die Sammtpfötchen der Comtesse —“

„Madame, jetzt ist es genug!“ fiel Zipfelmann ihr barsch in die Rede. „Ihre Vermuthungen sind beleidigend für mich und die junge Dame, und Sie haben nicht die geringste Berechtigung, sie zu äußern. Ich kann mein Haus vermiethen an wen ich will, und ich werde meine Miether zu schützen wissen, wenn sie begründete Ursache zu einer Beschwerde haben. Ebenso werde ich auch für Sie eintreten, im Falle Sie des Schutzes bedürfen, aber alle kleinlichen und gehässigen Zänkereien verbitte ich mir.“

„Das war sehr deutlich gesprochen!“ erwiederte Frau Johanne, nach Athem ringend, „ich weiß nun doch, wie mir in diesem Hause gedankt wird. Man hat mich angeklagt, und Sie haben diesen Ohrenbläsereien Gehör gegeben, jetzt wird alle Schuld auf mich geworfen. Ich werde mir das merken und mich gelegentlich daran erinnern!“

Der Lederhändler hatte inzwischen seinen Hut aufgesetzt und den spanischen Rohrstock aus der Ecke geholt.

„Sie verdrehen meine Worte,“ sagte er, „Ihr Mißtrauen läßt Sie etwas darin finden, was gar nicht in

ihnen liegt. Niemand hat Sie angeklagt, Niemand denkt daran, Ihnen einen Vorwurf zu machen, lassen Sie nun auch andere Leute in Ruhe! Sie wollen diese Leute partout aus dem Hause haben, und ich thu's nun einmal nicht, weil ich ein anständiger Mann bin und bleiben will, und ich denke, darüber habe ich allein zu entscheiden. Aergern Sie sich darüber weiter nicht, der Aerger macht alt und häßlich, und eine häßliche Frau würde mit Ihrer Thurmfrisur eine Vogelscheuche werden!"

Lachend ging er hinaus, sein Aerger war durch den letzten Hieb, den er der Haushälterin gegeben hatte, verraucht; überdies wußte er, daß auch bei ihr der Groll nicht lange vorhielt, sie hatte zu viele Gründe, ihm eine freundliche Miene zu zeigen.

Mit hoch erhobenem Haupte wanderte er durch die Straßen, die Grüße, die ihm gespendet wurden, freundlich oder herablassend erwiedernd, je nachdem die Beziehungen waren, in denen er zu der grüßenden Person stand.

Sehr oft wurde er angeredet, der jähe Tod und die Zahlungseinstellung Verninger's, den alle Welt bis heute noch für einen reichen Mann gehalten hatte, und der plötzliche Bankerott der Rübenzucker-Aktien-Fabrik boten dem Tagesgespräche so reichen Stoff und griffen so tief in alle gesellschaftlichen Kreise ein, daß man sich nicht wundern durfte, wenn Jedermann sich damit beschäftigte und alles Andere darüber vergessen wurde.

Herr Zipfelmann sollte bald Diesem, bald Jenem Auskunft geben, es wurden Fragen an ihn gerichtet, die zu beantworten er außer Stande war, und er mußte An-

sichten hören, mit denen er ganz und gar nicht übereinstimmte.

So kam es, daß der Abend schon angebrochen war, als er in der Kaisergasse in das Haus des Pfandleihers Hermann Weinheim trat.

Es war ein altes zweistöckiges Haus, schmutzig von außen und unfreundlich im Innern, so recht geeignet für das Gewerbe, welches sein Bewohner betrieb.

Auf den engen dunklen Flur mündeten zwei Thüren, die erste führte in's Wartezimmer für das gewöhnliche Publikum, das keine Veranlassung hatte, sich seiner Armuth zu schämen, durch die zweite gelangte man in das Zimmer des Pfandleihers, und diese Thüre durfte nur von Denjenigen benutzt werden, welche ihre Geschäfte mit dem Pfandleiher aus triftigen Gründen heimlich abschließen wollten.

Die beiden Zimmer, von denen das erste nur mit einer alten eisernen Gartenbank ausgestattet war, standen durch ein Schiebfenster mit einander in Verbindung, und das Gemach Weinheim's enthielt Alles, was ein alter Mann zu seiner Bequemlichkeit bedurfte.

Auf dem Fußboden lag ein alter, stellenweise zerrissener, aber weicher Teppich, ein bequemer gepolsterter Sessel stand vor dem großen Schreibtisch, dicke Filzstiefel, die im Winter vortreffliche Dienste thaten, lagen in einer Ecke neben dem Ofen; an der Wand, neben einer großen Anzahl von Tabakpfeifen, hing ein langer weicher Schlafrock, und wenn sich kein Sopha in dem Zimmer befand, so hatte das wohl darin seinen Grund, daß der ganze übrige Raum an den

Wänden entlang von hohen breiten Schränken gänzlich eingenommen wurde.

Als Zipfelmann nach kurzem Anpochen in das Zimmer trat, saß der Pfandleiher in einem etwas unsauberen leinenen Anzuge vor seinem Schreibtisch.

Er war ein kleiner, hagerer, von der Last der Jahre gebeugter Mann, das dünne Haar war weiß wie der Schnee, und die große Hornbrille mit ihren kreisrunden Gläsern gab dem kleinen verschrumpften Gesicht eine frappante Aehnlichkeit mit der Physiognomie einer Eule.

Der Lederhändler legte Hut und Stock auf den Tisch und nahm auf dem Stuhle Platz, der neben dem Schreibtisch stand, inzwischen hatte der alte Mann die Gasflamme höher gedreht und einen raschen forschenden Blick auf das geschlossene und verhangene Schiebfenster geworfen.

„Sind Sie mit dem Ihrigen fertig?“ fragte er leise, indem er die Brille auf die Stirne hinaufschob.

Zipfelmann sah ihn befremdet an.

„Mit dem Meinigen?“ erwiederte er. „Was heißt das?“

„Nun, mit Ihrem Vermögen, Ihrem Geschäft und Ihren Ersparnissen!“

Der Lederhändler lachte hell und lustig auf.

„Nein, alter Freund, soweit kann es bei mir nicht kommen,“ sagte er, „ich weiß allemal, was ich thue und halte fest, was ich habe.“

„Na, na, wer sich grün macht, den fressen die Ziegen,“ sagte der Pfandleiher, während er aus einer großen Dose schnupfte, die offen vor ihm stand, „in der letzten Zeit ist Mancher verarmt, der ebenso klug war wie Sie!“

„Ebenso klug sein wollte!“ nickte Zipfelmann. „Das gebe ich zu, aber so klug wie ich, war er nicht, denn ich habe niemals mich an dieser unsinnigen Jagd nach dem Golde betheiligt. Ich verdiente an meinem Lederhandel genug, und das ehrlich verdiente Geld war mir zu schade, um es in Aktien anzulegen, für deren Sicherheit gar keine Garantien geboten wurden.“

„Ei, ei, das war allerdings weise gehandelt,“ scherzte der alte Mann, „aber so recht glaubhaft klingt es nicht.“

„Glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht, mir ist das einerlei.“

„Und Sie sollten gar keine Verluste zu verzeichnen haben?“

„Doch, bei dem berühmten Berninger bin ich hereingefallen.“

„Ah, da haben wir's ja!“ kicherte der Pfandleiher, die dürren Hände reibend. „Berninger — großer Gründer — Börsenspekulant — Schwindler —“

„Alles, was Sie wollen, ich schimpfe mit Ihnen! Aber die Sache liegt etwas anders, wie Sie zu glauben scheinen. Ich hatte einen Posten Leder in Amerika gekauft und sollte das Geld in kurzen Wechseln auf New-York hinüberschicken. Das war schon mehrmals geschehen, Berninger hatte jedesmal mir die Wechsel ausgestellt und die Sache war damit glatt geordnet worden. Diesmal gab er mir auch die nöthigen Wechsel, für die ich ihm das Geld baar auszahlte, und vorgestern erhielt ich die Wische protestirt zurück mit dem Bemerken, das New-Yorker Bankhaus habe erklärt, es stehe mit dem Hause Berninger und Compagnie in keiner

Verbindung mehr. Ich bin gleich zu Berninger hingegangen, aber er war nicht zu sprechen und der Buchhalter gab mir das Versprechen, ich solle heute mein Geld erhalten. Gestern ist der Mann in's Wasser gesprungen, und ich gehe mit meiner Forderung in die Masse."

„Wie groß ist die Forderung?"

„Achtzehnhundert Thaler."

„Immerhin zu viel, um es zum Fenster hinaus zu werfen!"

„Sprechen wir nicht mehr darüber," sagte Zipfelmann achselzuckend, „ich habe mich genug über die Geschichte geärgert und meinem Aerger einstweilen gründlich Luft gemacht, ich kann's verschmerzen, das Geschäft muß es wieder einbringen. Nur die Art und Weise, wie ich um das Geld betrogen worden bin, ärgert mich so sehr, auf Verluste muß ja ein Geschäftsmann gefaßt sein. Auf meiner Liste stehen mindestens ein Dutzend Schuster und Sattler, von denen ich mit voller Sicherheit weiß, daß sie in der nächsten Zeit um die Ecke gehen werden, sie haben in guten Zeiten das Leder von mir geborgt, jetzt kommen die schlechten, da können sie erst recht nicht zahlen."

„Ja, ja, es ist eine böse Zeit, eine böse Zeit," nickte der Alte, „ich kann das am besten erkennen!"

„Na, Ihr Geschäft muß jetzt blühen!"

„Und glauben Sie, das mache mir Spaß?"

„Potz Blitz, alter Freund, Sie sollten sich nicht freuen, wenn das Geschäft blüht?"

Der Pfandleiher schüttelte das graue Haupt.

„Ich bin kein Wucherer," sagte er, „mit der Fabri-

kation eiserner Halsbinden habe ich mich niemals befaßt. Wenn Sie das noch nicht gewußt haben —"

„Doch, doch, ich weiß, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, wären Sie es nicht, würde ich nicht mit Ihnen befreundet sein."

„Und ich habe genug für mich und mein Kind, also brauche ich nicht darauf zu sehen, daß das Geschäft blüht."

„Na, dann würde ich mich zur Ruhe setzen!"

„Das ist auch rasch gesagt. Ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch rastlos gearbeitet hat, kann in seinen alten Tagen keine Freude am Müßiggang finden, er muß arbeiten, so lange es eben geht, und es macht mir ja keine Mühe, dieses Geschäft zu verwalten. Wenn ich mein Haus schließe, dann fallen die armen Leute Anderen in die Hände, die ihnen das Fell über die Ohren ziehen. Und wenn mir jetzt die Leute all' den unnützen Tand bringen, für den sie erst vor einem Jahre das schöne Geld vergeudet haben, dann kann ich unmöglich mich darüber freuen, ich muß dann immer an die alte Warnung meines Vaters denken: Kaufst Du das Entbehrliche, so wirst Du bald das Unentbehrliche verkaufen müssen!"

„Das ist auch zu weit gegriffen!" erwiederte Zipfelmann. „Wenn Jeder sich nur an das Unentbehrliche halten sollte, dann würden Kunst und Industrie bald untergehen."

„Na, Jeder nach seinem Vermögen!"

„Das sage ich auch, und vor einem Jahre hatten die Leute das Vermögen, da glaubten sie solche Ausgaben sich erlauben zu dürfen. Man darf nicht Alles gleich so scharf

auffassen — wie gewonnen, so zerronnen, das ist auch ein altes wahres Wort!“

Der alte Mann nahm wieder eine Prise und schüttelte das Haupt, als ob er sagen wolle, er sei mit dieser Ansicht ganz und gar nicht einverstanden.

„Also Ihretwegen kommen Sie nicht zu mir,“ sagte er nach einer Pause, „ist es überhaupt keine Geschäftssache —“

„Doch, aber nicht für mich. Sie wissen, in meinem Hause wohnt der Graf v. Starenfels, den Berninger so gründlich mit der Rübenzucker-Fabrik geleimt hat.“

„O weh, ist er noch Aktionär? Ja, ja, ich weiß, er hat damals sein Gut an die Aktiengesellschaft abgetreten —“

„Und er hat den größten Theil seines Vermögens dabei verloren. Der Graf ist ein sehr braver und ehrenwerther Herr, aber kein Geschäftsmann, da hatte Berninger leichtes Spiel, der arme Schelm hat seine Aktien bis zur heutigen Stunde in den Händen behalten und immerfort geduldig auf eine hohe Dividende gewartet.“

„Wie kann man nur so dumm sein!“

„Na, solcher Dummen hat's Viele gegeben, wer das Börsengeschäft nicht kennt, soll die Hände davon lassen. An dem Geschehenen ist nun nichts mehr zu ändern, und da der Graf trotz der gemachten Erfahrungen seine Aktien immer noch nicht verkaufen will, so kann es nicht ausbleiben, daß er in peinliche Geldverlegenheit kommt.“

Der Pfandleiher schob die Hornbrille wieder vor die Augen.

„Ich leihe keine Gelder aus,“ sagte er.

„Hören Sie mich zuvor an. Von mir wollte der Graf kein Darlehen annehmen, er will mir nicht noch mehr verpflichtet sein, wie er es schon ist — nun, ein Jeder muß das selbst wissen, und zwingen kann ich ihn nicht, mein Anerbieten anzunehmen. Er wollte von mir den Namen eines ehrlichen Mannes wissen, ich habe Sie ihm empfohlen —“

„Aber Sie wissen ja —“

„Daß Sie nur auf Pfänder leihen, ja, das weiß ich. Der Graf will Ihnen auch ein Pfand geben —“

„Er wird eine große Summe fordern.“

„Warten Sie das ab, im Nothfalle trete ich in den Riß.“

Der alte Mann erhob sich, ein leises Pochen an dem Schiebfenster hatte sich kurz vorher vernehmen lassen.

Zipfelmann sah die Person nicht, welche im Wartezimmer an dem Fenster stand, er hörte nur ihre heisere, zitternde Stimme.

„Wie kommt Ihr denn zu dem neuen Paletot?“ sagte der Pfandleiher nach einer Weile.

„Er gehört meinem Bruder,“ erwiederte die Stimme.

„Eurem Bruder? Muß ein feiner Herr sein —“

„Er war Commis und ist wegen der schlechten Zeit ohne Stelle.“

„Na ja, so geht's! Wenn die Windbeutel Geld in der Tasche haben, spielen sie den Baron, und nachher sind sie froh —“

„Bitte, fertigen Sie mich ab,“ sagte die Stimme ungeduldig, „ich habe noch einen weiten Weg zu machen.“

Der alte Mann besah das Kleidungsstück sehr genau, dann warf er es auf den Tisch.

„Wie viel wollt Ihr haben?“ fragte er.

„So viel, wie Sie geben können.“

„Drei Thaler höchstens.“

„Das ist wenig.“

„Alte Kleidungsstücke haben fast gar keinen Werth.“

„Aber der Rock ist ja noch neu.“

„Er ist getragen, und sogar im Regen getragen, denn er ist jetzt noch feucht; ich weiß nicht einmal, wie er aussehen wird, wenn ich ihn am hellen Tage betrachte. Na, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?“

„Ich muß ja!“

„Müssen? Davon ist keine Rede, es gibt noch andere Pfandleiher.“

„Mit den anderen mag ich nichts zu schaffen haben, sie geben mir auch nicht mehr.“

Der alte Mann setzte sich an einen Schreibtisch und öffnete ein großes Buch, dann ergriff er die Feder.

„Wie heißen Sie?“ fragte er.

„Frau Meier.“

„Wohnen hier?“

„Jawohl.“

„Können Sie schreiben?“

„Nein.“

„Und der Bruder ist Commis!“ spottete Weinheim. „In dieser Familie scheinen die Extreme sich zu berühren. Wann wollen Sie das Pfand wieder einlösen?“

„Das weiß ich nicht. Wenn mein Bruder wieder eine Stelle hat, muß er auch den Rock wieder haben.“

Der Alte hatte die nöthigen Notizen in sein Buch eingeschrieben und zwei Zettel ausgefüllt, mit denen er zu dem Fenster zurückschritt.

„So, diesen Zettel gebt Eurem Bruder, und unter diesen macht, da Ihr nicht schreiben könnt, drei Kreuze,“ sagte er. „Und nun gebt Acht. Von jedem Thaler sind monatlich vier Pfennige Zinsen zu zahlen, also monatlich ein Groschen für diese drei Thaler, verstanden?“

„Monatlich ein Groschen,“ wiederholte die Frau mit einem mißtrauischen Blick auf den Lederhändler, der jetzt hinter dem alten Manne stand.

„Und heute über ein Jahr spätestens müssen die Zinsen gezahlt sein, sonst ist der Paletot mein Eigenthum. Kleidungsstücke dürfen nicht länger als ein Jahr bei mir hängen, für Mottenschaden kann ich nicht verantwortlich gemacht werden. Das sagt Eurem Bruder, und nun adieu.“

Er schloß das Fenster wieder und kehrte auf seinen Sitz zurück.

„Da haben Sie wieder einen Beweis von dem Leichtsinn dieser Leute,“ sagte er unwillig, „man kann wirklich kein Mitleid mit ihnen haben. Um indeß auf Ihren Grafen zurück zu kommen, so fürchte ich, daß aus der Sache nichts werden kann, diese Herren machen große Ansprüche und stellen Bedingungen —“

„Welche er auch stellen mag, Sie werden sie genehmigen!“ unterbrach Zipfelmann ihn rasch. „Sollten Sie denn

noch nie mit dem Adel in geschäftliche Verbindung gekommen sein? Sollten in Ihrem feuerfesten Schranke dort keine Schmucksachen liegen, die das Eigenthum einer adeligen Dame sind?"

Ueber das runzelige Gesicht des alten Mannes glitt ein bedeutsames Lächeln.

„Gewiß," erwiederte er, „und wenn ich indiskret sein wollte, könnte ich Ihnen glänzende Namen nennen und interessante Geschichten erzählen. Aber das sind andere Geschäfte, ich brauche dabei keine Rücksichten zu nehmen, der Werth der Waare wird taxirt und danach das Darlehen bemessen. Ich habe dabei mit Schuldscheinen, Wechseln und Zinsberechnungen nichts zu thun, und der Werth des Pfandes garantirt mir die Sicherheit meiner Forderung."

„Aber ich sagte Ihnen ja schon, daß Graf Starenfels Ihnen ebenfalls ein Faustpfand geben wird," warf Zipfelmann ungeduldig ein. „Sie werden ihn ganz so behandeln, wie Ihre übrigen Kunden, ein Verlust kann für Sie nicht entstehen, denn für diesen Fall sichert Sie meine Bürgschaft."

„Das klingt ja sehr seltsam," spottete Weinheim, den forschenden Blick fest auf das Antlitz das Lederhändlers heftend. „Haben Sie einen besonderen Grund, Ihr eigenes Vermögen für diesen ruinirten Edelmann zu wagen?"

Zipfelmann gab im ersten Augenblick keine Antwort darauf, er sah eine geraume Weile schweigend vor sich hin, dann strich er langsam mit der Hand über seinen Bart.

„Ich will Ihnen reinen Wein einschenken," sagte er endlich, tief aufathmend, „Sie sind ein alter Mann und wer-

den über meine Hoffnungen auch dann nicht spotten, wenn Sie selbst sie thöricht finden sollten; man denkt im Alter darüber ja nüchterner wie in der Jugend. Graf Starenfels hat eine Tochter, und Comtesse Hermine ist ein bezauberndes Mädchen, ein blendend schönes, liebenswürdiges Geschöpf. Ich liebe sie, und mein ganzes Streben und Trachten geht dahin, sie als meine Gattin heimzuführen. Ich weiß wohl, daß es für sie eine Mesalliance wäre, Frau Zipfelmann zu werden, aber die Schranken zwischen uns und dem Adel sind auch nicht mehr so fest und unübersteigbar wie früher, es hat sich in dieser Beziehung doch Vieles geändert."

Der alte Mann schüttelte mit sehr bedenklicher Miene das graue Haupt.

„Wenn ich Sie nicht so lange und so genau kennen würde, würde ich glauben, in Ihrem Kopfe sei eine Schraube losgegangen," sagte er in warnendem Tone. „Sollte diesem Wunsch, dieser Hoffnung nicht Hochmuth zu Grunde liegen?"

„Nein, das ist es nicht!" unterbrach Zipfelmann ihn rasch. „Ich wiederhole Ihnen, ich liebe die Gräfin, und kein Opfer wird mir zu groß sein, wenn ich durch dasselbe ihr Herz und ihre Hand gewinnen kann."

„Und wird diese Liebe erwiedert?"

„Ja, wenn ich das wüßte!"

„Diese Gewißheit könnten Sie ja bald erhalten!"

„Wodurch? Durch eine offene Erklärung? Alter Freund, ich bin zu alt und zu ruhig geworden, um Alles auf eine Karte zu setzen! Hole ich mir einen Korb, so zieht der Graf augenblicklich aus und meine Haushälterin wird

des Spottens kein Ende finden. Man darf die Frucht nicht pflücken, ehe sie nicht reif ist."

„Und glauben Sie denn wirklich, daß diese Frucht für Sie reifen wird?" spottete der Pfandleiher.

„Ja, das glaube und hoffe ich!"

„Ich hätte Sie für vernünftiger gehalten! Der Graf wird zu dieser Verbindung seiner Tochter niemals seine Zustimmung geben, und thäte er es wirklich aus zwingenden Gründen, so würde es eine höchst unglückliche Ehe. Die Gründe, auf welche ich diese Behauptung stütze, will ich Ihnen nicht aus einander setzen, Sie können selbst sie finden, Sie sind alt genug geworden, um Welt und Menschen zu kennen."

„Und gerade auf diese Menschenkenntniß baue ich meine Hoffnung!" erwiederte Zipfelmann so ruhig und zuversichtlich, daß der Pfandleiher ihn betroffen anschaute. „Graf Starenfels ist noch nicht ruinirt, er könnte jetzt noch einige Trümmer aus dem Schiffbruch retten, aber er will das nicht, und durch diesen Starrsinn wird er Alles verlieren. Ich halte ihn fest in meinem Hause, Miethe zahlt er freilich nicht, aber dafür haften ja, wenn ich es verlange, seine Möbel. Und wenn nun schließlich Alles über und unter ihm zusammenbricht, muß er dann nicht freudig die rettende Hand ergreifen, die ich ihm biete? Ich tilge seine Schulden und sichere ihm bis zu seinem Tode eine sorgenfreie Existenz, während alle Freunde achselzuckend ihm den Rücken wenden. Und nun frage ich Sie, wird unter solchen Umständen eine gefühlvolle Tochter nicht freudig für ihren unglücklichen Vater ein Opfer bringen? Mein Geschäft

werde ich dann verkaufen und von den Zinsen meines Vermögens leben."

„Und dabei bleiben Sie doch immer der Herr Zipfelmann!" sagte der Pfandleiher spöttisch. „Sie haben sich das Alles recht hübsch zurechtgelegt, bester Freund, aber wären Sie nicht gar zu sehr von sich selbst eingenommen, dann —"

„Sie reden so, weil Sie die Comtesse nicht kennen! Nach Ihrer landläufigen Ansicht muß diese Dame stolz, hochmüthig, anspruchsvoll und durchdrungen von den Vorurtheilen ihres Standes sein. Aber sie ist in allen Stücken das Gegentheil, und trüge sie nicht den adeligen Namen, so —"

„Ich sehe schon, Ihnen ist nicht zu rathen," fiel der alte Mann ihm ärgerlich in die Rede. „So thun Sie denn, was Sie nicht lassen können, Sie werden später sich noch oft erinnern, daß ich Sie gewarnt habe. Sie werden Ihr gutes Geld zum Fenster hinauswerfen und alle diese Opfer umsonst gebracht haben. Ihre Freundschaft für den Grafen wird sich in Haß verwandeln, und nie werden Sie den Hohn vergessen können, mit dem die Comtesse Ihre Zumuthungen zurückweist. Wären Sie für einen wohlgemeinten Rath empfänglich, so würde ich Ihnen sagen: heirathen Sie Ihre Haushälterin, wenn es einmal geheirathet sein muß, Sie haben dann eine Frau, die zu Ihnen paßt und Ihr Hauswesen in Ordnung hält. Das Geschäft zu verkaufen, sind Sie auch noch viel zu jung, als unbeschäftigter Rentner verfallen Sie sicher auf Ideen und Projekte, die Ihre Kapitalien in ernste Gefahr bringen."

Zipfelmann war von seinem Sitz aufgestanden, der finstere Ausdruck seines vorhin noch so heiteren Gesichts bekundete, daß er dem Alten für diesen Rath keinen Dank wußte.

„Ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, und ich vertraue darauf, daß Sie schweigen werden," sagte er.

„Das verspreche ich Ihnen, es ist meine Art nicht, die Geheimnisse Anderer auszuplaudern."

„Und wenn der Graf zu Ihnen kommt?"

„So werde ich das Geschäft, welches er mir anbietet, prüfen, und kann ich ihm ohne Nachtheil für mich einen Gefallen erzeigen, so soll es geschehen."

„Vergessen Sie nicht, daß ich für ihn bürge!"

„Sind Sie bereit, mir das schriftlich zu geben?"

„Sofort!"

„Augenblicklich verlange ich es nicht, aber ich werde Sie daran erinnern, wenn ich es für nöthig erachte."

Zipfelmann hatte den Paletot, der auf dem Tische lag, scheinbar absichtslos aufgenommen, er betrachtete ihn immer aufmerksamer, die wirklich elegante Arbeit schien ihn mehr und mehr zu interessiren.

„Da steht ja die Firma des Schneiders," sagte er, auf die innere Seite des Rockkragens deutend, „es ist derselbe Bekleidungskünstler, der auch für mich arbeitet."

„Nun ja, denken Sie denn, die Herren Commis gingen zu einem Schneider zweiten Ranges? Lieber verzichten sie einige Wochen lang auf das Abendbrod, um nur draußen den eleganten Stutzer spielen zu können, der trotz der noblen Kleidung den Ladenschwengel doch nicht verleugnen kann.

Komödie, bester Freund, es ist Alles nur Komödie. Jeder ist mehr oder weniger Komödiant, und jedem Narren gefällt die eigene Kappe am besten."

„Jetzt hab' ich's!" rief Zipfelmann, und sein Gesicht wurde plötzlich todesbleich. „Es ist der Paletot Beringer's!"

Der alte Mann sprang bestürzt von seinem Sessel auf.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er.

„Berninger hat gestern noch diesen Paletot getragen."

„Und woher wissen Sie das?"

„Ich habe dafür viele Gründe, und wenn Sie wollen, auch Beweise," erwiederte der Lederhändler erregt. „Ich sah den Paletot vor Kurzem bei meinem Schneider, ich erinnere mich dessen so deutlich, weil er mir so sehr gefiel, da erfuhr ich denn, für wen er angefertigt war. Sodann ist der Rock noch feucht, ein sicheres Zeichen, daß er im Wasser gelegen hat."

„Beweist Alles nichts!" sagte der Pfandleiher trocken. „Der Schneider wird von diesem Stoff manchen Paletot angefertigt haben und sein Eigenthümer hat ihn gestern Abend in dem Gewitter getragen."

Zipfelmann hörte nicht auf ihn, mit fieberhafter Hast untersuchte er die Taschen, und ein Freudenruf entfuhr unwillkürlich seinen Lippen, als er jetzt ein kleines Papierröllchen herausholte, das nicht dicker war als ein starker Strohhalm.

Das Papier war feucht, behutsam rollte Zipfelmann es auf, und mit einem triumphirenden Blick hielt er es dem alten Mann vor die Augen.

„Was sagen Sie nun?“ fragte er. „Trägt dieser Kreuzbandstreifen nicht deutlich die Adresse: Herrn Klemens Berninger und den Poststempel Wien? Wollen Sie auch jetzt noch meinen scharfen Blick und mein gutes Gedächtniß bezweifeln?“

Weinheim konnte seine Bestürzung nicht verhehlen, er strich mit der Hand über die Stirne, auf der plötzlich große Schweißtropfen perlten.

„Sie könnten dennoch irren,“ sagte er verwirrt. „Der Eigenthümer kann ja ein Commis Berninger's gewesen sein —“

„Ah, bah, gehen wir doch nicht um die Sache herum, wie die Katze um den heißen Brei! Berninger hat, wie man das häufig zu thun pflegt, mit dem Papierstreifen gespielt, ihn auf- und abgewickelt und schließlich ihn in die Tasche gesteckt; wenn man in Gedanken versunken ist, steckt man Manches ein, was man unter anderen Umständen als völlig werthlos fortwerfen würde. Ich sage Ihnen, es ist der Paletot Berninger's, derselbe Paletot, mit dem er in den Fluß gesprungen ist.“

„Dann müßte auch die Leiche gefunden worden sein!“

„Das ist ja eben die Frage, über die wir uns nun Gewißheit verschaffen wollen. Kennen Sie die Frau, die Ihnen das Pfand gebracht hat?“

„Nein.“

„Sie erinnern sich nicht, sie früher schon gesehen zu haben?“

„Sie war mir völlig fremd.“

„Das ist fatal! Ich fürchte, wenn wir dem Namen

Meier nachlaufen, wird auch nichts herauskommen, die Frau hat jedenfalls einen falschen Namen angegeben."

„Sie mögen sehr Recht haben," nickte der alte Mann, der jetzt auch immer erregter wurde, „es kam mir überhaupt Manches verdächtig vor, aber ich habe nicht weiter darüber nachgedacht."

„Sehr Vieles war verdächtig," erwiederte Zipfelmann, während er das Papierröllchen wieder in die Tasche des Paletots steckte, „das Weib sah gar nicht darnach aus, als ob sie einen so noblen Commis zum Bruder haben könne. Sie hatte Eile, das Geschäft abzuschließen, und sie konnte deshalb nicht schreiben, weil sie fürchtete, ihre Handschrift könne später gegen sie zeugen. Hätte ich doch sofort den Paletot besehen! Das Weib wäre festgehalten und die Polizei gerufen worden, dann war's eine glatte Geschichte, jetzt werden wir Mühe und Scherereien übergenug haben."

„Und was soll nun geschehen?" fragte der Pfandleiher.

„Sie müssen mir dieses Pfand anvertrauen, ich bring's zum Grafen Starenfels und dann zur Polizei, die Untersuchung muß sofort eingeleitet werden."

„Sollten Sie nicht Gespenster sehen, wo keine sind? Die Leiche ist irgendwo gelandet, das Weib hat zuerst sie gefunden und den Rock annektirt —"

„Dann hat sie auch noch mehr annektirt," unterbrach Zipfelmann ihn, „und es handelt sich hier nicht um eine Bagatelle, sondern um eine Summe von sechzigtausend Thalern, die Herr Berninger mitgenommen haben soll."

„Ist das bewiesen?"

„Entweder er hat sie mitgenommen oder sein Kassirer

hat sie unterschlagen, über diesen Punkt müssen die Kreditoren sich Gewißheit verschaffen. Ich werde Alles soweit besorgen, wenn die Behörde zu Ihnen kommt, dann geben Sie ihr Auskunft so gut Sie können."

Zipfelmann hatte bei den letzten Worten den Paletot über den Arm gehangen und seinen Hut genommen, er wartete keine Erwiederung ab, hastig verließ er das Zimmer.

Der Pfandleiher wanderte eine geraume Weile auf und nieder, es war ihm unangenehm, mit der Polizei in Berührung zu kommen, es führte zu Scherereien, deren Ende und Folgen man nicht voraussehen konnte.

Verstimmt untersuchte er sorgfältig, ob die Schränke und die eisernen Fensterläden geschlossen waren, dann löschte er in beiden Zimmern die Gasflammen aus und schloß auch diese Thüren.

Das Geschäft war für heute geschlossen, der alte Mann verriegelte die Hausthüre und stieg langsam die Treppe hinauf, die zu seiner Privatwohnung führte.

Sehr geräumig war die Wohnung nicht, sie bestand aus einer Küche, zwei Wohnstuben und zwei Schlafzimmern, das Dienstmädchen schlief in einer Mansarde unter dem Dach.

Indeß, so klein auch die beiden Wohnzimmer waren, machten sie doch durch ihre einfache aber geschmackvolle und außerordentlich trauliche Einrichtung einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck, und wohl die schönste Zierde war Melanie, die Tochter des Pfandleihers.

Es war ein seltsames Naturspiel, diese hohe schlanke Gestalt mit den klassisch schönen Formen und den feinen,

griechischen Zügen neben dem kleinen, dürren und verschrumpften Greis zu sehen, und es war schwer zu glauben, daß dieses Mädchen in Wahrheit die Tochter des alten Mannes sein sollte.

Nur Eins beeinträchtigte ihre Schönheit, der schmerzlich wehmüthige Zug, der ihre Lippen umgab, er ließ erkennen, daß sie in ihrem Innern sich nicht glücklich fühlte, wenn sie es auch äußerlich scheinen wollte.

Mit einer Handarbeit beschäftigt, saß sie an dem runden Tisch, auf dem, neben dem Arbeitskörbchen, eine hellbrennende Lampe stand. Sie bemerkte sofort die Verstimmung des Vaters, die sich gar zu deutlich in seinen sonst so freundlichen Zügen ausprägte, rasch eilte sie ihm entgegen, und ihren Arm ihm zur Stütze bietend, führte sie ihn zum Sopha.

„Du hast Unannehmlichkeiten gehabt,“ sagte sie sanft, während sie aus einem Schranke eine Weinflasche und ein Glas holte und beides vor ihn auf den Tisch stellte, „willst Du denn nicht endlich meinem Rathe folgen und Dich zur Ruhe setzen?“

Der alte Mann schüttelte ablehnend das Haupt.

„Weshalb wünschest Du es?“ fragte er.

„Nur Deinetwegen!“

„Sei aufrichtig, Du möchtest gern dieses Haus verlassen, Du fühlst Dich hier einsam und gelangweilt —“

„Das ist es nicht, Vater!“

„Weshalb willst Du es leugnen?“ erwiederte Weinheim bitter. „Ich habe ja auch das Sehnen, Wünschen und Hoffen der Jugend gekannt. Man glaubt in einem

Gefängnisse zu sein und in ein Paradies hinauszuschauen, und doch, wie schaal und jämmerlich ist dieses Paradies, wenn man es kennen lernt. Die Rose bewundert man mit Entzücken, aber die Dornen entdeckt man erst dann, wenn man die Blume pflücken will."

„Du mußt sehr bittere Erfahrungen gemacht haben," sagte Melanie leise, und aus dem Tone, den sie jetzt anschlug, klang ein leiser Vorwurf heraus.

„Erfahrungen," spottete er, während er mit zitternder Hand sein Glas füllte, „ich mache sie noch jeden Tag, wenn auch nicht an mir selbst, so doch an Anderen. Tünche überall, glänzender Firniß, unter dem der Moder sich verbirgt. Danke mir dafür, daß ich Dir diese Erfahrungen erspare und Dich vor ihnen hüte. Du wirst ja später auch einmal das Leben kennen lernen, seine Licht- und Schattenseiten, dann kommen die schmerzlichen Enttäuschungen immer noch früh genug."

Melanie hatte sich tief auf ihre Arbeit niedergebeugt.

„Ich habe nur Deinetwegen den Wunsch geäußert," sagte sie. „In Deinem Alter bedarf man der Ruhe, und Du hast ja oft geäußert, das Geschäft sei für Dich keine Nothsache, weshalb also willst Du Dich ferner noch den Unannehmlichkeiten aussetzen?"

„Unannehmlichkeiten hat man auch dann, wenn man nicht arbeitet!"

„Mag sein, aber sie sind nicht so drückend und man kann leichter darüber hinweggehen."

„Das verstehst Du nicht, Melanie!" sagte der alte Mann kopfschüttelnd. „Die Arbeit hält mich noch auf-

recht, die kleinen Sorgen und Mühen verhindern, daß mein Blut zu dick und zu träge wird, und es ist mir nun einmal ganz unmöglich, mich dem Müßiggang zu ergeben. Also nichts mehr davon! Hier ist nichts Besonderes vorgefallen?"

Eine glühende Röthe überzog das schöne Antlitz Melanie's, ein scheuer, ängstlicher Blick traf aus ihren dunklen Augen das bleiche Gesicht des alten Mannes.

„Ich habe einen Brief erhalten," erwiederte sie zögernd.

„Von wem?"

„Du wirst es nicht errathen. Es ist der erste derartige Brief, und ich will keine Geheimnisse vor Dir haben."

Der Pfandleiher sah sie überrascht, mit erwartungsvoller Spannung an. Hastig griff er nach dem zierlich couvertirten Briefe, den sie ihm überreichte.

„Wie ich zu diesem Antrag komme, weiß ich selbst nicht," sagte sie in einem Tone, als ob sie sich entschuldigen wolle, „ich habe den Herrn nur einmal gesehen und mit ihm geredet."

„Still jetzt," erwiederte der alte Mann, „die nöthigen Erläuterungen kannst Du mir nachher geben."

Er entfaltete den Brief und las; ein harter, spöttischer Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Ei, ei, er will Dich befreien aus diesem dumpfen Gefängniß," brummte er, „Dich hinausführen in die sonnigen Gefilde des Lebens, auf den Händen Dich tragen und Dich reich entschädigen für die Entbehrungen, die bisher Deinen Lebensfrühling verkümmerten! — Das Alles hat er aus dem Brief-

steller für Liebende, es ist Phrase, eitel Phrase, leeres Geschwätz, mit dem man den gesunden Menschenverstand zu bethören versucht. — Paul Berninger!"

Er faltete den Brief wieder zusammen und heftete den Blick prüfend auf seine Tochter.

„Paul Berninger!" wiederholte er. „Der paßte mir gerade als Schwiegersohn! Ist es in Wahrheit der erste Brief?"

„Ja, Vater," erwiederte Melanie mit zitternder Stimme.

„Und was berechtigt den jungen Mann, Dir das und in diesem Tone zu schreiben?"

„Nichts!"

„Wirklich nichts?" forschte der Alte. „Du sagtest vorhin, Du habest mit ihm geredet."

„Nur einmal."

„Wann und bei welcher Gelegenheit war das?"

„Vor einigen Wochen, als ich die Tante besuchte. Ich fuhr mit dem Schiffchen zurück, rohe Menschen beleidigten mich, da nahm er mich in Schutz. Ich mußte ihm dankbar dafür sein und konnte auch später, als wir das Schiff verließen, seine Begleitung nicht ablehnen, es wäre zu unhöflich und geradezu verletzend gewesen."

„Und seitdem hast Du ihn nicht wieder gesehen?"

„Er kam einige Male hier am Hause vorbei —"

„Das war wohl abgekartet?"

„Ich wußte nichts davon," erwiederte Melanie, ohne vor dem forschenden Blick des Vaters die Augen niederzuschlagen, „ich dachte mir auch nichts Böses dabei, am wenigsten aber hatte ich eine Ahnung davon, daß er mir einen solchen Brief schreiben würde."

„Hast Du mir nichts verschwiegen?“ fragte Weinheim scharf.

„Nein, gar nichts!“

„Und empört es Dich nicht selbst, daß er es wagt, Dir einen solchen Verrath an Deinem Vater zuzumuthen? Hinter meinem Rücken will er Dich bethören, er verspricht Dir goldene Berge und wirft mir vor, daß ich Dich einsperre und Dir Entbehrungen auferlege, er will Dich aufhetzen gegen mich, um Dich willenlos an sich zu fesseln. Ist das die Handlung eines Mannes von Ehre und Charakter?“

Melanie wiegte zweifelnd das Haupt, das Befremden, welches anfangs sich in ihren Zügen spiegelte, war einer besseren Erkenntniß gewichen, sie durchschaute die Gründe, die den Vater so hart und scharf urtheilen ließen.

„Ich habe das in dem Briefe nicht gefunden,“ sagte sie. „Herr Berninger wird sich diese angebliche Gefangenschaft schlimmer vorstellen, wie sie in Wirklichkeit ist. Und daß er Dir deshalb einen Vorwurf machen will, glaube ich nicht.“

„Ergreifst Du schon Partei für ihn?“ erwiederte der alte Mann vorwurfsvoll. „Glaubst Du, ihn vertheidigen zu müssen, weil er zwischen Dich und mich treten will? Weshalb kommt er nicht zuerst zu mir, um mich zu fragen, ob er als Schwiegersohn mir genehm sei? Ich will es Dir sagen: weil er voraus weiß, daß ich ihm die Thüre zeigen würde!“

„Was hast Du gegen ihn?“ fragte das Mädchen bestürzt.

Der alte Mann trank sein Glas aus und lehnte sich in die Ecke des Sophas zurück.

„Dieser Paul Berninger ist der älteste Sohn des Kaufmanns Gottlieb Berninger und ein Neffe des großen Gründers, der die Schwindlerlaufbahn mit einem Selbstmord beendet hat,“ sagte er. „Der Name Berninger hat keinen guten Klang mehr —“

„Aber soll denn nun sogar der Neffe die Sünden des Onkels entgelten?“ fragte Melanie, ihn unterbrechend.

„Niemand wird daran denken, Paul Berninger für die Sünden seines Onkels verantwortlich zu machen,“ fuhr der Pfandleiher fort, „und mir liegt ebenfalls diese Absicht fern. Aber Thatsache ist und bleibt es, daß dem Namen und der Familie ein Makel anklebt, der schon deshalb lange in der Erinnerung bleiben wird, weil so viele Leute um ihr Vermögen betrogen worden sind. Gottfried Berninger nennt sich Kaufmann, aber ob von den Waaren, die er in seinem Hause hat, nur eine einzige Kaffeebohne sein Eigenthum ist, das ist eine andere Frage, die zu beantworten man der Zeit überlassen muß. Vor einem Jahre stand er vor dem Bankerott, und wenn dieser Bankerott damals nicht ausgebrochen ist, so ist er eben nur hinausgeschoben und jeder Tag kann auch hier das Ende bringen.“

„Das sind Vermuthungen —“

„Nein, es sind die Behauptungen eines erfahrenen Mannes! Gottfried Berninger suchte damals bei mir Hilfe, ich konnte sie ihm nicht leisten, erstens besaß ich die Summe nicht, deren er bedurfte, und zweitens hatte ich auch keine Lust, mein gutes Geld so leichtsinnig zu wagen. Ich rieth

ihm, zu seinem reichen Bruder zu gehen, aber davon wollte er nichts wissen. Die Brüder haben nie mit einander harmonirt, und Gottfried Berninger billigte die Spekulationen des Gründers nicht, er hatte ihm das mit dürren Worten in's Gesicht gesagt. Er wird auch nicht zu ihm gegangen sein, und so läßt sich nur annehmen, daß ein Anderer ihm gegen Wucherzinsen ein Kapital vorgestreckt hat. Seine Lage ist dadurch nicht gebessert worden, und in der jetzigen geschäftsstillen Zeit wird sie auch nicht besser werden."

„Aber das Alles betrifft doch nur den Vater und nicht den Sohn!" sagte Melanie ungeduldig.

„Und wenn der Vater ein Bettler wird, dann ist es der Sohn auch!" erwiederte Weinheim mit schärferer Betonung. „Paul Berninger ist weiter nichts als Commis im Geschäft seines Vaters, und ich möchte wissen, woher er die Mittel nehmen will, um seine prahlerischen Versprechen zu erfüllen."

„Das wäre *seine* Sache!"

„Nicht doch, es ist *meine* Pflicht, darüber zu wachen, daß Du glücklich wirst und Deine Zukunft sich sorgenfrei gestaltet," sagte der alte Mann, und aus dem Tone, den er jetzt anschlug, sprach eine solche Fülle von herzlicher Liebe, daß Melanie ihm bewegt die Hand reichte. „Ich will nicht umsonst für Dich gearbeitet und gespart haben, die Früchte meiner Arbeit sollst Du voll genießen, und soweit ich es verhüten kann, soll Niemand Dich darum betrügen."

„Aber ist denn das hier wirklich zu fürchten?" fragte das Mädchen, ihm mit einem dankbaren Blick in's Antlitz schauend.

„Ich glaube es! Mir gefällt es schon nicht, daß der junge Mann nicht offen und ehrlich zu mir gekommen ist! Sodann frage ich, welche Existenz kann er Dir bieten? Sein Vater wird ihm kein namhaftes Gehalt zahlen, und zur Gründung eines eigenen Geschäftes fehlen ihm die Mittel. Also ist auf der einen Seite sein Antrag leichtsinnig und schon deshalb verwerflich, so deutet auf der anderen Seite Alles darauf hin, daß er nur auf Dein Vermögen spekulirt. Er wird wissen, daß ich ein vermögender Mann bin —"

„Nein, nein, einer solchen Heuchelei und Lüge halte ich ihn unfähig," fiel Melanie ihm rasch in's Wort.

Befremdet schaute der Pfandleiher sie an.

„Du hast vorhin behauptet, er sei Dir unbekannt, und jetzt willst Du über seinen Charakter urtheilen?"

„In meiner ersten und einzigen Unterredung mit ihm habe ich seinen Charakter genugsam kennen gelernt, um ihn gegen den Vorwurf der Heuchelei zu vertheidigen," erwiederte Melanie.

Der alte Mann schüttelte bedenklich das Haupt.

„Ich fürchte, seine Worte haben Dich schon bethört," sagte er, „dann müßte ich Dich bedauern. Ich werde Dich nicht gegen Deinen Willen zu einer Heirath zwingen, mein Kind, aber werde auch nicht zugeben, daß Du einem Mann Deine Zukunft anvertraust, der mir nicht in seinem Charakter und seinen Gesinnungen sichere Garantien bieten kann. Ueberlaß es mir, diesen Brief zu beantworten, ich werde die Sache ordnen, wie sie geordnet werden muß."

„Du wirst nicht hart gegen ihn sein?"

„Hart? Ich werde ernst mit ihm reden, wie es die Pflicht mir gebietet, dann will ich hören, was er antwortet. Jetzt gehe und sorge für das Abendbrod.“

Melanie erhob sich; noch einmal streifte ihr Blick bittend den Vater, dann verließ sie langsam das Zimmer; der alte Mann steckte den Brief in seine Rocktasche, und der harte, spöttische Zug umzuckte wieder seine Lippen.

5. Das letzte Vermächtniß.

Wenn der Pfandleiher behauptete, der Kaufmann Gottfried Berninger habe nie mit seinem Bruder harmonirt, so war das nicht so ganz wörtlich zu nehmen, denn noch vor wenig Jahren hatten die beiden Brüder in den freundschaftlichsten Beziehungen zu einander gestanden.

Gottfried Berninger war ein ehrenfester Mann, der das Hazardspiel an der Börse gründlich verabscheute und lieber zum Bettelstab gegriffen, als auf diesem Wege Glück und Reichthum gesucht hätte. Um so schmerzlicher mußte es ihm sein, als er seinen Bruder diesen Weg betreten sah. Er unterließ es nicht, ihn zu warnen, ihn zu beschwören, seiner eigenen Ehre wegen diese gefährliche Bahn zu verlassen und das aus dem Verkaufe seines Hauses erworbene Geld zur Gründung eines soliden Geschäftes zu benutzen, aber Klemens wies diese Warnungen und Bitten mit höhnischem Spott zurück und es kam darüber zu heftigen Scenen, in denen die Worte keineswegs überlegt wurden.

Dadurch war das Band gelockert, und Frau Lydia Berninger, die Gattin Gottfrieds, unterließ nichts, was den Riß zwischen den Brüdern erweitern konnte.

Sie hatte aus ihrer Abneigung gegen Klemens Berninger, die sich sogar auf die Kinder desselben erstreckte, niemals Hehl gemacht, jetzt aber ergriff sie jede Gelegenheit, um ihrem Haß Luft zu machen. Was diesem Haß zu Grunde lag, wußte selbst ihr Gatte nicht, er vermuthete, daß es Neid war, Neid über das Glück, das jede Unternehmung ihres Schwagers begünstigte.

Sie mochte sich wohl auch im Stillen nach der Pracht sehnen, mit der Klemens sich und seine Kinder umgab, sie mochte sich ärgern, wenn er in der Equipage an ihr vorbei fuhr, aber sie sprach das nicht aus, weil sie nur zu wohl wußte, daß ihr Gatte sie derb zurechtgewiesen haben würde.

Der Verkehr zwischen den beiden Familien war ganz aufgehoben und die Brüder sahen einander immer seltener, die Börse besuchte Gottfried Berninger nicht, und den Bruder in seinem Hause aufzusuchen, dazu hatte er keine Veranlassung.

Es war ein offenes Geheimniß, daß die Brüder einander feindlich gegenüber standen, man zuckte die Achseln darüber und forschte nicht weiter nach den Gründen, in dieser bewegten Zeit hatte ja Jeder vollauf mit der eigenen Jagd nach dem Golde zu thun. Und wenn der reiche Klemens Berninger sich jetzt um die Familie seines Bruders nicht mehr kümmerte, so fand man das ja erklärlich, fühlte doch jeder dieser Börsen-Hazardspieler an dem eigenen Herzen, wie die Jagd nach dem Reichthume es verhärtete.

Gottfried Berninger besaß drei Kinder, von denen der ältere Sohn, Paul, in des Vaters Geschäft thätig war. Ottokar, der jüngere, arbeitete in der Werkstätte eines

Mechanikers, und Frida unterstützte die Mutter in der Führung des Haushalts.

Auf Frida war die Abneigung der Mutter gegen die Familie des „Gründer-Onkels“ übergegangen, ihre Brüder kümmerten sich nicht sonderlich um den Zwist, Paul war dazu zu ernst und zu ruhig, Ottokar zu arbeitsam, zu sehr mit Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik beschäftigt, die noch als unklare Pläne sein Gehirn durchkreuzten.

Richtig war es auch, daß Gottfried Berninger im Jahre vorher seinen Gläubigern gegenüber einen sehr schweren Stand gehabt hatte. Waaren, von denen er einen sehr großen Vorrath besaß, waren plötzlich bedeutend im Preise gesunken, einige Geschäftsfreunde, die ihm namhafte Summen schuldeten, fallirten, andere Ausstände kamen trotz wiederholter Mahnung nicht ein, und Fakturen und Wechsel, die gedeckt werden mußten, wurden fällig.

Bankerott war das Geschäft nicht, aber eine Zahlungseinstellung unvermeidlich, wenn die Mittel zur Deckung der Wechsel nicht geschafft wurden.

Die Konsequenzen einer solchen Zahlungseinstellung ließen sich nicht übersehen, daß sie den Kredit erschütterte, war unzweifelhaft, aber ferneres Drängen der Gläubiger konnte dann auch zum Konkurs führen und in diesem Falle war Gottlieb Berninger ein Bettler.

(Fortsetzung folgt.)

Geschmolzenes Erz.

Erzählung

von

Moritz v. Reichenbach.

1.

Vor einer Osteria in der Nähe von Neapel saßen zwei junge Männer. Sie waren sich sehr ähnlich, wenn man ihre Gesichtszüge und ihre Figuren verglich, sie hatten dasselbe norddeutsch blonde Haar und dieselben graublauen Augen — aber der tadellos moderne Reiseanzug, die feinen Handschuhe und der militärisch glatte Scheitel des Einen protestirten entschieden gegen jeden Vergleich mit der legeren Sammtjoppe, den braunen, sonnverbrannten Händen und dem allzu üppig wuchernden Lockenhaar des Anderen. Ihre Aehnlichkeit hatte, da sie Brüder waren, eine Berechtigung, ihre Unähnlichkeit aber beruhte auf einem ebenfalls sehr natürlichen Grunde. Der Aeltere von Beiden war nämlich der Majoratsherr Graf Gerhard Schleden, Besitzer so und so vieler Herrschaften und Orden — der Jüngere einfach der Maler Arved v. Schleden, der, als zweitgeborener Sohn eines alten Geschlechtes, nur auf seinen Pinsel und einige schmale Allodialeinkünfte angewiesen war. Arved war, bald nachdem er die Universität verlassen hatte, nach Italien

übergesiedelt, wo er seinen Studien lebte — Graf Gerhard befand sich nur als Vergnügungsreisender hier, und es schien fraglich, ob er dabei auf seine Rechnung kam. Wenigstens blickte er mit dem gleichgiltigsten Gesicht von der Welt auf das prächtige Landschaftsbild, das man von der hochgelegenen Osteria aus übersah, und rauchte seine Havanna mit ebenso viel Anstand, aber auch mit ebenso wenig vergnügtem Gesicht, als daheim auf märkischem Sande. Arved hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und blickte seinen Bruder einige Augenblicke halb theilnahmsvoll, halb verwundert an.

„Ich bin doch neugierig, ob ich auch einmal ein so ruhiges Gesicht zeige, wenn ich am Vorabend meiner Verlobung angelangt sein werde," sagte er endlich.

„Nun, am Vorabend stehen wir glücklicher Weise noch nicht," meinte Graf Gerhard lächelnd, seine Cigarre fortlegend, „ich hoffe, eine Woche Zeit wird meine zukünftige Frau Schwiegermama mir schon noch lassen, um mich in Neapel umzusehen."

„Du hoffst das! Ehrlich gesagt, Gerhard, ich verstehe Dich nicht!"

„Nun, das ist doch erklärlich. So eine Brautwerbung bringt immer eine Menge Unbequemlichkeiten mit sich, und da ich meine Zukünftige noch gar nicht kenne, so wüßte ich keinen besonderen Grund, weshalb ich mich auf sie freuen sollte!"

„Sage mir nur, weshalb Du dann dieses Dir unbekannte, ganz gleichgiltige Mädchen heirathen willst?"

„Ja, mein Gott, das liegt in den Verhältnissen. Als

Majoratsherr muß ich mich doch verheirathen, besonders da Du mein einziger Bruder bist und mit uns Beiden die Familie aussterben würde. Ich bin dreißig Jahre alt — die Schledens haben sich alle in diesem Alter vermählt — und Onkel Ferdinand hat die ganze Sache so schön für mich eingefädelt, daß ich sie nicht von der Hand weisen will. Das Mädchen ist aus sehr guter Familie, der Adel der Rievens ist uralt — sie ist sehr vermögend — was ich wegen etwaiger später geborener Kinder berücksichtigen muß, kurz, es paßt Alles. Auch daß wir uns hier im Auslande kennen lernen sollen, ist mir ganz recht. Wird aus der Parthie nichts, so bringen wir das Publikum der Residenz um das Vergnügen, sich über uns Geschichtchen zu erzählen, man ist unbeobachtet, ungenirt —"

„Nun, Gott sei Dank, so willst Du sie doch nicht à tout prix heirathen, sondern erst sehen, ob Dein Herz auch für sie sprechen wird," unterbrach Arved seinen Bruder.

„Mein Herz?" wiederholte dieser lächelnd. „Mein Herz wird dabei kaum etwas zu thun bekommen. Aber es wäre doch zu abenteuerlich, wenn ich mich verlobte, ohne meine Braut vorher gesehen zu haben. Ich möchte nicht gern eine kurzsichtige oder schwerhörige Frau bekommen. Ich kenne die Weiber, mein Lieber, und ich weiß, mein Herz spricht nicht mehr. Ich will es nur zu einer aufrichtigen Freundschaft in der Ehe bringen können — mehr verlange ich nicht."

„Nun, auch ich habe nicht wie ein Einsiedler gelebt in diesen zehn Jahren, während welcher wir uns nicht gesehen haben, aber trotz aller Erfahrungen, die auch ich mit Frauen

machte, stimme ich, was die Liebe betrifft, doch immer noch in Goethe's Chorus mysticus ein:

> Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß,
> Das Unbeschreibliche, hier ist's gethan —
> Das ewig Weibliche zieht uns hinan."

Gerhard lächelte.

„Du bist in Deinem Recht," sagte er, „Künstler müssen mit den Dichtern fühlen. Wir anderen prosaischen Menschen aber machen gewöhnlich zwischen achtzehn bis zwanzig Jahren so eine ‚unbeschreibliche' Liebe durch — als letzte Kinderkrankheit. Dann fangen uns die Augen aufzugehen an über das ‚Unzulängliche' des ‚Ewigweiblichen' und mit dem Chorus mysticus ist's dann vorbei."

„So sprichst Du jetzt; hältst Du es aber denn für so unmöglich, daß auch Dich einmal eine wirkliche, den ganzen Menschen erregende Leidenschaft erfaßt und das Erz schmilzt, mit dem Du Deine Brust gepanzert wähnst?"

„Nun, damit hat's keine Noth," erwiederte der Aeltere, herzlich lachend, „zu solchen romantischen Wandelungen inklinire ich einmal nicht."

Arved schüttelte den Kopf. „Ich kann mich noch immer nicht darein finden, daß Du es bist, der das Alles sagt," meinte er. „Es erscheint mir jetzt, wenn ich Dich so vor mir sehe, wie ein Traum, daß wir einst zusammen durch den väterlichen Park liefen als zwei Wildfänge, denen kein Baum zu hoch und kein Graben zu breit war, und die diese schöne Welt ebenso wie die väterlichen Obstspaliere als eine vortreffliche Einrichtung für ihr spezielles Vergnügen betrachteten. Wir waren ein Herz und eine Seele damals —"

„Das wollen wir auch wieder sein," sagte Gerhard herzlich, „wenn ich mich auch in diesen zehn Jahren etwas verändert habe und Du noch immer ein wenig der Schwärmer von damals bist. Die Kunst mag eben jünger erhalten als die Gesellschaft, und eine rosige Wange auf Leinwand gemalt mag Illusionen zuträglicher sein, als solch eine Malerei auf dem Gesicht einer etwas verblühten Hofdame. — Aber über dem Plaudern vergessen wir, fürchte ich, die Zeit Deines Künstlerfestes."

Arved sah nach der Uhr. „Wahrhaftig," rief er aufspringend, „es ist hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg mache. Unsere Malerkneipe, die Piccola, liegt ungefähr eine Viertelstunde von hier. Willst Du Dich nicht doch noch entschließen, mitzukommen?"

„Nein, Arved, ich habe noch den Reisestaub in den Lungen und sehne mich nach frischer Seeluft. Ein andermal lerne ich schon noch Deine Freunde kennen. Für heute wollen wir uns hier Lebewohl sagen. Ich habe Ortssinn genug, um mich allein in mein Hotel zurückzufinden."

„Nun dann auf Wiedersehen, morgen!"

Die Brüder drückten sich die Hand und trennten sich. Gerhard trat allein den Rückweg an. Vor ihm tauchten die Lichter Neapels aus der hereinbrechenden Dunkelheit auf. Ein letzter Schimmer rothgoldiger Abendgluth lag über dem Meere, während schon der Vollmond über den Bergen sichtbar wurde und blau-violetter Duft die Schluchten und Abhänge umhüllte.

Gerhard stand doch einen Augenblick still, in das An-

schauen von Meer und Himmel versunken, und das Gefühl, daß das Leben hier heiterer und freudiger sein müsse, als zwischen den heimathlichen Nadelwäldern und Sandflächen, drängte sich ihm unwillkürlich auf. Er war zum ersten Male unter südlicherem Himmel, und jetzt, wo er sich unbeachtet wußte, gab er sich ungestört dem Eindruck hin, den er von seiner Umgebung empfing.

„So frei wie hier bin ich eigentlich noch nie gewesen," dachte er. „Hier kennt mich kein Mensch, ich habe nicht nöthig, hier den Majoratsherrn zu repräsentiren, und wenn ich Lust hätte, einmal die mit Gemeinplätzen gepflasterte allgemeine große Straße zu verlassen — hier würde Keiner danach fragen. Glücklicher Weise bin ich nicht abenteuerlustig, aber das Gefühl, daß ich es hier ungestört und unbelacht sein könnte, ist eigentlich zur Abwechselung einmal ganz hübsch!"

Und als übertrage er sein Bild in die Wirklichkeit und halte die Strandstraße für den „mit Gemeinplätzen gepflasterten allgemeinen Weg", von dem er jetzt die Freiheit habe, einmal abzubiegen, schlug er einen schmalen Seitenpfad ein, der sich durch Buschwerk und Steingeröll wand, und nur ab und zu einige um so überraschendere Ausblicke auf die See bot. Es wurde inzwischen immer dunkler, nur wo das Buschwerk etwas zurücktrat, wurde der Pfad von hellem Mondlicht bestrahlt. Gerhard näherte sich eben wieder solch einer lichten Stelle. Da sah er dicht vor sich eine dunkle Gestalt auftauchen. Ein Mann sprang über den Weg, eilte an dem Gebüsch entlang und blieb plötzlich an seiner Seite stehen.

„Habt Acht, Signor Tedesco, hütet Euch vor der weißen

Villa," flüsterte der Fremde ihm in's Ohr, und war gleich darauf mit einem Satz im Gebüsch verschwunden.

Gerhard blickte ihm erstaunt nach. Er hatte im vorigen Winter in Folge ästhetischer Thees bei einer königlichen Prinzessin italienisch gelernt und verstand daher die Warnung vollkommen.

Er schüttelte den Kopf. „Offenbar liegt hier eine Verwechselung vor," sagte er, „und es gilt irgend einem anderen Tedesco. Was geht mich die weiße Villa an?" Und er setzte seinen Weg fort.

Aber seine Stimmung war nicht die angewöhnte, gleichmäßig ruhige. Das Losgelöstsein von den gewohnten Verhältnissen, vereint mit dem zum ersten Male empfundenen Zauber einer italienischen Mondnacht, hatte ihn halb träumerisch, halb unternehmungslustig gemacht und die räthselhafte Warnung hatte diese Stimmung noch verstärkt. Daheim in der Gesellschaft seiner Kameraden von der Garde hätte er sich wahrscheinlich mit irgend einem Sarkasmus über schwärmerische Leute im Allgemeinen herausgerissen, hier aber lag kein Grund zu einem solchen Gewaltakte vor, und er durfte es sich schon gestatten, die sternenhelle Nacht, den Duft der Myrten und Orangen und das ferne Rauschen des Meeres auf seine Nerven sanft einwirken zu lassen, ohne gewaltsamen Protest dagegen zu erheben.

Jetzt senkte sich der Pfad dem Meere zu. In bläulichen Duft gehüllt lag der Golf und über dem einsamen Wanderer rauschte der Nachtwind leise in den Wipfeln hoher Pinien, die sich dunkel von dem sternenhellen Himmel

abhoben. Eine niedere Gartenmauer mit vergoldetem Gitterthor begrenzte hier den Weg, und hinter derselben leuchteten die weißen Säulen einer zierlichen Villa hell aus den sie umgebenden Cypressen und Lorbeerbäumen hervor. Aus den geöffneten Thüren des Balkonzimmers drang Kerzenglanz und klangen die vollen Akkorde eines schönen, gut gespielten Flügels hinaus zu Gerhard. Er blieb einen Augenblick stehen. Eine volle Altstimme begann drinnen zu singen.

„Wahrhaftig, ein deutsches Lied — und noch dazu das alte Lieblingslied meiner verstorbenen Mutter!“ rief Gerhard überrascht und setzte sich auf ein Felsstück am Wege. Aus der Villa aber klang es deutlich zu ihm herüber:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!“ — —

Zwei Männer gingen an Gerhard vorüber und sprachen leise mit einander, während sie ihn von der Seite musterten.

Er achtete nicht auf sie, aber während er so dem Liede lauschend nach der Villa hinüber sah, schien ihm diese ganz besonders hell und weiß entgegen zu leuchten, und die Warnung des Unbekannten fiel ihm wieder ein.

„Es liegt wirklich eine gewisse Romantik in dieser italienischen Luft,“ sagte Gerhard, „und wenn ich irgend Talent zum Don Quixote hätte, könnte ich mir einbilden, hier von allerlei unsichtbaren Gefahren umgeben zu sein und von einer Sirene in’s Garn gelockt zu werden. Aber ich träume eben keine Märchen mehr ‚aus der Jugendzeit,‘

aus der Jugendzeit'. Wer mag übrigens die Sängerin sein? Eine Italienerin wohl kaum! Am Ende ist's ein Berliner Geheimrathskind — dessen Herr Vater hier seine Sommerfrische aufgeschlagen hat — oder eine jüdische Erbtochter, die ebenso in Talenten macht, wie der Papa in Wechseln, man hat ja immer solche Enttäuschungen, wenn man sich einmal Illusionen machen möchte."

Man sieht, die Mondscheinstimmung war schon wieder im Abnehmen begriffen und die darauf folgende Reaktion im besten Gange.

Dennoch war Gerhard während dieses Selbstgespräches aufgestanden und hatte sich dem Gitter genähert.

„Ich möchte doch wissen, ob es die jüdische Erbtochter ist?" dachte er, nach dem hellen Zimmer blickend, in welchem jetzt der Gesang verstummt war.

„Maladetto tedesco —" klang es plötzlich dicht neben ihm und zu gleicher Zeit blitzte eine Dolchklinge im Mondlicht hell auf. Ehe Gerhard noch Zeit gehabt hatte, sich zur Wehr zu setzen, fühlte er sich zur Boden geworfen. Unwillkürlich stieß er einen lauten Hilferuf aus, aber im selben Augenblick fühlte er auch schon das kalte Eisen in seiner Brust und sah, wie zwei dunkle bärtige Gesichter sich über ihn neigten. Plötzlich fuhren diese wieder empor.

„Was geht hier vor?" rief eine laute Stimme.

Mit einem Schreckensruf ließen die Banditen von ihrem Opfer ab.

„Sankt Antonio steh' uns bei, sein Doppelgänger!" riefen sie, sich bekreuzend und nach verschiedenen Richtungen hin eiligst das Weite suchend.

„Wer liegt hier?“ frug eine Gerhard wohlbekannte Stimme.

„Arved, Du kommst zur rechten Zeit,“ stöhnte der Verwundete und versuchte sich aufzurichten.

„Du hier, Gerhard — um Gottes willen, wie ist das gekommen?“ rief Arved entsetzt, die Hände seines Bruders erfassend.

Der Blutverlust machte den Verwundeten schwindlich, er vermochte nicht zu gehen und sank auf den Boden zurück.

In diesem Augenblick traten mehrere Menschen aus dem Balkonzimmer.

„Hilfe, Signora Beatrice!“ rief Arved, der die Näherkommenden gesehen hatte. „Hilfe, es ist mein Bruder, die Schurken haben ihn verwundet.“ Er kniete neben Gerhard und stützte seinen Kopf. Eine schlanke weiße Frauengestalt, von Fackeln tragenden Dienern gefolgt, öffnete die Gitterthüre.

„Signor Arvedo!“ rief sie, sich über die Brüder neigend — „o mein Gott, wie er Ihnen gleicht — schnell, bringt eine Bahre heraus,“ wandte sie sich an die Diener, „wir müssen den Signor in's Haus bringen. Laufe nach dem Arzt, Pietro, schnell, schnell —“

Gerhards Gedanken begannen sich zu verwirren, aber die Gewohnheit der Form behielt doch noch Macht über ihn.

„Verzeihen Sie — ich störe — ich bedaure sehr — wirklich — wirklich — das kommt Alles nur vom — Mondlicht!“ stammelte er.

Er wurde auf die Bahre gehoben und in das Haus getragen.

„Leise,“ rief Signora Beatrice den Dienern zu, „leise, daß der Vater nicht gestört wird,“ und sie schritt selbst voran und sorgte so viel als möglich für den Verwundeten, der nun ganz die Besinnung verloren hatte. Sie stand neben Arved vor dem schnell hergerichteten Lager. „Wie ging das zu? Hat man ihn berauben wollen oder war's ein Streit?“ frug sie diesen.

„Ich weiß es nicht, aber ein Streit kann es nicht gut gewesen sein, mein Bruder ist erst heute angekommen und wir hatten uns vor etwa zwei Stunden getrennt, weil ich noch nach der Piccola mußte. Sie wissen, unsere Malerherberge ist so nahe von hier, da dachte ich, ich wollte mich eine Viertelstunde fortstehlen, um Sie singen zu hören.“

Arved hielt einen Augenblick inne und Signora Beatrice erröthete, plötzlich aber wurde sie sehr blaß.

„Haben Sie das schon öfter gethan?“ frug sie, „ich meine, haben Sie schon öfter um diese Zeit vor der Villa gestanden und mir zugehört?“

„Zürnen Sie mir nicht,“ bat Arved, „ich glaubte nicht, daß Ihnen das unangenehm sein könnte.“

„Darum handelt es sich nicht, ich möchte nur wissen, ob man Sie um diese selbe Stunde schon hier gesehen haben kann?“

„Das ist wohl möglich, ich war schon oft vor Ihrem Gitter, um Ihnen zuzuhören.“

Signora Beatrice wurde blaß bis in die Lippen. Ihre Hand zitterte leicht, als sie dieselbe jetzt auf Arveds Arm legte, aber ihre Stimme klang fest und bestimmt, als sie sagte:

„Dann hat der Dolchstoß Ihnen gegolten —“

„Mir?! Wie ist das möglich, was wollen Sie damit sagen, Signora Beatrice?“

Sie blickte ihn an, ihre Lippen zuckten leise, es war, als fände sie nicht gleich die rechte Antwort.

In diesem Augenblick trat der herbeigerufene Arzt in's Zimmer. Er untersuchte die Wunde. Der Dolch war an der Brieftasche Gerhards abgeglitten und dann, ohne edlere Theile zu verletzen, in das Fleisch gedrungen, hatte aber eine Ader durchschlagen.

„Es hat keine Gefahr,“ entschied der Arzt, „aber wir werden in Folge des Blutverlustes ein kleines Wundfieber haben, und es wäre daher gut, wenn der Patient hier in ruhiger Pflege bleiben könnte, dann dürfte er schnell wieder hergestellt sein.“

„Gott sei Dank,“ rief Arved; „wenn es aber keine ernstliche Gefahr hat, so wollen wir doch der Signora nicht die Unruhe und Last machen —“

„Natürlich bleibt Ihr Bruder hier,“ entschied diese kurz und jede weitere Widerrede abschneidend; „und um ganz sicher zu sein, wäre es vielleicht gut, Sie blieben diese Nacht auch bei uns, Dottore, und theilten sich mit Signor Arvedo in die Pflege.“ Der Doktor, ein alter Freund des Hauses, verstand den bittenden Blick Beatricens, die ihn sowohl als Kranken- wie als Ehrenwache dabehalten wollte, und erklärte sich einverstanden. Dennoch gelang es Arved, die Signora noch einen Augenblick allein zu sprechen.

„Warum glauben Sie, daß es sich nicht um einen einfachen Raubanfall handelt?“ frug er.

„Weil ich Ihretwegen gewarnt worden bin,“ antwortete

sie. „Man sieht Ihre Besuche bei uns nicht gern, Signor Arvedo, Sie haben Feinde — und wenn Ihr Bruder geheilt sein wird, ist es vielleicht besser, Sie meiden unser Haus."

„Beatrice! Sie wissen, daß Sie das nicht verlangen dürfen."

„Und Sie, Signor Arvedo, Sie sollten wissen, daß es sich nicht lohnt, um einer schwesterlichen Freundin willen sich ernstlichen Gefahren auszusetzen!"

Er seufzte. „Wissen Sie, von welcher Seite diese Warnungen Ihnen zukamen?" frug er plötzlich.

Sie antwortete nicht darauf.

„Seien Sie vorsichtig, ich bitte Sie darum," sagte sie nur.

Der Doktor kam und verlangte frisches Eis zu einem neuen Umschlage. Arved trat wieder an das Bett seines Bruders, der ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte.

„Was sind das alles für Menschen, was wollen sie von mir?" frug er.

„Sei ruhig, Gerhard," sagte Arved, „Du bist in guter Pflege bei Freunden von mir."

„Ist die Gräfin Rieven schon angekommen?" frug Gerhard wieder.

„Nein, nein, die Dame ist Signora Beatrice Allessandroni, Du bist im Hause ihres Vaters, des alten Signor Felicio —"

„Kenn' ich nicht — kenn' ich alle nicht," murmelte Gerhard, sich umwendend.

„Meinethalben verwundet," dachte Arved, auf das Lager starrend, „meinethalben! Und sie will mir den

Schurken, der das that, nicht nennen! Ein eifersüchtiger Liebhaber offenbar. Ach, ich fürchte, er hat wenig Ursache zur Eifersucht. Aber warum verschweigt sie mir seinen Namen? Warum? — Warum — —"

2.

Die Nacht war für den Kranken leidlich gut gewesen. Der Arzt nickte befriedigt mit dem Kopfe und Arved war in seine Wohnung zurückgekehrt, wo er den versäumten Nachtschlummer am hellen Tage nachholte.

Als er erwachte, erhielt er die Nachricht, daß die Gräfin Rieven angekommen sei.

„Na, das ist eine schöne Geschichte," rief er, „nun haben wir die Braut hier und mein Bruder ist unfähig, den dazu gehörigen Bräutigam abzugeben. Da hilft nun nichts, als daß ich mich auf den Weg mache und ihn bei den Damen entschuldige. Ein Dolchstoß ist ja wohl eine ganz gute Entschuldigung."

Und Arved machte Toilette und begab sich mit einem Stoßseufzer in's Hotel.

„Ich wünschte, die ganze Geschichte zerschlüge sich," dachte er, „diese Verlobung ist gar nicht nach meinem Sinn und ich fürchte, Gerhard macht sich muthwillig unglücklich. Na, je schneller ich die Visite abgemacht habe, um so besser!"

Der Portier des Hotels bezeichnete Arved die Zimmer der Gräfin, dieser stieg die breite Treppe hinan, und da er keinen Kellner oder Diener sah, durch den er sich hätte melden lassen können, so klopfte er kurz entschlossen an.

„Herein,“ rief eine helle Stimme.

Er öffnete und blieb einen Augenblick erstaunt stehen. Er hatte sich unwillkürlich eine ganz bestimmte Vorstellung von den beiden erwarteten Damen gemacht, wonach die Mama einen glatten grauen Scheitel, ein scharf geschnittenes aristokratisches Gesicht, eine imponirende Haltung und eine etwas schnarrende Stimme haben mußte, und die Tochter das getreue verjüngte Ebenbild derselben, nur mit dem Unterschiede eines semmelblonden Scheitels und unmäßiger falscher Haarpuffen sein sollte. Nun stand da vor ihm in dem Zimmer ein zartes, rosiges Geschöpfchen mit prachtvollen offenen Locken von einer goldblonden Farbe wie das gemalte Haar der Rafael'schen Madonnen, und blickte ihn mit ein paar großen blauen Kinderaugen fragend an.

Arved fuhr förmlich erschrocken zurück.

„Verzeihen Sie,“ stammelte er, „ich wollte, ich suchte die Gräfin Rieven.“

„Fragt Jemand nach mir?“ erklang sogleich eine weiche, freundliche Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Bitte, mein Herr, Sie sind schon recht,“ sagte das blonde Kind erröthend, und die Thür öffnend, fügte sie nach außen sprechend hinzu: „Es ist ein Herr, der Dich zu sprechen wünscht, Mama.“

Arveds erster Gedanke war: das ist die reizendste Elfe, die mir je über den Weg gelaufen ist; sein zweiter: höchstens sechzehn Jahr kann sie alt sein, und sein dritter: was ist der Gerhard für ein Glückskind, daß er so eine Braut bekommt.

Und er hatte Zeit, diese drei Gedanken auszudenken,

denn die „Elfe“ war im Nebenzimmer verschwunden und kehrte erst nach einer Weile in Begleitung einer Dame zurück, welche sehr elegant, sehr freundlich und liebenswürdig, nur ebenso wenig auf Arveds zuvor entworfenes Bild von der Gräfin Mutter passen wollte, wie die „Elfe“ dem Bilde der erwarteten Braut glich.

Nun hatte Arved aber keine Zeit zu irgend welchen besonderen Gedanken. Er verneigte sich nur tief und stellte sich den Damen als Landsmann vor, der es wegen plötzlicher Erkrankung seines Bruders, des Grafen Gerhard Schleden, übernommen habe, die Damen hier zu bewillkommen, was sonst sein Bruder jedenfalls gethan haben würde.

„O, wie sehr bedaure ich die Erkrankung des Grafen,“ rief die ältere der beiden Damen, „unser gemeinschaftlicher Freund und Vetter Ferdinand Schleden hatte uns an ihn gleichsam als Reisemarschall gewiesen! Aber ich bitte, nehmen Sie Platz, Herr v. Schleden,“ fuhr sie lebhaft fort, „ich freue mich, gleich Ihre Bekanntschaft zu machen — wenn man im Auslande Landsleuten begegnet, denkt man gleich, man hat schon Freunde gefunden.“

„Sie sind zu gütig, gnädigste Gräfin, und es soll mich glücklich machen, mich als solchen betrachten zu dürfen. Jedenfalls bitte ich Sie, über mich und meine Zeit zu verfügen, in so weit dieselbe nicht durch die Pflege meines armen Bruders in Anspruch genommen wird.“

„Ist Ihr Herr Bruder ernstlich erkrankt?“

„Gott sei Dank, nein, aber er hat einen Unfall gehabt.“

Und nun mußte Arved erzählen, von Gerhard, von der weißen Villa, von Beatrice und dem italienischen Leben, und die Gräfin hatte für Alles liebenswürdige Theilnahme und kluges Verständniß. Auch die blauen Augen der Comtesse Bertha mußten eine stumme beredte Sprache führen, denn obgleich sie nur wenig sprach, war Arved, als er sich endlich verabschiedete, doch überzeugt davon, daß sie das liebenswürdigste Geschöpf sei, das er je kennen gelernt habe. Als er unten auf der Piazza angekommen war, blieb er stehen und blickte noch einmal an dem Hotel in die Höhe, als gäbe es heute etwas ganz besonderes daran zu studiren. Dann ging er, ganz gegen seine Gewohnheit, langsam und nachdenklich durch einige Straßen. Plötzlich rückte er seinen Hut schief, verfiel in ein beschleunigtes Marschtempo und sagte: „Beatrice ist doch imposanter, ja, ganz gewiß, und regelmäßigere Züge hat sie auch. Evviva Beatrice! Aber Glück hat der Gerhard, daß ihm so eine Braut bestimmt ist, wenn er nur erst wieder gesund wäre!“

Und ein italienisches Lied vor sich hinsummend, ging er mit eiligen Schritten der weißen Villa entgegen, in Gedanken immer wieder die stolze, klassisch schöne Beatrice mit der goldlockigen „Elfe“ vergleichend. „Ach, Beatrice,“ seufzte er, „sie ist doch die schönste von Beiden! Aber ich möchte wissen, ob sie nicht im Grunde ein kaltes Herz hat!“ Es war für Arved Bedürfniß, immer irgend ein Ideal in Gestalt eines schönen Weibes zu verehren, und augenblicklich hatte er dies Ideal in Beatricen verkörpert zu finden gemeint und sich mit dem Gedanken beschäftigt, ein großes Bild mit Beatricen als Brunhilde zu malen.

Sonderbar war es — während er heute am Bette seines Bruders saß, von welchem Platz er den Doktor abgelöst hatte, da kam ihm plötzlich die Idee, den Sommernachtstraum zu illustriren, und Titanias, lauter blondgelockte, blauäugige Titanias schwebten vor seinen Augen auf und nieder.

Da weckte ihn Gerhards Stimme aus seinen Sommernachtsträumen.

„Daß die Gräfin Rieven so schwarze Augen hat, so große dunkle Augen — und daß sie das Lieblingslied meiner Mutter singt — sonderbar, sehr sonderbar —“ murmelte der Kranke, halb im Traume sprechend.

„Wunderlich, daß er nicht von dem Gedanken läßt, Beatrice sei die ihm bestimmte Braut,“ dachte Arved, „und nun bestärkt ihn noch das deutsche Lied, das sie von mir gelernt hat, darin. Wie wird er erstaunen, wenn er die blonde Elfe sehen wird. Ob da sein Herz wirklich unberührt bleiben kann? Und sie — wird sie ihn lieb gewinnen? Was wird überhaupt in der nächsten Zukunft geschehen? Mir ist zu Muthe, als müßte es etwas Ungewöhnliches, Ueberraschendes sein, oder etwas Wunderschönes, Märchenhaftes — —“ er schüttelte den Kopf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich bin ein unverbesserlicher Träumer,“ murmelte er. „Was soll denn Wunderbares geschehen? — Gerhard wird, sobald er aufstehen kann, zu Rievens gehen, die kleine Elfe wird seine Frau werden und ich — nun, ich werde am Ende doch noch von Beatricen in Gnaden aufgenommen!“

Er starrte eine Weile in Gedanken versunken vor sich hin.

„Nein,“ rief er plötzlich, „nein, das letztere wird niemals geschehen. Beatrice liebt mich nicht, ich fühle das heute so deutlich wie noch nie und ich könnte doch auf die Dauer auch nur da lieben, wo ich meine Gefühle erwidert fände. Einseitige Liebe ist ja eine Unnatur und am Ende auch nur ein Herzensirrthum. Und ein Weib, das ich so recht und für immer lieben könnte mit ganzem Herzen und ganzer Seele, das müßte auch schutzbedürftiger und schmiegsamer sein, als die stolze Beatrice; was ich für sie empfinde ist doch mehr bewundernde Verehrung als Liebe!“

Arved würde sehr erstaunt gewesen sein, wenn man ihm diesen nachdenklichen Monolog vierundzwanzig Stunden vorher prophezeit hätte. Er hielt sonst von ernsthaften Betrachtungen über seine eigenen Gefühle so wenig als Gerhard von der Romantik. Aber das Schicksal hat seine Launen, und für den Augenblick gefiel es ihm, den fröhlichen, zu allen Abenteuern stets aufgelegten Arved in einen nachdenklichen Grübler zu verwandeln, und das sonst an so kühles, ruhiges Denken gewohnte Hirn Gerhards in Feuer und Flammen zu versetzen durch allerlei fieberhafte Träume:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit.“

Plötzlich wurde Arved aus seinem Sinnen aufgestört. Laute Männerstimmen sprachen draußen im Vorflur. Der Arzt hatte die größte Ruhe empfohlen. Arved erhob sich daher leise und verließ das Zimmer, um nach der Ursache des Lärms zu sehen.

So schnell er aber auch war, Beatrice war ihm doch noch zuvorgekommen, denn er sah, wie sie soeben zwei

Herren, welche den Korridor herauf kamen, zurück nach dem Salon geleitete, und hörte, wie der Eine von ihnen sagte:

„Verzeihung, Signorita, aber was blieb uns anderes übrig, als vorzudringen? Der Salon war leer, einen Diener fanden wir nicht, und so —"

„Sie müssen entschuldigen, Signor Salvatore, unser Hauswesen ist heute nicht in Ordnung," antwortete Beatrice. „Wir haben eine unruhige Nacht gehabt —"

„Ja, wir hörten davon und kommen uns zu erkundigen," begann der jüngere der beiden Herren, aber Beatrice unterbrach ihn.

„Die Heiligen seien gepriesen, es ist keine Gefahr bei dem Verwundeten vorhanden," sagte sie, in den Salon eintretend, in welchen ihr die beiden Herren folgten. Arved kehrte in das Krankenzimmer zurück und überzeugte sich, daß Gerhard ruhig weiter schlief. Dann beauftragte er einen Diener, im Zimmer zu bleiben und trat hinaus auf einen der Altane, mit denen die Villa in verschwenderischer Weise versehen war. Nach einiger Zeit gingen die beiden Besucher unter ihm vorüber. Sie sprachen lebhaft gestikulirend mit einander „Maladetto" und „corpo di bacco" klang es noch herauf zu Arved; das war Alles, was er von ihrer Unterhaltung hörte, während sie, wie es schien, sehr eilig weiter gingen. Arved kannte die Herren, besonders mit dem älteren von Beiden war er schon öfter in der weißen Villa zusammen getroffen, aber er war heute nicht in der Stimmung, ihnen einen Gruß nachzurufen, er blickte ihnen nur einigermaßen erstaunt nach und murmelte:

„Wahrhaftig, das ist das erste Mal, daß ich Signor

Salvatore Sentivani nicht lächeln sehe, sondern ihn sogar recht tapfer fluchen höre. Und sein Herr Sohn macht dazu ein Gesicht, als wollte er dem Papa dabei bestens sekundiren. Unangenehme Leute, diese Sentivanis. Eigentlich haben sie Beide rechte Galgenphysiognomien, der ewig lächelnde Alte wie der immer finstere Sohn. Ich glaubte, diese Freundschaft habe aufgehört, denn ich habe diese beiden liebenswürdigen Gesichter schon seit Monaten nicht mehr hier gesehen. Nun, meinetwegen mögen sie kommen oder wegbleiben, was geht's mich an?"

„Ah, Signor Arvedo," rief Beatrice, zu ihm hinaustretend und ihn in seinem Nachruf an die Sentivanis unterbrechend, „ich suchte Sie eben, da man mir sagte, Sie seien hier. Wie geht es drinnen?" Sie machte eine Bewegung nach dem Krankenzimmer hin.

„Er schläft," sagte Arved, „und ich trat hier hinaus, einen Augenblick frische Luft zu schöpfen. Aber die Sentivanis haben mir diesen Genuß mit ihren Gesichtern verdorben und ich zerbreche mir eben den Kopf darüber, warum Signor Felicio, Ihr Vater, eigentlich mit Signor Salvatore befreundet ist?"

Arved erwartete, daß Beatrice ihm mit dem Finger drohen und einen kleinen Sermon über allzu schnelle Urtheile halten würde. Ja er war geradezu in der Stimmung, ihr „Schulmeistergesicht", wie er dergleichen nannte, hervorzurufen, denn er hatte das Bedürfniß, sich über sie zu ärgern, wahrscheinlich, um es dann vor sich selbst besser entschuldigen zu können, daß sein Herz heute nicht mehr so lebhaft für sie sprach als noch vor wenigen Tagen.

Aber Beatrice hatte offenbar gar keine Lust, die Partei der Sentivanis zu nehmen. Sie seufzte leise und sagte nur:

„Wenn man alt wird, mag die Macht der Gewohnheit wohl doppelt groß sein, und mein Vater ist gewöhnt, Signor Salvatore Sentivani als seinen Freund zu betrachten. Sie haben sich schon als Kinder gekannt, früher war Signor Salvatore auch unser Nachbar und wir sahen uns täglich.“

„Gott Lob, das war vor meiner Zeit,“ rief Arved. Dann, als Beatrice nur leise erröthend den Kopf wie mißbilligend schüttelte, fuhr er fort: „So war dieser Pasquale Sentivani wohl Ihr Spielgefährte und seine Besuche galten dann Ihnen?“

Beatrice stand halb von ihm abgewandt, sie konnte ihm nicht in's Gesicht sehen, aber sie zuckte bei seiner Frage so verächtlich die Achseln, daß er hinzusetzte:

„Die Macht der Gewohnheit scheint glücklicher Weise nicht auf Sie übergegangen zu sein, Signora Beatrice.“

Sie wandte ihm wieder ihr Gesicht zu, auf welchem jetzt helle Röthe brannte.

„O nein, nein, gewiß nicht,“ rief sie lebhaft, „ich könnte mich nie an Signor Pasquale gewöhnen.“

Arved blickte erstaunt in ihr ungewöhnlich erregtes Gesicht.

„Sonderbar,“ sagte er, „daß wir noch nie von Signor Pasquale gesprochen haben, obgleich er ein so alter Bekannter von Ihnen ist.“

Jetzt blickte Beatrice ihn wieder voll und ruhig an.

„Weshalb sollten wir von ihm sprechen?“ frug sie. „Sie sagten selbst, daß er seit Monaten nicht mehr bei uns war.“

„Und nun kommt er doch plötzlich wieder?“

„Ja, er hatte von dem Unfall vor unserem Hause gehört und kam, um näheres darüber zu erfahren.“

„O, wie freundlich!“

„Nein, spotten Sie nicht, diesmal war er wirklich theilnehmend und freundschaftlich für meinen Vater, dem der Schreck geschadet haben könnte, wie er meinte, und auch von Ihnen sprach er freundlich und herzlich, und für Ihren Bruder —“

„Hatte er wahrscheinlich gleich Pflaster mitgebracht, der liebe gute Hausfreund!“

„Sie sind ein unverbesserlicher Spötter, Signor Arvedo, aber ich habe Sie eigentlich nicht aufgesucht, um mit Ihnen über die Sentivanis zu sprechen, sondern weil ich Sie bitten wollte —“ sie schwieg plötzlich, es schien diesen stolz geschwungenen Lippen doch recht schwer, zu bitten.

„Sie wollten mich um etwas bitten?“

„Ich wollte Ihnen sagen,“ verbesserte sie sich, „daß ich gestern Abend so in der ersten Erregung doch thörichte Dinge gesprochen habe. Denken Sie nicht mehr daran, Signor Arvedo, ich glaube heute wie Sie, daß man gestern einen Raubanfall auf Ihren Bruder gemacht hat.“

„Sie glauben das heute, Beatrice! Soll ich das, was Sie mir da sagen, mit dem Besuch der Sentivanis in Verbindung bringen? Sie machen mich wirklich neugierig.“

„Nein, nein,“ sie senkte den Kopf und schien einen

Augenblick mit sich zu kämpfen; dann hob sie entschlossen die Stirn und sagte: „Ich tauge nicht zur Diplomatin, wie ich merke, und es ist daher besser, ich sage Ihnen Alles, ich hoffe dann, daß ich mich sicherer auf Ihr Schweigen verlassen kann.“

„Sicherer? Glauben Sie nicht, daß Sie unter allen Umständen sicher auf mich rechnen können?“

Beatrice reichte ihm herzlich die Hand.

„Ich weiß, daß Sie mein Freund sind,“ sagte sie, „aber Sie kommen mir manchmal noch so sehr jung vor, daß — nein, machen Sie nicht so ein ernstes Gesicht, ich wollte Sie nicht beleidigen, und wenn ich mir immer Ihnen gegenüber vorkomme wie eine ältere Schwester, obgleich Sie an Jahren doch der Aeltere sind, so liegt das nur daran, weil ich gewohnt bin, mich mit alten Herren wie mein Vater und mit alten Büchern wie Horaz, Virgil und Homer zu unterhalten. Die alten Herren haben mich selbst alt gemacht und mit ihnen verglichen kommen Sie mir nun natürlich sehr jung vor, also Sie dürfen das nicht übel nehmen. Und damit Sie sehen, daß ich glaube, Ihnen vertrauen zu können, will ich nur auch gestehen, daß ich wirklich einen Augenblick diesen Pasquale Sentivani im Verdacht hatte, er könnte Ihre häufigen Besuche bei uns ungern sehen und möchte Ihnen gestern aufgelauert haben, um Sie in einen Streit zu verwickeln und — o, es war ein thörichter Gedanke,“ unterbrach sie sich selbst. „Ihr Bruder hat ja keinen Streit gehabt und eines feigen Meuchelmordes ist der Pasquale auch nicht fähig!“

„Sie sprachen mir gestern von einem Drohbriefe?“

„Ja, ja, den habe ich auch bekommen, aber Signor Salvatore erzählte heute, daß alle Welt seit einiger Zeit solche ähnliche Drohbriefe erhält. Es ist ein schlechter Spaß, mit welchem irgend ein unnützer Mensch sich die Zeit vertreibt und Andere ängstigt. Signor Salvatore selbst zeigte mir ein Schreiben, das er erhalten hat, es trug dieselbe Handschrift wie das meine, und er will nun bei all seinen Bekannten eine Sammlung von ähnlichen Briefen veranstalten und mir dieselben herbringen!"

Arved war sehr nachdenklich geworden.

„Ein sonderbares Zusammentreffen bleibt es immerhin, daß dieser Anfall auf den Drohbrief folgte."

„Ja, dies Zusammentreffen und dann Ihre große Aehnlichkeit mit Ihrem Bruder, das war es ja auch, was mich auf jenen abenteuerlichen Gedanken brachte," rief Beatrice. „Diese Vorstellung, daß es so sein müsse, durchzuckte mich gestern wie ein Blitz, und im ersten Augenblick sprach ich auch aus, was ich dachte. Aber wenn ich nun bei ruhiger Ueberlegung Alles in Erwägung ziehe, so begreife ich selbst nicht, wie dieser Gedanke mir gestern mit solcher Bestimmtheit kommen konnte."

„Dieser Pasquale liebt Sie aber?"

„Nein, nein, das ist längst vorbei! Er weiß, daß ich niemals die Seine werden würde!"

„Er hat es aber einst geglaubt?"

„Nun ja denn, er hat es früher einmal geglaubt, und als er wußte, daß es nicht sein werde, hat er unser Haus gemieden. Nun soll er aber für längere Zeit nach Sicilien gehen, wo sein Vater große Besitzungen hat, und da be-

gleitete er Signor Salvatore heute, um Abschied zu nehmen."

„Und wieder anzuknüpfen," warf Arved dazwischen.

Eine leichte Falte zeigte sich auf Beatricens glatter Stirn.

„Nein," sagte sie bestimmt, „er weiß, woran er ist. Und Sie wissen nun auch Alles und werden schweigen, wenn ich Sie darum bitte, denn es bedrückt und ängstigt mich, daß ich einen so schweren Verdacht gegen Jemand ausgesprochen habe, den ich doch für unschuldig halten muß."

„Sie sind schnell überzeugt von dieser Unschuld, Signora Beatrice!"

„Schnell? Aber ich bitte Sie, bedenken Sie doch: abgesehen von seinem Besuch und seinem ganzen Benehmen dabei, welches jeden Verdacht ausschloß, was hätte er davon gehabt, Sie zu ermorden? Ehe man eine solche Sünde auf sein Gewissen lädt, sucht man sich doch die Gewißheit zu verschaffen, daß man wenigstens sein Ziel dadurch erreicht. Pasquale aber würde nie mein Gatte werden, und wenn er alle Männer der Welt ermordete, und Sie — Sie liebe ich ja nicht —"

„Sie sind grausam ehrlich, Beatrice."

„Grausam? O nein, das wäre ich nur, wenn ich nicht ehrlich wäre! So aber lassen Sie uns gute Freunde sein wie bisher, und vergessen Sie, daß Ihre ‚ältere Schwester' auch einmal so jugendlich unüberlegt war, einem plötzlichen Gedanken gleich Worte zu geben. Wollen Sie?"

Sie reichte ihm ihre Hand hin.

„Es ist mein Grundsatz, ein erkanntes Unrecht so schnell

als möglich wieder gut zu machen," sagte sie dabei lächelnd, „und nun habe ich es gethan und wir wollen nicht mehr daran denken." Er nahm etwas zögernd ihre Hand, aber er versprach zu schweigen, wie sie es wünschte.

„Und nun lassen Sie uns nach unserem Kranken sehen," sagte Beatrice und sie gingen zurück in das stille Zimmer, in welchem Gerhard lag, vorüber an dem großen Porträt Beatricens, das Arved gemalt und welches seine Bekanntschaft mit Signor Felicio und seiner Tochter vermittelt hatte. Sein Auge glitt über das Bild hin.

„Sonderbar," dachte er, „daß ich es erst vor einem halben Jahre gemalt habe. Es kommt mir vor als sei es schon viel, viel länger her. Wie verliebt bin ich damals in sie gewesen!"

3.

Gerhards Wunde heilte ungewöhnlich schnell. Freilich hatte er auch die beste Pflege. Ohne Prüderie, aber auch ohne Aufhebens davon zu machen, wußte Beatrice für ihn zu sorgen und Gerhard nahm diese Sorge an, ohne sich dadurch irgend genirt zu fühlen. Er fing an wieder durch Haus und Garten zu wandern und endlich gab es gar keinen Grund mehr, weshalb er die Gastfreundschaft der weißen Villa hätte in Anspruch zu nehmen brauchen.

Er bezog daher ein Quartier in der Nachbarschaft, war nun aber nichts desto weniger der tägliche Gast Signor Felicio's und der allabendliche Zuhörer Beatricens. Sie hatte noch oft das Lied von der Jugendzeit singen müssen und es passirte jetzt Gerhard manchmal, daß er leise vor sich hin summte:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar.“

Und dazu blickte er zum Himmel empor, als sähe er dort die Noten zu seinem Text und fand dabei, daß die italienische Sonne ganz merkwürdig erwärmend und belebend wirke. Aber das war natürlich; als Reconvalescent ist man ja für alle solche Einwirkungen empfänglicher als sonst. Ebenso natürlich schien es, daß Gerhard jetzt oft reizbar und erregt war, was ihm besonders passirte, wenn Arved von der Gräfin Rieven sprach, bei der er sich immer noch hatte krank melden lassen, oder daß er plötzlich sehr lebhaft und fröhlich wurde, was nun wieder besonders zu geschehen pflegte, wenn er sich mit Signor Felicio und Beatricen allein befand. Das Alles waren eben noch krankhafte Nervenerregungen, und Gerhard betrachtete sich selbst auch noch so sehr als Patient, daß er erklärte, es sei für ihn eine Unmöglichkeit, den weiten Weg bis nach dem Hotel der Gräfin zurückzulegen, oder sich gar an einer der Landpartiheen zu betheiligen, welche sein Bruder mit Rievens arrangirte. Der Doktor und Arved schüttelten die Köpfe, sie hielten den Patienten für genesen; aber da er sich in seiner Krankenrolle ausnehmend zu gefallen schien, hatten sie für's Erste keine Veranlassung, ihm dieselbe auszureden. Gerhard war übrigens nicht der Einzige, welcher dem klugen alten Hausarzt Veranlassung zum Kopfschütteln gab, auch Arved und Beatrice waren verändert. Der Erstere zeigte jetzt stets ein sehr ernsthaftes Gesicht und auf seiner Stirn fanden sich oft ein paar Falten ein, welche ihn bedeutend

älter erscheinen ließen, und Beatrice litt seit einiger Zeit an einer ganz sonderbaren Zerstreutheit.

„Es geht etwas vor in der weißen Villa," dachte der alte Arzt. Und Beatricens Zofe Mariuccia, welche als echtes Kammerkätzchen stets trefflich über die Angelegenheiten ihrer Herrin unterrichtet war, meinte auch, es gehe etwas vor. Während der Doktor aber nur stillschweigend den Kopf schüttelte, plauderte Mariuccia mit großer Zungengeläufigkeit über dieses „Etwas" mit ihrem neuesten Liebhaber, dem Barbier Filomeno Zaccaro, welchem sie allabendlich vor dem Hinterthürchen der Villa eine Audienz gab. Und warum sollte sie Filomeno auch nicht mit dem ganzen Aufwand ihrer Beredtsamkeit unterhalten? War er doch ein sehr dankbarer Zuhörer und obenein auch noch ein freigebiger Liebhaber, dem es auf seidene Bänder, Korallenketten und goldene Ringe nicht ankam.

„Höre, Filomeno," sagte sie eines Abends zu ihm, „Dein Interesse an meiner Signora ist mir längst verdächtig und ich wette, Du stehst im Solde irgend eines verliebten Cavaliers."

„Welch ein Gedanke, Mariuccia!"

„Nein, laß mich ausreden, Filomeno, und antworte mir dann. Ich sage also, Du stehst im Solde eines Verliebten, und wenn Du mir Dein Geheimniß, wer dieser Verliebte ist, vertrauen willst, so erzähle ich Dir auch ein Geheimniß dafür."

„Ich für meinen Theil habe keines zu erzählen, aber ich höre Geheimnisse für mein Leben gern, und wenn es etwas Rechtes und Ordentliches wäre, was Du mir mit-

zutheilen hast, so könnte vielleicht morgen Rath werden zu einem neuen gestickten Schleier für Dich."

„Ein gestickter Schleier — ist das wahr, Filomeno?"

„Er ist Dir gewiß, wenn Du mir etwas erzählst, das sich anzuhören lohnt."

„Ach, mit Dir ist nicht auszukommen, aber einen gestickten Schleier möchte ich schon haben."

„Nun also?"

„Nun also, meine Signora hat jetzt einen Amoroso."

„Was Du sagst, Mariuccia! Woher weißt Du das."

„Sie hat sein Bild gezeichnet."

„Und das sagst Du mir erst jetzt? So ist's schon eine alte Neuigkeit?"

„Ei, was denkst Du nur! Glaubst Du, er habe ihr dazu Modell gestanden? Nein, heimlich hat sie's gemacht und ich habe es nur so zufällig gefunden, als ich ihre Briefe ‚aufräumte'."

„Und wer ist's? Wen hat sie gezeichnet?"

„Nun, das häßliche Gesicht Signor Pasquale Sentivani's ist's nicht, das kann ich Dir sagen."

„Wie kommst Du auf den?"

„Nur so zufällig. Ich dachte, es interessirte Dich vielleicht."

„Mich? Was geht mich der Signor an?"

„Nichts vielleicht, aber ich dachte nur soeben daran, daß er sich vor ein paar Wochen von meiner Herrschaft verabschiedet hat, um nach Sicilien zu gehen und daß er nun doch ganz ruhig in Neapel geblieben ist. Das fiel mir auf."

„Was ist dabei Auffälliges? Aber lassen wir das und sage mir nun lieber, wen Deine Herrin gezeichnet hat.“

„Ei, ein Geheimniß habe ich Dir nun schon erzählt, der Schleier ist verdient, denke ich.“

„Wenn Du mir den Namen nennst, findet sich zu dem Schleier vielleicht noch ein Schmuck.“

„Ei, Filomeno,“ rief Mariuccia lachend, „nun bist Du ertappt. So freigebig wirst Du auf eigene Kosten nicht sein. So tauschen wir denn Namen gegen Namen. Nenne Deinen Auftraggeber zuerst.“

Aber in diesem Augenblick wurde Mariuccia abgerufen und die beiden Namen wurden für heute nicht genannt. Als Filomeno eine Weile gewartet hatte, ohne daß Mariuccia zurückgekehrt wäre, begab er sich auf den Heimweg. Er begegnete Arved, welcher eben die Villa verließ. Filomeno begann ein leises Spottlied auf die tedesci vor sich hinzusummen. Aber Arved war so in Gedanken versunken, daß er es gar nicht hörte und achtlos vorüberging.

„Ich wette, es ist sein Bild oder das seines Bruders, was sie zeichnet,“ zischte Filomeno. „Es scheint, man wird der Sache ein Ende machen müssen.“ Und er trottete, den Kopf nachdenklich hin und her wiegend, seines Weges weiter.

Eine Thurmuhr verkündete von der Stadt her die neunte Abendstunde.

Arved seufzte. Sonst pflegte er um diese Zeit bei Rievens zu sein, heute hatte er den Entschluß gefaßt und bisher auch durchgeführt, die Damen nicht zu sehen, und es war seit Wochen der erste Tag gewesen, den er nicht in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte. Aber der Entschluß

war ihm sehr schwer geworden und jetzt fühlte er sich nicht einmal befriedigt wie nach einer vollbrachten Pflicht. Und war es denn wirklich eine Pflichtsache, daß er diesem Mädchen, das vom ersten Augenblick an einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, aus dem Wege ging? Sie war ja nicht die Braut seines Bruders, und dieser schob geflissentlich den Augenblick ihrer Bekanntschaft immer weiter hinaus. Hatte denn Gerhard irgend welche Rechte auf sie? Nein, nein, sie war vollkommen frei und es war unnütze Selbstquälerei, wenn Arved sie vermied. Und doch kam er sich vor wie ein Dieb, der im Begriffe stand, ein Kleinod zu entwenden, das einem Anderen gehörte. „Wenn er sie nur wenigstens gesehen hätte und ihr gegenüber gleichgiltig geblieben wäre," dachte Arved, „dann hätte ich eher das Recht, sie an meine Brust zu nehmen, als so. Und wenn er sie nun endlich sieht und lieb gewinnt, würde er mir dann nicht den Vorwurf machen, sein Lebensglück vernichtet zu haben?" Eben schritt Arved über die Straße hin, welche nach ihrem Hotel führte. Seine Schritte wurden langsamer. Die Falte auf seiner Stirne war sehr tief. Jetzt blieb er stehen und blickte sehnsüchtig nach der Richtung hin, in welcher das Hotel der Gräfin lag. Plötzlich hellten sich seine Züge auf. „Es ist doch kein Unrecht, wenn ich hingehe," sagte er sich, „sie liebt mich ja nicht und ich habe ihr nie auch nur eine Andeutung meiner Gefühle gemacht. Ich werbe ja auch gar nicht um ihre Neigung, denn ich unterhalte mich meist mit der Mutter, und wenn ich Bertha von Zeit zu Zeit ansehe und meine Freude daran habe, so trete ich damit Gerhard gewiß nicht zu nahe."

Nachdem er sich so mit seinem Gewissen abgefunden hatte, fand er, daß es gerade noch Zeit wäre, zu Rievens zu gehen und schlug den Weg nach dem Hotel ein, dessen terrassirter Garten nach dem Meere zu lag. Wenn nichts Besonderes im Werke war, pflegte die Gräfin ihre Abende hier zuzubringen. Auch heute fand er sie und Comtesse Bertha auf einem der Terrassenplätze, wo sie in Gesellschaft einer alten russischen Fürstin, welche sich ihnen angeschlossen hatte, eben beim Thee saßen. Er entschuldigte sein Ausbleiben, die Gräfin empfing ihn sehr freundlich und fünf Minuten später saß er zwischen ihr und Comtesse Bertha und hatte alle seine Gewissensregungen sehr bald vergessen.

„Es ist hier entsetzlich schwül," seufzte die dicke Fürstin, ihren Fächer erschöpft zusammenklappend. „Kommen Sie, Gräfin, schöpfen wir etwas frische Luft in der Nähe des Meeres."

Die Gräfin erhob sich bereitwillig, und während sie am Arme der Fürstin voraus ging, folgte das junge Paar ihnen nach. Auf Arved's leise Bemerkung, daß der Abend doch wunderschön sei, erfolgte Bertha's ebenso leise gegebene Zustimmung, und an diesen nicht eben sehr neuen und geistreichen Gesprächsanfang knüpfte sich eine Fortsetzung, die wohl interessant sein mußte, denn der Zwischenraum zwischen dem alten und dem jungen Paare wurde immer größer und weder Bertha noch Arved schienen es zu bemerken. Jetzt standen sie am Terrassengeländer und blickten hinab auf das in bläulichem Mondlicht schimmernde Meer. Unter ihnen senkte sich eine natürliche Felsterrasse steil herab, aber blühende Myrten

und Orangen sproßten aus ihren Rissen hervor und verdeckten den Abgrund. Die Gaslampen des Hotels leuchteten wie ferne Sterne durch den Garten, und vom Meere her klang das Lied vorüberfahrender Schiffer zu den beiden Lauschenden herauf. Bis in diesen etwas entfernten Theil des Gartens verirrten sich selten Spaziergänger und das Plaudern der beiden älteren Damen drang auch nur noch in abgebrochenen Sätzen zu ihnen. Bertha fühlte vielleicht instinktiv, daß Arveds Blick mehr an ihr hing, als an dem Meere, das er zu bewundern vorgab. Sie lehnte sich fester an das Geländer, als suche sie eine Stütze. Beide verstummten, als lauschten sie auf ihre Herzen, die in diesem Augenblick vielleicht nicht ganz normalmäßig ruhig schlugen — Mondlicht und Orangenduft haben ja unter Umständen eine sonderbar aufregende Wirkung — da plötzlich krachte das Geländer, Bertha schwankte und wäre im nächsten Augenblick mit den zusammenbrechenden Holzstäben in die Tiefe gestürzt, wenn Arved sie nicht schnell umschlungen und mit dem erschreckten Rufe: „Bertha! Bertha!" an seine Brust gedrückt hätte. Der Zauber der Mondnacht im Bunde mit einem morschen Geländer, welches die heimlich Geliebte fast vor seinen Augen in Tod und Verderben gerissen hätte, war zu viel auf einmal, um Arved nicht all seine Entschlüsse vergessen zu lassen. Er drückte Bertha fester und inniger an sich, als es zu ihrem Schutze unumgänglich nöthig gewesen wäre, und sie legte ihren Kopf so vertrauensvoll an seine Brust, daß ihr blondes Haar in verdächtig nahe Berührung mit seinen Lippen gerieth. Aber dies Selbstvergessen dauerte nur einen Augenblick. Bertha riß

sich verwirrt und erschreckt los und er — hielt sie nicht fest.

„Welch ein Schreck, Comtesse!“ rief er mit einem erzwungenen Lächeln, und um sein Herz, das ihn zu einer Aussprache gegen die Geliebte drängte, zu übertäuben und sich über seine Aufregung, so wie Bertha über ihre Verlegenheit möglichst schnell hinweg zu helfen, setzte er hinzu: „Kommen Sie, Comtesse, tückische Geister lauern hier auf Ihr Verderben. Lassen Sie uns Ihre Frau Mutter aufsuchen, die sich über unser Ausbleiben beunruhigen könnte.“ Dazu hätte nun eigentlich kein Grund vorgelegen, da die Gräfin von dem morschen Geländer nichts wissen konnte, aber Arved kam es jetzt eben nur darauf an, irgend welche gleichgiltige Worte zu sprechen, um sich selbst wieder in's Gleichgewicht zu bringen, und da Bertha ihm dabei durchaus nicht zu Hilfe kam, sondern noch immer stumm neben ihm stand und den Kopf beharrlich nach der Seeseite hin gewendet hielt, fuhr er krampfhaft immer weiter sprechend fort, das Gefährliche oder Ungefährliche der Situation zu erörtern, und schließlich von tückischen Geländern im Allgemeinen und einen kürzlich passirten tragischen Fall im Speziellen zu erzählen. Kurz er sprach von lauter gleichgiltigen Dingen, welche Comtesse Bertha außerordentlich wenig zu interessiren schienen, denn sie hatte kein Wort der Erwiederung darauf, sondern schritt stumm und sehr eilig an seiner Seite hin, bis sie die beiden alten Damen dicht vor sich sahen. Ihr junges Herzchen hatte zuerst gewaltig stürmisch geklopft, aber sie überwand dieses Herzklopfen während des Gehens, und als sie jetzt die Damen erreicht hatten und Arved ihr

Abenteuer erzählte, da lächelte sie gerade so erzwungen und sonderbar wie er. Dann beim Abschied reichte sie Arved nicht wie gewöhnlich die Hand, und ihr Kindergesicht sah merkwürdig ernst und stolz aus, als sie sich leicht gegen ihn verneigte.

„Sie ist kein Kind mehr, Ihre Kleine," sagte die Fürstin zur Gräfin Rieven, „sehen Sie nur, wie sie die große Dame zu spielen versteht."

Die Gräfin schüttelte den Kopf über ihr plötzlich verändertes Kind. Noch viel erstaunter war sie aber, als Bertha ihr Abends, als sie allein waren, plötzlich um den Hals fiel und in Thränen ausbrach. Unmotivirtes Weinen war sonst nicht ihr Fall, aber heute konnte oder wollte sie durchaus keinen Grund für ihre Thränen angeben. Die Gräfin drang nicht mit Fragen in sie. Sie küßte sie nur doppelt liebevoll und ließ sie dann ruhig gewähren.

„Entweder der Unfall hat sie nervös gemacht, oder es ist etwas zwischen ihr und dem jungen Schleden vorgefallen," dachte sie. „Es kommt mir fast vor, als ob er sich für Bertha interessirte," überlegte sie dann weiter, „es wäre mir aber nicht angenehm, wenn er sich erklärte, ehe wir den Majoratsherren kennen gelernt haben. So eine erste Erklärung macht immer so viel Eindruck."

Die Gräfin war eine zärtliche Mutter, aber sie war auch eine kluge Weltfrau. Sie hätte Bertha's Herzen niemals einen Zwang auferlegt, denn diese war ihr einziges Kind und selbst eine Erbin, deren Zukunft also für jeden Fall sicher gestellt war. Aber sie hatte den Wunsch, das Loos der Tochter so glänzend als möglich zu gestalten, und da sie

wußte, daß der Majoratsherr Graf Schleden ein hübscher und liebenswürdiger Cavalier war, hielt sie es nicht für unmöglich, daß Bertha's Herz für ihn sprechen würde. Bisher war dasselbe frei gewesen, warum sollte sich also nicht die Liebe mit der Stellung einer Majoratsfrau, das Schöne mit dem Guten verbinden lassen? Einstweilen konnte man aber nicht unhöflich gegen den Bruder sein, und dieser Bruder war liebenswürdig — vielleicht gefährlich. Daß sie nicht eher daran dachte! Die Gräfin konnte an diesem Abend lange nicht einschlafen. Das Fragezeichen, welches sich plötzlich vor die Majoratsfrauenzukunft ihrer Tochter schob, wollte sie nicht zur Ruhe kommen lassen. Und im Nebenzimmer drückte Bertha ihre nassen Augen in die Kissen und verbrachte die erste schlaflose Nacht ihres jungen Lebens, mit dem ersten herben Weh im Herzen.

„Er liebt mich nicht," dachte sie, „es war Alles Täuschung und Trug, er liebt mich nicht, sonst hätte er es mir heute gesagt."

Und „er", Arved Schleden?

Er war direkt von Rievens noch einmal zu seinem Bruder geeilt, den er vor seinem Hause eben im Begriff heimzukehren fand.

„Was bringt Dich so spät zu mir?" frug Gerhard erstaunt.

„Du kehrst erst jetzt aus der weißen Villa zurück? O, Gerhard, das ist wirklich Unrecht von Dir!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Du spielst bei Rievens noch immer den Kranken, was sollen sie von Dir denken, wenn sie Dir eines Tages irgendwo auf der Straße begegnen und — —"

Gerhard blickte seinen Bruder sehr erstaunt an.

„Und um mir das zu sagen, kommst Du noch so spät zu mir?“

„Ich kam, weil wir zu einem Entschluß kommen müssen, weil ich fühle, daß es so nicht weiter geht!“

Gerhard fand seinen Bruder immer räthselhafter, er für seinen Theil hatte gar keinen Wunsch nach Veränderung.

„Du mußt bei Rievens Besuch machen, Du mußt,“ fuhr Arved erregt fort, „ich bin es nicht mehr im Stande, Dich dort mit Deinem Kranksein zu entschuldigen, während ich doch weiß, daß Du vollkommen gesund in der weißen Villa bist.“

„Arved! Was fällt Dir ein, ich fühle mich wirklich noch angegriffen!“

„Nun, dann thue es mir zu Gefallen. Wenn Du mich ein wenig lieb hast, mache morgen bei Rievens Besuch, und dann — nun, ich komme jedenfalls morgen zu Dir, Du mußt Dich entscheiden!“

„Was hast Du in aller Welt?“

„Frage mich jetzt nicht, thue mir nur den Gefallen zu Rievens zu gehen. Diese Sache muß doch einmal in's Klare kommen. Und nun gute Nacht. Morgen Mittag komme ich zu Dir — —“ Und damit rannte Arved mit großen Schritten davon und ließ seinen Bruder höchst verwundert zurück.

Gerhard betrat in ziemlich unbehaglicher Stimmung seine Zimmer.

„Diese Rievens sind die zudringlichsten Menschen, die mir jemals vorgekommen sind,“ brummte er, „sie hätten es doch

merken können, daß mir nichts an ihrer Bekanntschaft liegt. Freilich, Arved hat ihnen erzählt, ich läge noch fest — aber immerhin, sie hätten längst abreisen können. Aber was hatte denn Arved? Warum macht er mir meine Besuche in der weißen Villa zum Vorwurf? Mein Gott! Er wird doch nicht etwa in Beatrice verliebt sein und darum wünschen, ich möchte mit Rievens anknüpfen? Freilich, ein Wunder wäre es nicht. Es ist sehr leicht, glaube ich, sich in Beatrice zu verlieben! Mich freilich schützt mein kühles Temperament davor, aber Arved ist so jung und so warmherzig — es ist eigentlich nicht anders möglich, er muß in Beatrice verliebt sein. Aber — mein Himmel, die Beiden passen doch gar nicht zu einander! — Sie ist ein seltenes Weib, diese Beatrice, ebenso gut als klug, ebenso natürlich und anspruchslos als schön. Ja, wirklich, sie gefällt mir sehr, aber verliebt bin ich nicht in sie, nein, verliebt bin ich gewiß nicht. Die Zeit, wo mir so etwas passiren konnte, ist vorbei. Verliebtsein ist ja eine Kinderkrankheit und über die Kinderkrankheiten bin ich hinaus." Er seufzte. „Ach ja, man hat als Majoratsherr auch seine Pflichten. Ich mache hier gleichsam meine letzte Ferienzeit durch — der Rest heißt dann: Vernunft, Ruhe, Schweigen. Am Ende hat Arved Recht. Was will ich in der weißen Villa? Einmal muß man der Sache ein Ende machen, und es wird doch am besten sein, ich fange gleich morgen damit an und besuche Rievens. Huh — mir graust förmlich davor, wieder einer märkischen Dame zu begegnen und mich fein zierlich von den Klatschereien der ‚Gesellschaft' zu unterhalten." Den letzten Theil dieses Monologes hielt Gerhard zwar nur in Gedanken,

da sein Berliner Kammerdiener gerade im Zimmer war, um ihm bei'm Auskleiden zu helfen. Friedrich mußte es aber wohl verstehen auf dem Gesichte seines Herrn zu lesen, denn nach einigen Seitenblicken auf denselben dachte er:

„Schlecht Wetter im Anzuge bei meinem Herrn, ganz schlechtes Wetter!“ Und darauf schlich er geräuschlos im Zimmer hin und her und erwartete mit stummer Resignation, daß das schlechte Wetter sich über seinem unschuldigen Haupte entladen würde. Vielleicht geschah es, um diesem Ausbruche zuvor zu kommen und die Aufmerksamkeit seines Herrn von sich selbst abzulenken, daß Friedrich einen schüchternen Versuch machte, dem Grafen etwas zu erzählen, eine Freiheit, die er sich als langjähriger Familiendiener schon gestatten konnte.

„Nein, was das gnädige Fräulein drüben aber auch geschickt ist,“ begann er. Mit dem gnädigen Fräulein meinte er Beatrice. Er konnte sich nicht entschließen, sie ‚Signora‘ zu nennen, unter welcher Bezeichnung er sich nur eine Ballettänzerin oder Kunstreiterin vorzustellen vermochte.

Gerhard lächelte mit einem sonderbar wehmüthigen Ausdruck, der ihm sonst fremd war, vor sich hin und Friedrich fuhr ermuthigt fort:

„Wie schön sie zeichnet — der Herr Graf wissen wohl wieso? Ich sage man blos, sprechend ähnlich ist es — reineweg sprechend ähnlich.“

Jetzt wurde Gerhard aufmerksam.

„Was ist sprechend ähnlich?“ frug er.

Friedrich lächelte schlau.

„Das Bild vom jungen Herrn," sagte er in geheimnißvollem Tone.

„Das Bild meines Bruders? Und sie hat es gezeichnet?"

Friedrich schlug sich auf den Mund.

„Na, nu hab' ich am Ende 'was verrathen," rief er, „bitte unterthänigst um Verzeihung, aber ich glaubte, der Herr Graf wüßten es schon; na, die Leute reden so, und die Mariuccia, das Kammermädchen des gnädigen Fräuleins, meinte auch, es könnte wohl da 'was werden, der junge Herr Arved geht doch seit einem Jahre dort ein und aus und nun hat das Fräulein ihn heimlich gezeichnet —"

„Woher weißt Du das?"

„Ach, die Mariuccia hat das Bild gefunden, und wie ich heut' einmal so zufällig dort vorbeiging, hab' ich ein paar Worte mit ihr gesprochen und da — und da —"

„Hat sie Dir das Bild gezeigt?"

„Blos ganz flüchtig —"

Gerhard ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und Friedrich machte die Beobachtung, daß das „schlechte Wetter", weit entfernt, sich zu verziehen, immer finsterer zu werden drohte.

„Ich wollte mich nicht in die Heimlichkeiten der Herrschaft mischen," fing er leise wieder an, „aber die Mariuccia hat es so darauf angelegt."

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn Gerhard ungeduldig. „Du kannst gehen, Friedrich, ich brauche Dich nicht mehr."

Friedrich verließ kopfschüttelnd das Zimmer und Ger=

hard verbrachte eine ganz außerordentlich schlechte Nacht. Am anderen Morgen aber hatte er den festen Entschluß gefaßt, zu Rievens zu gehen und seine Angelegenheiten dort möglichst schnell in Ordnung zu bringen.

4.

Als er am anderen Morgen seinen Entschluß ausführte, fand er Comtesse Bertha blässer und die Gräfin erregter als Beide es sonst waren. Dennoch nahm man ihn sehr freundlich auf und die Gräfin lud ihn auf das Zuvorkommendste für den Abend ein.

„Vorwärts," dachte Gerhard, „je schneller die Sache in's Reine kommt, um so besser. Das Mädchen ist hübsch und wohlerzogen genug, um eine Gräfin Schleden würdig zu repräsentiren und scheint sanft und still genug, um eine bequeme Frau abzugeben. Was will ich mehr?"

Und er versprach Abends wieder zu kommen und auch gleich ein Boot zu bestellen. Man wollte gemeinschaftlich über den Golf segeln.

„Er gefällt mir sehr gut," sagte die Gräfin Rieven, als er fort war, und blickte dabei ihre Tochter wie fragend an.

„Ja wohl," sagte diese, aber ihre Gedanken waren weit weg, und nur die Aehnlichkeit, welche Gerhard mit Arved hatte, machte ihr Herz schneller schlagen und ließ sie den Grafen mit einem gewissen Interesse betrachten. Sie hatte keine Ahnung von den Plänen, welche man für ihre und Gerhards Zukunft spann, und das kleine Abenteuer von gestern beschäftigte sie noch vollständig.

Die Gräfin, welche sie stillschweigend beobachtete, brachte zuletzt wieder die Rede darauf. „Es ist mir eigentlich eine rechte Beruhigung, daß ich mich in unserem guten Schleden getäuscht habe," sagte sie so leicht hin. „Denke einmal, Kleine, ich habe mir eingebildet, oder richtiger ich habe gefürchtet, er sei in Dich verliebt."

Bertha machte sich angelegentlich mit einer Schleife an ihrem Kleide zu schaffen.

„Das wäre mir seiner doch mehr untergeordneten Stellung in der Gesellschaft wegen nicht lieb gewesen," fuhr die Gräfin fort; „seit gestern bin ich aber darüber beruhigt. Ein Verliebter wäre bei der ganzen Sache aufgeregter gewesen, als er es zu sein schien, und hätte sich Dir gegenüber jedenfalls verrathen. Er hat wohl aber nichts gesagt, was darauf schließen lassen könnte —"

„O nein!" rief Bertha.

„Das wäre auch nicht gut möglich gewesen nach seinem Aussehen. Ein Mann, der liebt und von seiner Liebe eben gesprochen hat, sieht erregter aus, und überhaupt muß ich sagen, er hat mir zwar im Allgemeinen recht gut gefallen, aber für meine Bertha wünsche ich mir doch noch einen anderen Mann, und deshalb bin ich recht froh, daß ich mich getäuscht habe."

Bertha schwieg und nach einer Weile fing die Gräfin an zu erzählen, wie die Baronesse X und die Comtesse Z im vorigen Winter Jagd auf Graf Gerhard Schleden gemacht hätten, und wie er sogar die Prinzessin Y hätte bekommen können, wenn er gewollt hätte. „Aber er blieb feuerfest," schloß die Gräfin, „und ich bin überzeugt, er hat noch

nie geliebt, so sehr die Frauen ihn auch stets bevorzugt haben. Wenn er aber einmal heirathen sollte, wie wird man seine Frau beneiden, und welch ein stolzes Gefühl muß es sein, sich sagen zu können: Dich allein liebt er und sein Herz hat nie einer Anderen gehört als Dir! Er ist darin sehr verschieden von seinem Bruder. Arved Schleden hat, glaube ich, schon sehr oft geliebt. Er soll auch hier einer jungen Italienerin den Hof machen, bei ihm gilt der Spruch: anderes Städtchen, anderes Mädchen." —

Indeß schrieb Gerhard, in seiner Wohnung angekommen, ein Billet an seinen Bruder, dann bestellte er einen Wagen und rüstete sich zum Aufbruch. Die Luft von Neapel erschien ihm plötzlich ganz außerordentlich drückend und er hatte beschlossen, den Tag über auswärts zuzubringen und erst Abends zu der verabredeten Kahnfahrt zurückzukehren.

Kaum hatte er sein Quartier verlassen, als Arved ankam. Er hatte seinen Bruder schon dreimal aufgesucht, ohne ihn anzutreffen. Jetzt griff er mit fast fieberhafter Hast nach dem Billet, welches Friedrich ihm aushändigte. Dasselbe lautete:

„Lieber Bruder!

Du hast Recht; es ist Zeit, daß meine Verlobungsangelegenheit in's Klare kommt. Mein heutiger Besuch bei Rievens hat den Ausschlag gegeben, und mein Entschluß, die Comtesse zu heirathen, steht fest, wenn mir von ihrer Seite keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, was ich aber nicht glaube.

Augenblicklich habe ich etwas Kopfschmerzen und will ausfahren, um sie mir zu vertreiben. Abends bin ich bei

Rievens. Vielleicht kommst auch Du hin, wenn Du es nicht vorziehst, Deine Zeit anderweitig zu verbringen. Jedenfalls sehen wir uns bald.

Dein

Bruder Gerhard."

Arved knitterte das Blatt in der Hand zusammen. Er wußte nicht, daß sein Bruder auch erst einige Bogen zerknittert und zerrissen hatte, ehe er den Brief zu Stande brachte.

Er stürzte dann an Friedrich vorbei, der ihm verwundert nachblickte, hinaus auf die Straße und dann weiter dem Strande zu. Auch er bedurfte der freien Luft und es war ihm nach der Lektüre des Briefes ebenso schwül und trostlos zu Muthe, wie Gerhard beim Schreiben desselben.

Auf dem Molo begegnete er der Gräfin Rieven und ihrer Tochter. Die Damen schienen ihn erst zu bemerken, als er dicht vor ihnen stand; aber kein freundliches Lächeln lud ihn diesmal ein, stehen zu bleiben und einige Worte mit ihnen zu wechseln. Die Gräfin grüßte flüchtig und Bertha wandte den Kopf zur Seite und nahm gar keine Notiz von ihm. Das war nun freilich kein passendes Benehmen für eine wohlerzogene junge Dame, aber es gibt Augenblicke, wo die beste Erziehung bei einem siebenzehnjährigen Dämchen nicht Stand halten will, und Bertha fürchtete jetzt, ihr Gesicht könne ihre Gefühle verrathen, und entzog es daher dem Begegnenden lieber ganz. Arved preßte die Zähne auf einander.

„Vorbei, Alles vorbei!" grollte es in ihm. Es klang ihm jetzt wie Hohn, daß sein Bruder ihn einlud, ebenfalls zu Rievens zu kommen. „Was soll ich dort?" frug er sich.

„Die Damen haben mir ja soeben gezeigt, daß nun, wo der Majoratsherr Graf Schleden bei ihnen angetreten ist, der Maler Arved seines Weges gehen kann! O, Bertha! Das hätte ich nimmermehr von ihr geglaubt, wenn ich auch der Freundlichkeit ihrer Mutter niemals traute."

Und während Gerhard auf der Straße nach Pozzuoli hinfuhr, schlug Arved die Richtung nach Kastellamare ein und die Gedanken beider Brüder gingen dabei ebenso weit aus einander, wie ihre Wege. Gerhard ärgerte sich darüber, daß die seinen immer wieder zur weißen Villa zurückkehrten, und Arved wollte fast verzweifeln, weil es ihm durchaus nicht gelang, irgend ein anderes Bild vor sich zu sehen, als das eines gewissen blonden Lockenkopfes.

So kam der Abend heran. Gerhard machte seine verabredete Gondelfahrt mit Rievens, welche aber sehr abgekürzt werden mußte, da der Schiffer ein Gewitter befürchtete und bei den ersten Anzeichen desselben umkehrte, worüber Gerhard durchaus nicht unglücklich war. Arved war natürlich nicht bei der Parthie gewesen, sondern befand sich weit entfernt von Neapel, als der Abend hereinbrach. Er war zufrieden mit dem heraufziehenden Gewitter, der Aufruhr der Elemente paßte gut zu seiner Stimmung und fast mit Sehnsucht erwartete er den ersten Blitz und Donnerschlag. Es war schon ziemlich spät am Abend, als das Gewitter endlich losbrach, und Arved hatte Neapel noch nicht wieder erreicht. Vom Regen durchnäßt und vor Erregung wie vor Kälte zitternd, kehrte er erst gegen Mitternacht in seine Wohnung zurück und warf sich erschöpft auf sein Lager, ohne jedoch Ruhe finden zu können.

So hatte dieser Tag nichts dazu beigetragen, die Situation zu klären, dieselbe war vielmehr noch verworrener und für alle Betheiligten unbehaglicher geworden. —

Es war noch ziemlich früh am anderen Morgen und Gerhard erwachte eben aus einem Traume, der gar nichts mit der deutschen Gräfin zu thun hatte, als Friedrich in's Zimmer trat, und sich kaum Zeit nehmend, für seine Störung um Entschuldigung zu bitten, die Hiobspost, welche er soeben draußen vernommen hatte, seinem Herrn ausrichtete.

„Erschrecken der Herr Graf nicht," fing er an, „aber es ist ein Unglück geschehen!"

„Was ist's?" fuhr Gerhard auf. „Mein Bruder?"

„Ach, der arme junge Herr, wie wird er sich's zu Herzen nehmen! Das gnädige Fräulein drüben in der weißen Villa — —"

Mit einem Satz war Gerhard aufgesprungen. „Beatrice!" rief er, „was ist's mit ihr?"

„Ach, mein Gott, Herr Graf, es ist man ein großes Unglück für den alten Herrn drüben und auch für unsern —"

„Mensch, rede!" schrie Gerhard, den erschrockenen Diener vor der Brust fassend, „was ist geschehen?"

„Ach, Du Herr Gott, fort ist das Fräulein."

„Fort? Was soll das heißen? Fort?"

„Ja, Herr, fort, reine weg, Niemand weiß wohin. Ueber Nacht ist sie verschwunden."

Gerhard starrte ihn an, als habe er ihm einen chaldäischen Morgengruß gebracht, von dem er kein Wort verstünde.

„Ach, der Schreck wird Ihnen gewiß schaden," jammerte

Friedrich, durch Gerhards plötzlich verändertes Aussehen erschreckt, „nehmen der gnädige Herr Graf doch gleich von der beruhigenden Medicin, ich habe sie hier aufgehoben.“

Gerhard schlug ihm das dargebotene Glas ungeduldig aus der Hand, daß es in tausend Scherben sprang.

„Meine Sachen,“ rief er, „schnell meine Sachen, ich muß hinüber.“

In wenigen Minuten war er angekleidet und stürzte aus dem Zimmer.

„Gott soll mich bewahren,“ rief Friedrich ihm nachblickend, „so eine Eile habe ich bei meinem Grafen noch nicht erlebt. Und was er für Augen dazu gemacht hat — reineweg italienische Augen, daß man sich fürchten könnte. Und das Alles wegen so einer ausländischen Signora — wo er zu Hause nach keiner Prinzessin was fragt!“ Und Friedrich räumte kopfschüttelnd das Zimmer auf, in welchem sein Herr Alles durch einander geworfen hatte. Dann ging er zum „jungen Herrn“, wie er Arved nannte, um ihm die Flucht der Signora mitzutheilen und zu sehen, ob dieser auch „italienische Augen“ zu der Neuigkeit machen würde.

Indeß hatte Gerhard athemlos die weiße Villa erreicht und stürzte in das Zimmer Felicio Alessandroni's. Aber er brauchte nicht erst aus dem Munde des Greises die Bestätigung der Schreckensnachricht zu erhalten, ein Blick auf ihn genügte, um zu wissen, daß er von dem furchtbarsten Schlage getroffen worden war, welchen das Schicksal für ihn in Bereitschaft halten konnte. Zusammengebrochen saß er in einem Lehnstuhl, das weiße Haar wirr über Stirne

und Schläfen hängend und mit der krankhaft gelben abgezehrten Hand seine Augen beschattend, während seine Lippen unaufhörlich murmelten:

„Mein Kind — mein Ein und Alles — mein Kind — mein Kind —“

Gerhard schnitt sein Anblick in's Herz. Er trat schnell an ihn heran und erfaßte seine andere schlaff herabhängende Hand.

„Sie haben noch Freunde, Signor Allessandroni,“ sagte er mit bewegter Stimme, „Freunde, welche Ihr Unglück mit Ihnen empfinden und bereit sind zu helfen, wenn das möglich ist.“

Der Signor blickte ihn an mit trostlosen, erloschenen Augen.

„Helfen?“ sagte er, „helfen? Mein Kind ist fort, meine Beatrice — o!“ Krampfhaftes Schluchzen erschütterte seine Brust.

„Und Sie haben keinen Verdacht, keine Ahnung, wer —“

„O, freiwillig ist sie nicht von ihrem alten Vater gegangen, freiwillig nicht,“ unterbrach ihn der Greis. „Sie wußte ja, daß jeder Mann, den sie wählen würde, mir willkommen sein werde — nein, freiwillig ist sie nicht gegangen!“

„Eben weil auch ich an einen schändlichen Gewaltakt glaube, sprach ich von Hilfe,“ rief Gerhard. „Ich will ihr nach, Signor Felicio, ich will sie suchen und zurückbringen, oder sie wenigstens an ihrem Räuber rächen —“

„Sie wollen das? O, mein Gott, mein Gott — Sie sind gut und edel — aber wie wollen Sie sie finden? Die Sache ist so räthselhaft, so unglaublich.“

„So haben Sie gar keinen Verdacht?“ frug Gerhard nochmals mit gepreßter Stimme. Dann setzte er schnell hinzu: „Hatte Beatrice vielleicht einen Liebhaber — einen Liebhaber, den sie verschmähte, meine ich?“

Der Greis blickte ihn einige Augenblicke stier an. Dann schlug er plötzlich die Hände vor die Augen und rief:

„Herr, mein Gott — woran erinnern Sie mich! Pasquale, Pasquale Sentivani hat ja um sie geworben —“

„Ich habe diesen Namen nie von Beatrice nennen gehört —“

„Pasquale, der Sohn meines ältesten Freundes, er, den ich als Kind so oft auf meinen Armen wiegte — nein — nein, ihn dürfen wir nicht im Verdacht haben, er konnte dieses Herzeleid nicht über mich bringen, das ist nicht möglich!“

Und wie um zu beweisen, daß das wirklich nicht möglich sei, wurde in diesem Augenblick Signor Pasquale Sentivani angemeldet.

„Sehen Sie, o, ich wußte es, das konnte nicht sein — ich habe ihm, wenn auch nur in Gedanken, schweres Unrecht gethan!“ rief Signor Felicio.

Pasquale trat ein und ging mit seinem düstersten Gesicht auf den Greis zu.

„Welch ein Unglück, theuerster Freund!“ rief er, den Alten mit Emphase umarmend, wobei es jedoch Gerhard nicht entging, daß er noch Zeit fand, einen scharf beobachtenden Blick auf den Besuch Signor Felicio's zu werfen. „Welch ein Unglück! Ich komme, mit Ihnen diesen entsetzlichen Fall zu beweinen.“

Signor Felicio war wieder stöhnend in seinen Sessel gesunken, die beiden jungen Männer maßen sich mit den Blicken.

„Da auch Sie ein Freund des Hauses sind, so stelle ich mich Ihnen vor, Signor, ich bin Graf Gerhard Schleden," begann Gerhard.

Der Signor wollte eben eine liebenswürdig sein sollende Redensart machen, aber dieselbe blieb ihm im Halse stecken, denn die Thüre wurde wieder aufgerissen und, den großen Malerhut schief auf den wirren Lockenscheitel gedrückt, stürzte Arved in's Zimmer.

„Ist das wahr, ist das wirklich wahr — o, mein armer, armer Signor Felicio!" rief er. Der Malerhut flog auf den Tisch und Arved in die Arme des greisen Signors. Dann wandte er sich an seinen Bruder. „Welch ein Unglück, Gerhard! Und — —"

Jetzt stand er Signor Pasquale gegenüber und prallte förmlich vor ihm zurück. Da er um seine Werbung wußte, hatte sein Verdacht sich unwillkürlich gegen ihn gewandt.

„Was Teufel!" rief er, „Sie sind auch hier, Signor — ich glaubte Sie in Sicilien."

„Geschäfte verhinderten meine Abreise," sagte Signor Pasquale achselzuckend, „und ich preise nun den Zufall, der mich zurückhielt, da ich vielleicht Gelegenheit habe, meinem alten verehrten Freunde hier nützlich zu sein. Wir müssen Nachforschungen anstellen —"

„Ja," rief Gerhard, „ich bin dafür, zunächst das Dienstpersonal zu verhören. Vielleicht erfährt man da irgend etwas, was Anhalt bietet."

„Ich würde glauben, daß man zunächst auf dem Molo und auf dem Bahnhofe Nachforschungen anstellen müßte," meinte Signor Pasquale. „Die Signora ist eine auffallende Erscheinung."

„Nein," rief Arved, „die Bahnhöfe hat der Entführer sicher nicht benutzt. Man mußte ja alles Aufsehen vermeiden, wenn Beatrice mit Gewalt entführt wurde —"

„Wer spricht hier von Gewalt?" warf Signor Pasquale höhnisch lächelnd dazwischen.

„Etwas Anderes ist nicht möglich!" rief Gerhard entschieden.

„Nein, nein, sie war eine so gute Tochter!" jammerte Signor Felicio, „sie hätte ihren alten Vater nimmer verlassen."

„Es ist eine unerhörte Frechheit und wehe dem Buben, wenn er mir zwischen die Finger geräth!" rief Arved.

Signor Pasquale zuckte die Achseln.

„Wir sind in Italien, Signori," meinte er, „da sind dergleichen Vorkommnisse nicht so selten."

„Verlieren wir keine Zeit," drängte Gerhard. „Wenn Sie, Signor, an eine Flucht per Bahn glauben, so begeben Sie sich zunächst nach dem Bahnhofe, mein Bruder mag auf dem Molo Erkundigungen einziehen — —"

„Oder vielleicht begibt sich Signor Arvedo zunächst nach dem Bahnhofe — ich habe so viel Bekannte unter den Schiffern, daß ich am Molo mehr ausrichten könnte," sagte Signor Pasquale. „Wer von uns dann die Spur der Flüchtlinge findet, folgt ihnen sofort und benachrichtigt die anderen Herren. Aber was beabsichtigen Sie zu thun,

Signor Conte?“ wandte er sich an Gerhard, der finster vor sich hinstarrend neben ihm stand.

„Mein Bruder begleitet mich,“ rief Arved schnell, ehe Gerhard noch antworten konnte. „Und nun eilen wir, eilen wir. Glückliche Reise, Signor Pasquale!“ Er drängte den Italiener fast zur Thüre hinaus.

„A revederci, Signor Felicio!“

„Ich bleibe hier —“ sagte Gerhard zurückbleibend.

„Still,“ raunte Arved ihm zu, „bei der nächsten Ecke kannst Du umkehren.“ Sie hatten die Thüre der Villa erreicht.

„So, nun gehen unsere Wege aus einander, Signor Pasquale,“ wandte er sich an diesen. „Sie gehen links, wir rechts. Guten Fang.“

Er entfernte sich eilig einige Schritte weit.

„Was hast Du denn?“ frug Gerhard, der sich sein Benehmen nicht erklären konnte.

„Wenn dieser Pasquale nicht dahinter steckt, will ich keinen Pinsel mehr anrühren,“ rief nun Arved, „und anstatt jetzt auf den Bahnhof zu gehen, werde ich dem Burschen von Weitem folgen —“

„Aber weshalb, wie kommst Du darauf?“

Arved erzählte, was er über die Beziehungen Pasquale's zu Beatricen wußte.

„Und das sagst Du mir erst jetzt?“ rief Gerhard in höchster Erregung.

„Was hättest Du denn machen wollen, man kann ihn doch blos beobachten —“

„Arved, wie kannst Du so ruhig darüber sprechen! Ich

muß ihm sofort nach, er muß mir Rede stehen. O, wenn das möglich wäre und wir hätten den Schurken entwischen lassen!“

„Aber ich bitte Dich, Gerhard, es ist ja nur ein Verdacht, und wenn er wirklich der Fuchs ist, für den ich ihn halte, so hat er hundert Schlupfwege, um uns doch noch zu entkommen, und wir fangen ihn nur, indem wir ihn ganz sicher machen. Deshalb ging ich sofort auf seine Vorschläge ein, während Deine Idee, die Dienstboten zu verhören, viel besser war. Mag er uns doch für Dummköpfe halten —“

„Aber ich muß ihm nach —“

„Nein, überlasse mir das, ich kenne Wege und Stege hier besser als Du, und verhöre Du nur inzwischen die Dienstboten.“

„Es ist möglich, daß Du Recht hast, Arved; aber es wird mir so schwer, ruhig zu bleiben.“ Gerhard blickte dem Davoneilenden betroffen nach. „Er bleibt so ruhig und kaltblütig,“ sagte er sich, „während mir der Kopf brennt und ich alle Pulse schlagen höre. Ist es denn möglich, daß er sie wirklich liebt?“

Das Verhör mit den Dienstboten ergab nichts Bedeutungsvolles. Man wußte nur, daß der Barbier Filomeno Zaccaro gestern besonders viel in der Villa gewesen sei, was aber nicht auffallen konnte, da er der anerkannte Liebhaber der Kammerzofe Mariuccia war, was diese freilich nicht verhindert hatte, auch mit dem deutschen Diener zu kokettiren. Mariuccia, hieß es, sei auch die Erste gewesen, welche die Flucht der Signora entdeckt habe, und sie sollte sich ganz unsinnig vor Schmerz über das Verschwinden

ihrer Herrin geberdet haben. Vor einer Stunde aber sei sie aus dem Hause gegangen, wohin? wisse man nicht. Gerhard sandte Boten nach verschiedenen Seiten aus, um nach dem Mädchen zu forschen. Mit großen Schritten ging er im Gartenzimmer der Villa auf und ab, die Rückkehr der Boten erwartend. Jetzt war er nicht mehr Patient. Er fühlte sich so stark und thatkräftig wie noch nie und er war entschlossen, wenn sich hier keine sichere Spur fand, auf gut Glück Beatricen nachzureisen.

Da klopfte es an die Thüre und auf sein „herein“ wurde dieselbe schüchtern geöffnet und Mariuccia's verweintes Gesicht wurde dahinter sichtbar.

„Ah, Sie sind es,“ rief Gerhard, „kommen Sie herein, Kleine, man hat Ihnen wohl gesagt, daß ich nach Ihnen gefragt habe. Was können Sie mir von der Signora erzählen?“

Statt aller Antwort sank das Mädchen, in leidenschaftliches Schluchzen ausbrechend, auf die Kniee.

„O, ich kann nichts dafür,“ schluchzte sie, „o, meine arme Signora — man hat mich schändlich betrogen — Signor Conte, bei Gott und allen Heiligen, ich kann nichts dafür — ich habe das nicht gewußt!“

„Beruhigen Sie sich, Mariuccia, Niemand klagt Sie an, und sollten Sie wirklich schuldig sein, so würde jetzt ein offenes Bekenntniß —“

Das Mädchen sprang auf.

„Unschuldig bin ich,“ rief sie außer sich, „aber ihn, den Schuft, den Verräther, ihn brauche ich jetzt nicht mehr zu schonen — ich hasse ihn, ich hasse ihn!“

„Von wem sprechen Sie?“

„Von Filomeno Zaccaro, Signor Conte — ich bin ein armes Mädchen und ich dachte, er würde mich heirathen, Signor, und nun ist er fort — fort mitsammt der Paola, das schlechte Frauenzimmer ist mit ihm gegangen auf seinen Kastellansposten in dem sicilianischen Schloß, und er hatte doch versprochen, mich zu heirathen!“

Gerhard zwang sich gewaltsam zur Ruhe.

„Lassen Sie das gut sein,“ sagte er beschwichtigend, „Sie sollen mir später von Filomeno Zaccaro erzählen. Jetzt sagen Sie mir aber zunächst, was sich in der weißen Villa gestern Abend ereignete.“

„Ja, Alles will ich sagen, Signor Conte, Alles! Sehen Sie, weil ich glaubte, der Filomeno würde mich heirathen, da dachte ich, es wäre auch kein Unrecht, wenn er mich besuchte — o, der abscheuliche Mensch! Nun kommt er gestern Abend auch und sagt zu mir: Mariuccia, sagt er, willst Du ein rothes Kreuz an einer goldenen Kette um den Hals zu tragen, haben? Ich sage, daß ich das schon möchte. Da meint er, ich könne es mir verdienen, wenn ich die Signora dazu brächte, daß sie sogleich vor die kleine Hinterthüre der Villa hinaus käme. Er habe ihr etwas Wichtiges auszurichten, möge aber nicht das Haus betreten, da seine Botschaft ein Geheimniß bleiben müsse.“

„Weiter, weiter,“ drängte Gerhard.

„Ich wurde durch diese Worte natürlich sehr neugierig gemacht, er betheuerte aber, mir nichts anderes sagen zu dürfen, als daß sein Auftrag nur Angenehmes für die Signora enthielte. Nichts Böses ahnend, ließ ich mich

denn auch bewegen, Signora Beatrice zu rufen, die dann auch richtig vor die kleine Thüre kam. Es war schon spät und die anderen Leute schliefen schon alle, denn meine Signora ging immer sehr spät zu Bette und ich mußte dann auch die halben Nächte wachen. Sie trat also hinaus vor die Villa und da fragt sie mich, ‚wo ist denn der Filomeno?‘ und ich drehe mich um, ihn zu suchen, da ich ihn auch nicht mehr erblickte. Da höre ich die Signora aufschreien, ich sehe, wie ein paar Männer aus dem Gebüsch heraus auf uns zustürzen, und im nächsten Augenblick ist meine Signora in ein großes Tuch gehüllt, emporgehoben und davon getragen. Einen Laut von ihr habe ich nicht mehr gehört — die Banditen hatten sie gewiß geknebelt! Ich stand wie erstarrt — dann lief ich so schnell ich konnte, um nach Filomeno zu sehen und ihm Vorwürfe über seine schändliche Betrügerei zu machen —"

„Warum schlugen Sie nicht gleich Lärm? — Sie mußten doch begreifen, um was es sich hier handelte?"

Jetzt begann Mariuccia wieder herzbrechend zu schluchzen. „Ach," jammerte sie, „ich bin ein armes Mädchen und man hätte mir nicht geglaubt, daß ich unschuldig daran war, und dann war der Filomeno da, ich konnte ihn doch nicht verrathen, ich glaubte ja noch, daß er mich heirathen würde!"

„Und Sie wissen nicht, wer die Entführer der Signora gewesen sein können?"

„Nein, Herr, einen Namen hat mir der Filomeno nicht genannt. Aber gewiß sind es sicilianische Räuber gewesen, und der Filomeno gehört auch dazu und hat nun dafür

den Kastellanposten bekommen. Und so ein Mensch ist mein Liebhaber gewesen, o, es ist zu schändlich!"

„Sie wissen genau, daß der Filomeno nach Sicilien gegangen ist?"

„Ja, das weiß ich —"

Die Unterhaltung wurde durch einen Diener unterbrochen, welcher Gerhard einen Brief brachte. „Ein Bote hat ihn eben vom Hafen gebracht," sagte er.

Gerhard erbrach eilig das Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen:

„Ich habe die Spur der Flüchtigen gefunden, dieselbe weist nach Genua und ich fahre in fünf Minuten mit dem Dampfer dahin ab. Pasquale Sentivani."

„Nach Genua?" murmelte Gerhard, „nach Genua? Das ist eine Finte, um uns irre zu führen! Ja, ja, es ist so, dieser Pasquale muß ja schuldig sein, die ganze räthselhafte Sache ist nur so erklärlich. Und nun ist er entkommen, Arved hat ihn entfliehen lassen! O, warum bin ich ihm nicht nachgeeilt! Aber wohin konnte er gehen, wohin hat er Beatrice bringen lassen?" Er wandte sich plötzlich wieder an Mariuccia.

„Sie kannten Signor Pasquale Sentivani?" frug er, „hat derselbe Besitzungen in Sicilien?"

Mariuccia starrte ihn groß an.

„Santa Lucia!" schrie sie auf, „o, Sie sind klug, Signor Conte, Sie haben das Richtige gefunden. Ja, ja, die Sentivanis haben große Güter in Sicilien, und Signor Pasquale kam früher öfter in unser Haus als meiner Signora lieb war. Ach und wenn ich jetzt an den Kastel-

lanspoſten auf dem ſicilianiſchen Schloß denke und an die vielen Geſchenke, die der Filomeno mir immer machte, wenn ich ihm Alles erzählte, was ich von der Signora wußte, da wird mir Alles klar. O ich armes, unglückliches Mädchen, daß ich mit ſo einem Schurken zu thun hatte, wie dieſer Filomeno Zaccaro. Und daß ich ihm auch gerade das Bild zeigen mußte. Nun hat er ſeinem Herrn gewiß geſagt, die Signora habe einen anderen Liebhaber und da hat dieſer beſchloſſen, ſie zu entführen! Ja, das Bild iſt ſchuld, Signor Conte, das Bild, das unglückliche Bild!"

„Es iſt das Bild meines Bruders, das Sie meinen?" frug Gerhard mit gepreßter Stimme.

„So glaubte ich, Signor Conte, aber, aber ich habe es mir heute noch einmal angeſehen — —"

„Wie kamen Sie heute dazu?"

„Ach, es war ganz früh am Tage und mir war ſo bange um meine Signora. Da bin ich in Ihr Zimmer gegangen, um wenigſtens ihre Sachen um mich zu ſehen, da ſie ſelbſt nun doch verſchwunden iſt — — ich habe wirklich nichts davon genommen, Signor, die Heiligen ſollen mich bewahren, ich bin ein ehrliches Mädchen — nur ſehen wollte ich all' die Sachen, unter denen ſie gelebt hat!" Mariuccia verfiel in einen übertrieben ſchwärmeriſchen Ton.

„Nun, und was fanden Sie alſo?" unterbrach Gerhard ſie ungeduldig.

„Ach, Signor, ich weiß doch nicht, ob ich das ſo ſagen darf, es betrifft Sie zwar ſelbſt, Signor Conte — aber —"

Gerhards Stirn röthete ſich, ſeine Augen blitzten. Er

erfaßte Mariuccia's Hände und hielt sie so fest, daß sie erschrocken aufschrie.

„Wollen Sie reden? Wollen Sie Alles sagen, was Sie wissen?“ frug er heftig. Dann setzte er sich schnell bezwingend ruhiger hinzu: „Es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie die Wahrheit sagen — wenn Sie aber versuchen, Ausflüchte zu machen — —“

„Um aller Heiligen willen, Signor, erbarmen Sie sich,“ rief Mariuccia, in Thränen ausbrechend, „ich bin ein armes Mädchen und ich will ja Alles sagen! Es ist ja Ihr Bild, das die Signora gezeichnet hat, Ihr Bild, Signor Conte, und nicht das Signor Arvedo's, wie ich selbst zuerst glaubte.“

Gerhard schoß das Blut plötzlich wie ein feuriger Lavastrom durch Herz und Kopf, seine Hand zitterte, während er sie auf die Lehne des Sessels vor sich aufstützte. Aber im nächsten Augenblick schon regte sich der Zweifel wieder in ihm.

„Wie können Sie das behaupten!“ rief er, sich zu einem fast spöttischen Tone zwingend. „Wir sehen uns sehr ähnlich, mein Bruder und ich.“

„Ja, aber Signor Arvedo hat nie solch glatten Scheitel, und dann steht ja in einer Ecke des Bildes ein verschlungener Namenszug, ein G und ein S und dazwischen ist ein ganz fein gezeichnetes B gezogen. Aber wenn Sie mir nicht glauben, kann ich ja das Bild holen —“

Gerhard hob abweisend die Hand, es widerstrebte seinem Gefühl, hinter Beatricens Rücken in ihre Geheimnisse einzudringen, aber die flinke Zofe war schon aus dem Zimmer

geschlüpft und kehrte kurz darauf mit dem Bilde zurück. Jetzt konnte es Gerhard doch nicht über sich gewinnen, dasselbe von sich zu weisen. Er griff vielmehr hastig danach.

Ja, es war kein Zweifel. Das Bild stellte ihn dar, und der Namenszug in der Ecke bedeutete Gerhard Schleden und Beatrice.

„Sie muß gestern noch daran gezeichnet haben, denn als ich es das erste Mal sah war es nicht so ausgeführt und glich mehr Signor Arvedo,“ berichtete Mariuccia.

Gerhards Herz klopfte übermächtig, es wurde ihm schwer, seine große Erregung niederzukämpfen. Aber der Augenblick forderte Ruhe und Fassung.

„Sie werden Ihr Zimmer für's Erste nicht verlassen,“ wandte er sich an das Mädchen.

Mariuccia brach in Schluchzen aus und Gerhard übergab einem alten Diener, den er als zuverlässig kannte, ihre Bewachung. —

Im selben Augenblick kam Arved sehr eilig durch die Vorhalle.

„Er ist entflohen“ — rief Gerhard ihm in vorwurfsvollem Tone entgegen.

Arved strich sich das wirre Haar aus der Stirne. Er war von dem schnellen Gange fast außer Athem und rief nur ein lebhaftes „Nein, nein“ zurück.

Gerhard zog ihn in das Zimmer.

„Er schrieb mir vor einer Viertelstunde, er folge der Spur der Flüchtigen nach Genua!“

Arved machte eine verneinende Bewegung.

„Er ist hier,“ sagte er, „ich habe ihn nicht aus den Augen verloren, und während ich her kam, Dir Nachricht zu geben, lasse ich die Thüren seines Hauses durch ein paar verschlagene und mir ergebene Burschen bewachen —“

„Seine Hausthüren?“

„Ja, er ist in seinem Hause. Ich folgte ihm, ohne daß er mich erblicken konnte, erst zum Molo, wo er mit allerhand Gesindel unterhandelte und zuletzt in einer Schifferbude verschwand. Dort hat er jedenfalls den Brief geschrieben, den Du erhieltest. Er blieb lange genug fort, um Einen die Geduld verlieren zu lassen, aber ich wartete, hinter der Säule einer Vorhalle versteckt. Endlich kam er wieder zum Vorschein, blickte vorsichtig nach allen Seiten und eilte zuletzt auf großen Umwegen in sein Haus, das er durch eine kleine Hinterthüre betrat.“

„Ich verstehe sein Benehmen nicht! Wenn er Beatrice entführen ließ, was macht er noch hier?“

„Er wollte durch sein Erscheinen im Hause Signor Felicio's allen Argwohn von sich abwälzen — aber trotz all seiner Finten bin ich überzeugt, er und kein Anderer ist der Entführer Beatricens.“

„Auch ich glaube das; aber wohin hat er sie bringen lassen?“

„Das werden wir am sichersten erfahren, wenn wir ihn beobachten und ihm dann folgen, denn ohne Zweifel begibt er sich so bald als möglich zu ihr. Der Himmel gebe, daß sie nicht in Sicilien ist — —“

„Ich werde sofort auf die Polizei gehen und dort die nöthigen Anzeigen machen!“ rief Gerhard.

„Das kann nichts schaden, nutzt aber auch schwerlich etwas," meinte Arved, der mit den neapolitanischen Verhältnissen vertrauter war.

„Und Du kehrst auf Deinen Beobachtungsposten zurück?" fuhr Gerhard fort.

„Selbstverständlich! Ich kam nur her, um Dir Nachricht zu geben."

Die Brüder hatten während der letzten Worte schon das Haus verlassen.

„Wir müssen Beatrice folgen," sagte Gerhard, „einen großen Vorsprung kann sie keinesfalls haben, und sollte sie wirklich eingeschifft worden sein, was ich aber wegen Pasquale's Anwesenheit hier nicht glaube, so können wir sie mit einem kleinen Dampfer auch noch überholen — —"

„Ja, folgen müssen wir ihr," entschied auch Arved, „aber," setzte er zögernd hinzu, „was wird die Gräfin Rieven dazu sagen?"

„Laß sie thun und sagen was sie will. Was kümmert das mich?"

„Mein Gott, Gerhard! Wenn Du sie heirathest!?" —

„Ich, heirathen? Ich begreife nicht, wie Du in diesem Augenblick daran denken kannst! Ich weiß nicht, ob ich jemals heirathen werde — jetzt gewiß nicht. Ich passe wohl überhaupt nicht zum Ehemann!"

„Gerhard, Du gibst diese Parthie auf? Du willst die Gräfin Rieven nicht heirathen?"

„Mache mich nicht toll mit dieser Heirathsgeschichte, Arved. Jeder verlorene Augenblick ist jetzt für uns kostbar und Du sprichst von dieser gleichgiltigen Sache."

„Gleichgiltig? Ist das Dein Ernst? Ist das Dein wirklicher, heiliger Ernst?“

Jetzt sah Gerhard seinen Bruder doch einen Augenblick erstaunt an.

„Was ist denn das, Arved?“ frug er, „was hast Du mit dieser Rieven? Himmel, bist Du am Ende selbst in die Gräfin verliebt? Arved, ist es das?“

„Verzeihe mir, Gerhard, aber — —“

„Und ich glaubte, Deine Aufregung gelte Beatricen!“

„O Gerhard, ich war noch so jung, als ich glaubte, Beatrice zu lieben! Es kommt mir wenigstens so vor, als seien seitdem Jahre verflossen!“

„Und jetzt — Arved, jetzt?“

„Jetzt weiß ich erst, was wirklich lieben heißt!“

„Und das hast Du bei der kleinen Bertha Rieven gelernt? Nun, lieber guter Junge, dann gehe hin und heirathe sie je eher, je lieber!“

„Gerhard, Du zürnst mir — aber wenn Du wüßtest!“

„Unsinn, ich denke nicht daran, Dir zu zürnen, ich freue mich sogar darüber, daß das Mädchen in der Familie bleibt, da ich sie doch nie geheirathet hätte, aber thue mir jetzt den einzigen Gefallen und halte mich nicht auf.“

„O Gerhard, Du machst mich sehr glücklich, wie soll ich Dir danken?“

„Laß nur. Dazu ist wirklich gar kein Grund — aber Du wirst jetzt wahrscheinlich direkt zu Rievens gehen — also muß ich Deinen Beobachtungsposten einnehmen.“

„Nein, nein, erst die Pflicht, dann die Liebe. Zunächst kehre ich zu meinem Wachtposten zurück. Mache Du nur

Deine Meldungen auf der Polizei, da Du einen Werth darauf legst. Richtest Du dort nichts aus, wie ich vermuthe, dann kannst Du mich ja ablösen — vorausgesetzt, daß der Fuchs so lange fest in seinem Bau liegt."

„Und wenn das nicht der Fall ist?"

„So folge ich ihm selbstverständlich und lasse Dir Nachricht zukommen."

„Ich danke Dir, Arved, ich weiß, daß Du ein großes Opfer bringst!"

Die Brüder umarmten sich — jetzt waren sie wieder ganz ein Herz und eine Seele wie in ihrer Kinderzeit. Dann eilten sie in entgegengesetzten Richtungen davon.

5.

Wenn Gerhard aber erwartet hatte, in der neapolitanischen Polizei eine Institution zu finden, welche seinen heimathlichen Begriffen entsprochen hätte, so wurde er gründlich enttäuscht, denn schon nach den ersten Worten, welche er mit den Vertretern der heiligen Hermandad wechselte, schien es ihm, als habe man hier außerordentlich wenig Lust, die Sache des Rechtes mit gehörigen Kräften zu führen. Man hatte soeben aus Messina die Nachricht von der Ermordung eines Richters und mehrerer Zeugen erhalten, welche in einem Prozeß gegen einen berüchtigten Banditen mitgewirkt und den Muth gehabt hatten, gegen denselben auszusagen, und ihn resp. zu verurtheilen.

„Das ist der vierte ähnliche Fall innerhalb eines halben Jahres," sagte einer der Beamten zu Gerhard, „in Sici=

lien regiert eben die Maffia*) und gewinnt täglich mehr Boden. Sie ist dem Volk so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man das Land entvölkern müßte, um diese Landplage auszurotten und wir stehen ihr machtlos gegenüber. Wenn die junge Dame dorthin gebracht wurde, ist sehr wenig Hoffnung, sie aufzufinden. Wer steht uns dafür, daß ihr Entführer nicht ebenfalls zur alta (hohen) maffia gehört und dann die ganze Bevölkerung zu seinen Helfershelfern rechnen kann?"

„Aber Sie werden doch ein schutzloses Weib nicht der Willkür dieser Banditen überlassen," rief Gerhard empört.

Man machte verlegene Gesichter, man zuckte die Achseln, man erzählte neue Schauergeschichten von den Maffiori und schien schließlich sehr erleichtert, als einer der Beamten erklärte: es scheine doch überhaupt sehr fraglich, ob die junge Dame nicht um den ganzen Anschlag gewußt und nur diesen Weg gewählt habe, um schneller einen von ihr gewünschten Herzensbund zu schließen. Sie würde vielleicht binnen Kurzem mit ihrem jungen Gatten wieder erscheinen, um die Verzeihung ihres Vaters zu erflehen und dann wäre es schade um den Lärm. Auf Gerhards heftige Gegenrede hieß es: Ansichten seien noch keine Beweise und gegen die allgemein geachteten Sentivani's auf Grund einer so vagen Anklage vorzugehen sei nicht möglich. Er wurde bald inne, daß man sich scheute, auf die Sache näher einzugehen, und Alles, was er erreichte, war, daß man ihm versprach, eine regelrechte Untersuchung dieser Angelegenheit einzuleiten, wenn

*) Berüchtigte Räuberverbindung.

die Klage von Signor Felicio Allessandroni selbst gestellt würde. Es wurde Gerhard sehr schwer, seinen aufsteigenden Zorn dieser Gleichgiltigkeit gegenüber zu bemeistern und zitternd vor innerer Erregung bestieg er endlich wieder seinen Wagen, fest überzeugt, daß er hier nur unnütze Zeit verlieren würde.

Grenzenlose Angst um Beatrice erfaßte ihn. Was sollte, was konnte er thun, um ihr zu Hilfe zu kommen? Schien es nicht ein wahnsinniges Abenteuer, sie in einem fremden Lande, unter Leuten, deren Sitten ihm unbekannt, deren Sprache ihm kaum geläufig war, aufsuchen zu wollen, um sie aus den Händen eines Mannes zu befreien, dem alle Hilfsmittel, welche ihm fehlten, zu Gebote standen? Und gesetzt, ein glücklicher Zufall brächte ihn in ihre Nähe, er fände unter den Eingebornen helfende Hände, bereit, sie zu befreien — was weiter? Jetzt — heute — vielleicht noch viele Tage war sie in der Gewalt ihres Entführers, und wenn Gerhard sie dann wirklich fände — wäre sie das Weib eines Anderen, eines Mannes, den sie verabscheute — —. Gerhards Sinne schwindelten bei diesem Gedanken, krampfhaft faßte seine Hand den Wagenschlag, als wolle er sich hinausstürzen, um auf gut Glück Beatricens Spur zu folgen. Er preßte die Zähne fest auf einander und zwang sich mit Aufbietung all seiner Selbstbeherrschung zur Ruhe. Klares, ruhiges Ueberlegen allein konnte ihm helfen, einen festen Plan zu fassen, nach welchem er seine Verfolgung regeln konnte. Denn, so unglaublich der Erfolg schien, handeln mußte er, ein Stillstehen oder ein „Zurück" gab es nicht für ihn. Er wußte es jetzt, sein Leben und sein

Denken hatte nur noch einen Inhalt, sein Können und Wollen hatte nur noch ein Ziel: „Beatrice — Beatrice.“

„Ich werde, ich muß sie finden,“ dachte er, und bunte, abenteuerliche Pläne durchkreuzten seinen Kopf, Pläne, die er noch vor wenigen Wochen als tolle Hirngespinnste verlacht hätte, und die ihm jetzt dennoch ausführbar erschienen. Er empfand jetzt wirklich jene Leidenschaft, von der sein Bruder ihm jüngst gesprochen hatte, während er über dessen Schwärmerei lächelte; das Erz, mit dem er seine Brust gepanzert glaubte, war in Fluß gerathen und jagte nun siedend durch alle seine Adern. — Da fuhr der Wagen an dem Garten der weißen Villa vorüber und plötzlich durchzuckte Gerhard der Gedanke:

Wie, wenn die Räuber irgend eine Spur zurückgelassen hätten, welche an ihnen zum Verräther werden könnte? Wie oft haben nicht schon Kleinigkeiten, wie ein verlorenes Taschentuch oder Messer bei Kriminaluntersuchungen die schwersten, überzeugendsten, wenn auch stummen Zeugenrollen gespielt. Einen Augenblick dachte er daran, daß Arved ihn sehnsüchtig erwarten würde. Aber was wollte eine Verschiebung von wenigen Minuten bedeuten?

Gerhard sprang kurz entschlossen aus dem Wagen und betrat den Kiesweg, welcher nach der Hinterthür der Villa führte. Die Spuren vieler Fußtritte waren auf demselben sichtbar. Hier hatte man sie fortgetragen, an dem Myrtengebüsch vorüber, an welchem noch einige geknickte Zweige den Weg der Räuber bezeichneten. Dahinter war der Rasen niedergetreten, die Spuren der Fußtritte wiesen in gerader Linie nach der Gartenmauer hin, von welcher das Gesimse

an dieser Stelle herabgebröckelt war. Gerhard betrachtete aufmerksam den Boden. Beim Uebersteigen der Mauer war dieselbe offenbar noch mehr zerbröckelt; frischer Schutt lag zu Gerhards Füßen. Er versuchte denselben zu entfernen. Da blitzte ihm ein kleiner Schmuck zwischen dem Geröll entgegen. Er bückte sich hastig danach, denn er erkannte sofort diese Nadel mit dem goldenen Knoten, in welchem die einzelne weiße Perle lag; Beatrice hatte sie ja in ihren dunklen Flechten getragen! Sie schien ihm jetzt wie ein Gruß von der Verschwundenen, wie eine gute Vorbedeutung. Er drückte sie hastig an seine Lippen. Dann stützte er sich auf den Mauerrand und wollte hinüberblicken, um sich zu überzeugen, ob man die Spur weiter verfolgen könne. Zu gleicher Zeit tauchte aber hinter der Mauer, dicht vor ihm ein anderer Kopf auf, und ein paar dunkle, blitzende Augen blickten ihn einen Augenblick prüfend an. Dann legten sich ein paar braune Hände auf den Rand der Mauer, und mit einem: „Ja, ja, Signor, hier an dieser Stelle müssen sie hinübergelangt sein,“ schwang sich die geschmeidige Gestalt eines jungen Burschen auf den Mauerrand und stand im nächsten Augenblick neben Gerhard, der ihn verwundert anblickte.

„Ihr kennt den Andrea nicht,“ sagte der Bursche vertraulich. „Schadet nicht, Signor, aber der Andrea kennt Euch!“

„Was willst Du hier?“ frug Gerhard kurz. Er war nicht zu einer Unterhaltung mit dem Lazzaroni aufgelegt. Dieser aber steckte mit der Miene eines Diktators seine Hand in sein offenes Hemd, unter welchem die breite braune Brust arbeitete und sagte:

„Gerade mit Euch will ich reden, Signor Tedesco, und Ihr kommt mir wie gerufen — oder — wollt Ihr etwa nicht wissen, was aus der schönen Dame geworden ist?" Er machte eine bezeichnende Bewegung nach der weißen Villa hin.

„Du kannst mir eine Nachricht von ihr geben?" rief Gerhard nun plötzlich ganz verändert. „Du könntest das? Sprich schnell, jedes Wort will ich Dir mit Gold aufwiegen!"

„Ihr liebt sie also sehr, die Signora?"

„Sprich, sprich, was weißt Du von ihr?"

„Laßt uns zuerst einen Pakt machen, Signor, Dienst gegen Dienst," antwortete der Bursche.

„Mensch, rede, was verlangst Du?" schrie Gerhard, den Lazzaroni heftig bei den Schultern fassend. „Aber wehe Dir, wenn Du mich zu täuschen versuchst."

Der Bursche machte eine wegwerfende Bewegung.

„Wozu täuschen? Wenn Ihr der Signora zur Freiheit und mir zu zehn Dukati verhelfen wollt, sollt Ihr die Wahrheit wissen. Aber — ja wahrhaftig, Ihr seid mir auch noch für einen anderen guten Dienst etwas schuldig, und da wir einmal dabei sind zu rechnen —"

Es war, als ob alle Leidenschaftlichkeit, welche Gerhard seit Jahren gewohnt war zu unterdrücken und unter einer kalten Gesellschaftsmaske zu verbergen, jetzt plötzlich in ihm erwachte. Er erhob die Arme, als wollte er diesen Menschen, der reden konnte und die ersehnte Auskunft mit Ausflüchten hinzog, zu Boden schmettern.

„Wo ist die Signora, rede, wenn Dir Dein Leben lieb

ist!" schrie er. Aber schon im nächsten Augenblick hatte er seine Besonnenheit wieder und wußte, welcher Weg ihn am schnellsten zum Ziele führen würde. „Ich verspreche Dir hundert Dukati, wenn Du mich zu ihr bringen kannst," sagte er, sich wenn auch vergebens bemühend, seiner Stimme einen festen, ruhigen Klang zu geben.

Statt aller Antwort zog der Bursche eine Nadel, welche er im Beinkleide stecken hatte, hervor und hielt sie Gerhard entgegen.

„Kennt Ihr das?" frug er mit schlauem Augenblinzeln. „Hm, ich denke, Ihr kennt es, Ihr haltet ja selbst so ein ähnliches Ding in der Hand."

Auf den ersten Blick sah Gerhard, daß es die zweite von Beatricens Haarnadeln war.

„Wo fandest Du sie und wann?" frug er hastig.

„Ich will Euch dorthin führen, wo ich die Nadel fand, Signor, aber nicht jetzt, jetzt könnt Ihr dort nichts machen. Abends aber, sobald es dunkelt —"

„Warum nicht jetzt, sofort?"

„Weil sie jetzt auf ihrer Hut sind. Verfolgt man sie bis zum Abend nicht, so werden sie sicherer, und dann — am hellen Tage werden sie sich nicht einschiffen. Wohin aber für den Abend das Segelboot der Sentivanis bestellt ist, das weiß ich nun."

„O diese Schurken, diese Sentivanis!"

„Still, Signor, sie sind sehr angesehene Leute hier zu Lande und in Sicilien sind sie es noch mehr. Wenn wir die Signora befreien wollen, müssen wir sie an der Einschiffung verhindern!"

„So ist sie also noch hier und man will sie hinüber schaffen nach der Insel? Aber warum that man das nicht gleich?“

„Man hatte es eben sehr eilig mit der Entführung und konnte gestern Abend bei dem Wetter nicht auslaufen. Am hellen Tage aber fährt man mit solcher Fracht nicht gern über den Golf.“

„Aber woher weißt Du um die Sache?“

„Hm, das ist einfach. Die Sentivanis haben ein paar Miglien von hier einen Weinberg mit einer Ruine darauf und einem alten noch ziemlich festen Thurme, in dem ein Wächter wohnt. Ich kenne die Tochter des Alten sehr gut und war gestern Abend bei ihr. Der Vater sieht mich sonst nicht ungern. Gestern aber empfing er mich so schlecht, daß ich dachte, da ist etwas nicht richtig. Also legte ich mich hinter ein Gebüsch und dachte, wenn etwa ein Anderer zu dem Mädchen kommt, so steckst Du ihm Dein Messer zwischen die Rippen. Es war aber nicht Einer — es kamen Viele, und ich sah, daß sie etwas Schweres trugen, eine Sänfte oder auch nur eine verhüllte Gestalt, ich konnte das nicht erkennen. Ich schlich mich also näher an den Eingang. Da sah ich, daß man eine Frau über die Schwelle hob, wie die Gestalt sich zwischen ihren Händen wand, wie ein paar weiße Arme sich aus dem dunklen Tuch losmachten und flehend oder abwehrend emporstreckten, aber einen Laut vernahm ich nicht. Gern geht die nicht in den Thurm, dachte ich, aber die Sentivanis werden wohl ihre guten Gründe haben, sie hinein zu bringen, und ich bin ein armer Bursche, der sie nicht daran hindern kann.

Vielleicht hätte ich mich still nach Hause geschlichen, aber da brach das Gewitter los. Herr, war das ein Wetter! Ich dachte nicht anders, als daß der alte Thurm bei dem Sturm zusammenstürzen und die ganze Gesellschaft begraben würde. Na, ich kroch in eine kleine Laubhütte in der Nähe und wollte es abwarten. Als der Regen etwas nachgelassen hatte, kamen die Männer aus dem Thurm zurück und dicht an mir vorüber. ‚Die See heult wie ein Wolf,‘ sagte der Eine, ‚heute wagt der beste Bursche nicht die Ueberfahrt.‘ Aha, dachte ich, also der Thurm ist nur die erste Station, dann geht's noch weiter. Die Sache interessirte mich doch, wenn ich auch noch nicht wußte, wer der gefangene Vogel war, und als sie vorüber waren, schlich ich noch um den Thurm herum. Da fand ich das blitzende Ding da. Zuerst dachte ich, was geht Dich's an? Dann aber kam mir auf einmal die Nadel so bekannt vor."

„Kanntest Du denn die Signora Beatrice?"

„Habt Ihr die Signora nie vom Andrea sprechen hören? Das bin ich, Signor, und ich bin früher alle Tage hier in's Haus gekommen. Ich war ein elender Wicht, klein und schwächlich, die Leute sagten, der böse Blick habe mich getroffen und da helfe alles Kuriren nichts. Die Signora hat mich auch nicht mit Medicin kurirt, aber jeden Tag hat sie mir zu essen gegeben und als ich das Fieber hatte, durfte ich hier im Hause bleiben, und als ich dann den Leuten zum Trotz ein kräftiger Bursche wurde und bei einer Rauferei einen Messerstich bekam, daß Jeder denken mußte, ich würde es nicht überstehen, da habe ich mich bis zur weißen Villa geschleppt, und da ist es wieder die Signora gewesen,

die mich verbunden und gepflegt hat. Wenn sie sich damals über mich bückte, habe ich die Nadel so oft in ihren schwarzen Flechten gesehen, daß ich sie jetzt wieder erkannte. Ich verderbe sonst den vornehmen Herren nicht gern einen Spaß, Signor, hab' sogar schon manchmal mit geholfen, wenn sie mich gut bezahlten — aber von meiner Signora sollen sie die Hände weglassen. Als ich die Nadel erkannte, lief ich sofort hieher und hörte, daß richtig die Signora in der Nacht verschwunden war. Da dachte ich gleich an Euch und Euren Bruder — aber zuerst lief ich doch noch nach dem Molo und dort erfuhr ich, daß die Barke der Sentivanis in der Nacht nach Sicilien gehen sollte, denn ich habe meine guten Bekannten am Molo und man weiß, daß ich sonst kein Spielverderber bin. Nun wollte ich eben zum Signor Arvedo, da gucktet Ihr gerade über die Gartenmauer."

„Aber wie kommst Du darauf, uns aufzusuchen?" frug Gerhard mit plötzlich erwachtem Mißtrauen.

Andrea lächelte überlegen. „Man hat so seine Gedanken, Signor. Seht, die Signora hat mir früher einmal gesagt: Andrea, sagte sie, wenn Du mir dankbar sein willst, so hilf mir über den Signor Tedesco, der in unser Haus kommt, zu wachen, denn er hat einen Feind."

„Das hat sie Dir gesagt?"

„Ja, sie meinte damals Euren Bruder, dem Ihr so ähnlich seht, daß ich ihn zu warnen glaubte — wißt Ihr noch, an jenem Abend, an welchem Ihr dann den Dolchstoß bekamet."

„Andrea, was sagst Du? Du glaubst, man habe damals meinen Bruder —"

„Si, si, Signor, eigentlich sollt' ich nicht davon sprechen, aber weil Ihr doch ein Ausländer seid und mir hundert Dukati versprochen habt, so will ich's nur sagen: es gibt Leute, die Euren Bruder haßten, weil sie ihn für den Liebhaber der Signora hielten, und — nun, und unbequeme Liebhaber schafft man gern bei Seite, wißt Ihr!"

„Schändlich, schändlich!"

„O, Signor, dergleichen gilt hier nicht für so schlimm. Aber den Burschen, die Euch damals trafen, ging es so wie mir, sie verkannten Euch. Nachher wollte man wahrscheinlich das Stück nicht gleich wiederholen, denn man hätte doch Lärm geschlagen, wenn zwei Fremde hinter einander getroffen worden wären, so hat man ein anderes Auskunftsmittel gefunden."

„Und diese Mörder, diese Sentivanis gehen frei einher —"

„Ich habe nicht gesagt, daß es damals die Sentivanis waren," meinte Andrea mit schlauem Augenblinzeln.

„Aber sie müssen es ja sein —"

„Weiß nicht, Signor — das hab' ich nicht gesagt, nicht wahr, Ihr könnt nicht sagen, ich hätte Euch erzählt, die Sentivanis wären Mörder. Nicht wahr, das könnt Ihr nicht?"

„Nun laß das gut sein, Andrea, ich will jetzt nicht weiter fragen, aber für die Signora müssen wir nun handeln. Du sollst Deine Aussagen über die letzte Nacht vor Gericht wiederholen, dann wird man uns die gehörigen Kräfte zur Verfügung stellen und wir heben das ganze Raubnest aus."

„Was denkt Ihr, Signor! Nicht eine Klaue würden

wir mehr auszuheben finden! Sowie der geringste Lärm entsteht, suchen sie einen anderen Schlupfwinkel auf. Denkt Ihr denn nicht, daß die Sentivanis überall Aufpasser haben, die ihnen Alles verrathen würden? Und dann unsere Polizei!" Andrea machte eine sehr wenig achtungsvolle Bewegung.

„Ihr kennt das nicht, Signor," fuhr er dann im Protektortone fort, „aber glaubt mir nur und laßt mich Euch einen Vorschlag machen. Ihr müßt nach dem Molo gehen, dort recht viel Aufhebens von Euch und Eurem Vorhaben machen und müßt dann Euch und Signor Arvedo für den Dampfer nach Verona oder Genua, oder sonst wo hin einschreiben lassen. Wir müssen die Sentivanis vor allen Dingen sicher machen. Glauben sie Euch fort, so werden sie um so weniger Vorsichtsmaßregeln treffen und wir jagen ihnen um so leichter die Beute ab. Laßt mich nur machen — aber die Dukatis freilich dürft Ihr nicht sparen!"

Gerhard mußte sich sagen, daß Andrea eigentlich Recht hatte.

„Fordere was Du willst, wenn nur die Befreiung der Signora gelingt!"

„Schon recht, ich dachte mir gleich, Ihr würdet etwas daran wenden, und da die Signora um Euch besorgt war, würdet Ihr's auch um sie sein."

„Sprich nur, wie viel willst Du jetzt?"

„Gebt mir einstweilen fünfzig Dukati; dafür will ich uns so viel gute Freunde schaffen, als wir am Abend brauchen können."

„Du weißt bestimmt, daß wir Beatrice Abends noch finden?“

„Ei freilich!“

„Was macht aber der junge Sentivani noch hier in der Stadt?“ frug Gerhard.

„So, ist er hier? Nun, Abends wird er schon in dem Thurm sein. Jetzt ist nur der Alte dort, das hat mir die Lucia gesagt, denn — nun, Ihr seid ja jung, Herr, und werdet das begreifen — denn die ganze Nacht war ich nicht in der Laubhütte und ich hab' die Lucia doch noch gesprochen — trotz des Alten —“

„Nun laß uns aber keine Zeit verlieren, Andrea, hier hast Du das Geld und die hundert Dukati bekommst Du, wenn die Signora frei ist.“

„Schon gut, Signor, am Molo spreche ich Euch schon noch; einstweilen könntet Ihr auch für ein paar gute Waffen für den Abend sorgen. Man kann nicht wissen —“

Und Andrea schwang sich über die Gartenmauer und war im nächsten Augenblick verschwunden. Gerhard blickte ihm nach.

Der Garde-Offizier und Majoratsherr Graf Schleden hatte einen Lazzaroni zum Bundesgenossen bekommen und mußte sich eingestehen, daß dieser Lazzaroni die Sache klüger anstellte als er, und daß er am besten thun würde, seinen Anordnungen zu folgen und seine Protektion dankbar anzunehmen. Es waren sonderbare Veränderungen in der letzten Zeit mit ihm vorgegangen, aber er hatte jetzt Wichtigeres zu thun, als darüber nachzudenken.

6.

Arved fand indeß, daß die Zeit unter Umständen recht lang werden kann. Um nicht von irgend einem Spion der Sentivanis entdeckt und verrathen zu werden, hatte er kein öffentliches Lokal aufgesucht und es vorgezogen, einen jungen Künstler, welcher am Spirito=Santo=Platz wohnte und mit dem er befreundet war, in's Vertrauen zu ziehen. Lag ihm doch weniger daran, selbst den Beobachter zu spielen, als vielmehr in der Nähe zu sein, um sofort aufbrechen zu können, wenn einer seiner Wachtposten die Entfernung des Signors meldete. Er hatte seine kleine Bande gut organisirt. Derjenige von den Burschen, welcher zuerst die Flucht des Signors entdeckte, benachrichtigte seinen in der Nähe aufgestellten Kameraden, welcher das Zeichen, einen eigenthümlichen Pfiff, weiter gab. Der, welcher den Pfiff zuletzt hörte, sollte zu Arved eilen und ihn benachrichtigen, während der erste Bursche dem Signor in einiger Entfernung folgte und der zweite nur ein kurzes Stück mitging und dann zurückblieb, um die Richtung, welche der Signor nehmen würde, anzugeben. Aber Stunde auf Stunde verging und nichts regte sich im Palazzo Sentivani.

„Ich habe auf die Entdeckung des Signors einen so hohen Preis gesetzt, daß keiner der Lazzaronis ihn sich entgehen lassen würde,“ sagte Arved; „aber fast fürchte ich, der Fuchs hat uns überlistet und ist entkommen. Wenn nur Gerhard erst hier wäre!“

Ob er dies nun blos im Interesse der Sache wünschte, oder ob sich auch ein wenig Egoismus in diesen Wunsch mischte, bleibt dahingestellt. Jedenfalls flogen Arveds Blicke

oft über den Platz hinüber nach der Straße, welche zum Hotel der Gräfin Rieven führte, ebenso oft als nach dem verschlossenen Hause der Sentivanis.

Endlich kam Gerhard, nachdem er sich auf Andrea's Rath für ein Schiff nach Genua hatte einschreiben lassen.

„Nun, wie steht's mit unserer hohen Polizei? Was hast Du ausgerichtet?" rief Arved ihm entgegen.

„Dort so viel wie nichts, aber dennoch bringe ich gute Nachricht. Kennst Du einen Burschen Andrea, der bei Alessandronis aus und ein ging?"

„Ei freilich, Beatricens Schützling — was ist's mit dem?"

Gerhard erzählte mit schnellen Worten seine Begegnung und was er erfahren hatte.

„Nun, Gott sei Dank, jetzt haben wir sichere Fährte," rief Arved, „und nun wird unser Beobachtungsposten hier zwecklos."

„Das meine ich nicht," rief Gerhard. „Besser zwei Fährten als eine."

„Auch ich bin Ihrer Ansicht," meinte Arveds Freund. „Wenn Sie sich jetzt nach dem Thurme begeben wollen, müssen wir doch hier unsere Posten festhalten."

Arved seufzte. „Nun, so bleiben wir!" sagte er resignirt. Aber jetzt erinnerte sich Gerhard an seines Bruders Herzensangelegenheit, die er vollständig vergessen hatte.

„Nein, Arved," rief er, „laß mich nur allein diese Sache besorgen. Dein Freund wird es vielleicht für Dich übernehmen, hier zu wachen, und Du sollst jetzt frei sein. Verzeihe mir, ich war ein Egoist und dachte nur an meine Angelegenheit —"

„An Deine Angelegenheit? Sind wir nicht Beide die Freunde Beatricens?“

Gerhards Gesicht war so sonderbar bewegt, daß Arved ihn einen Augenblick forschend anblickte. Dann ergriff er seine Hand und drückte sie fest und innig.

„Gerhard,“ sagte er warm, „ich will erst glücklich sein, wenn auch Du es bist.“

Gerhard wandte sich schnell ab, als wolle er das Zimmer verlassen, aber er blieb doch noch stehen und frug: „Du willst jetzt nicht zu Rievens gehen?“

„Nein, es wäre mir unmöglich, ich dachte vorhin selbst, ich wollte noch hinüber gehen, aber jetzt fühle ich, ich könnte es gar nicht, bis unsere Freundin in Sicherheit ist.“

„Aber heute Abend — es kann einen ernstlichen Kampf geben, wenn wir die Einschiffung Beatricens mit Gewalt verhindern — und dabei sollst Du nicht zugegen sein.“

„Gerhard, wo denkst Du hin? Wenn ich wirklich so glücklich werden sollte, wie ich träume, ich müßte mich ja schämen, weil ich's so wenig verdient hätte! Nein, nein, ich komme!“

„Nun dann, auf Wiedersehen und — ich danke Dir! Du kennst das Olivenwäldchen auf der Besitzung der Sentivanis, es soll eine kleine Kapelle darin stehen?“

„Ganz recht — dort treffen wir uns also?“

„Andrea hält den Platz für geeignet.“

„Jedenfalls begibt sich unser Fuchs gegen Abend nach dem Thurme, der Weg dahin führt an dem Olivenwäldchen vorüber. Da werden wir also in seinem Gefolge erscheinen.“

„Vergiß nicht, Waffen mitzubringen auf alle Fälle."

„Wo denkst Du hin, die dürfen natürlich nicht fehlen."

„Und nun leb' wohl, ich habe keine Ruhe, bis ich nicht wenigstens das alte Gemäuer vor mir sehe, in welchem man sie gefangen hält."

„Auf glückliches Wiedersehen!"

Gerhard begab sich zunächst nochmals in seine Wohnung, wo er zu Friedrichs größtem Entsetzen ein Bauernkostüm anlegte, welches Andrea dorthin besorgt hatte. Er hatte den Burschen auf dem Molo noch einmal getroffen und mit ihm das Weitere verabredet.

„Herr Du mein Gott," jammerte Friedrich, „nee, was man Alles erleben muß!" und kopfschüttelnd ging er immer um seinen Herrn herum, seine sonderbare Toilette zurecht zupfend. „Herr Du mein Gott, wenn Ihre Durchlaucht die Fürstin Steinhausen und Ihre Erlaucht die Gräfin Offenberg meinen Herrn jetzt sähen — na, aber ich sage, nach dem Italien bringt mir gewiß Keiner mehr!"

Diese Schlußrede hielt Friedrich, als sein Herr schon längst die Thüre zugeworfen und die Treppe hinab geeilt war. Dann holte er sich aus seines Herrn Briefmappe einen Bogen und berichtete an irgend eine Berliner Guste oder Lotte, was „in dem Italien für eine sonderbare Luft wehe, die sonst ganz vernünftige Menschen zu ganz unvernünftigen Dingen treibe."

* * *

Indeß saß Diejenige, welche mehr als die italienische Luft die gänzliche Umwandlung des Grafen Schleden bewirkt

hatte, in einem kleinen runden Thurmzimmer, an welchem das wohlerhaltenste die Thüre mit ihren massiven Schlössern und das eiserne Fenstergitter war. Im Uebrigen bröckelte der Putz von den Wänden und die Spinnen hatten die Decke mit ihren grauen verstaubten Netzen überzogen. Hier auf einem Strohschemel saß Beatrice, den Kopf in die Hände gestützt, die Augen starr auf die Gitterstäbe des Fensters gerichtet, ein Bild stummen, unsäglichen Leides. Zuerst hatte sie in wilder Erregung den kleinen Raum durchschritten, vergebens an Thür und Fenster rüttelnd, vergebens um Hilfe und Erbarmen flehend oder ihren Räubern mit der Rache des Himmels drohend. Endlich war sie ermattet auf den Strohschemel gesunken und die bangen Stunden der Nacht waren ihr in dumpfem, verzweiflungsvollem Hinbrüten vergangen. Ach, sie wußte, daß ihr Vater viel zu matt und gebrochen war, um ihr energisch zu Hilfe zu kommen, und erkannte nur zu gut, daß sie sich in der unumschränkten Gewalt ihrer Räuber befand. Und wer konnten diese sein? Was wollte man von ihr? Die bärtigen wilden Gesichter, die sich gestern über sie geneigt hatten, waren ihr vollkommen fremd gewesen und ebenso fremd war ihr der Ort, an welchem sie sich befand.

Das erste Morgengrauen fiel in das Gemach.

Beatrice schauerte leise zusammen. Vor ihrem Fenster jagten sich zwitschernde Vögel und flatternde Schmetterlinge und der Himmel wölbte sich in lachender Bläue über dem grünen Weingelände und den Wäldern und Felsen, welche dasselbe umgaben. Beatrice wandte sich ab. Der Sonnenschein that ihren Augen weh und doch hatte sie mit solch

fieberhafter Sehnsucht den Tag herbeigewünscht. Jetzt bangte sie davor zurück. Was würde er ihr bringen?

Ein mürrischer alter Mann, der auf keine ihrer Fragen Antwort gab, kam mit Wein und Speisen und entfernte sich dann eilig, die Thüre sorgfältig verschließend. Und langsam, qualvoll langsam vergingen die Stunden des Tages. Beatrice dachte an ihren Vater, sie hörte im Geiste seine zitternde Stimme ihren Namen rufen. Und neben ihm tauchte noch ein anderes Antlitz auf, eine schöne vornehme Männergestalt mit lichtem Aug' und Haar — Beatrice drückte das Gesicht in ihre Hände und heiße Thränen überströmten jetzt endlich ihre Augen.

Dann plötzlich sprang sie auf, von namenloser Angst erfaßt. Was stand ihr bevor? Was wollte man von ihr und wer waren ihre Entführer? Ein Gedanke, den sie sich schon oft bemüht hatte, zu verbannen, tauchte wieder auf. Sollte Pasquale Sentivani es dennoch gewagt haben? Sollte ihr Argwohn, den sie schon einmal gegen ihn gehegt, doch noch Bestätigung finden? Verzweifelt rang sie die Hände. Wer würde ihr Antwort geben auf ihre Fragen?

Das abermalige Oeffnen der Thüre unterbrach ihren Gedankengang und mit dem lauten Rufe: „O meine Ahnung, meine Ahnung!" wich sie bis dicht an das Fenster zurück. Vor ihr stand Signor Salvatore Sentivani und blickte sie ruhig an mit seinem runden, immer gleichmäßig lächelnden Gesicht.

„Wenn Du es ahntest, mein Täubchen," knarrte Signor Salvatore's stets heisere Stimme, „wenn Du es ahntest, so warst Du thöricht, indem Du es abwartetest, und wir waren

klug, indem wir schnell handelten, ehe es zu spät war. Hi, hi, hi," kicherte er, „wie ich mich freue, daß Du nun doch noch mein Schwiegertöchterchen wirst, hi, hi, hi, das haben wir schlau gemacht, was?"

Zuerst hatte das Entsetzen Beatrice wortlos gemacht. Jetzt aber war sie noch empörter als erschrocken. Sie richtete sich hoch auf und rief: „Das haben Sie thöricht gemacht, Signor, denn ich, ich will lieber sterben, als das Weib Signor Pasquale's werden, und ich bin unerschütterlich. Selbst wenn Sie mich vor den Altar schleppen sollten, ich würde nein sagen, nein, nein, so lange noch Athem in meiner Brust ist!"

„Erhitze Dich nicht so, mein Täubchen, siehst Du, wir meinen es gut mit Dir, Du sollst Deine Jugend nicht vertrauern bei Deinem alten Vater, Du bekommst einen hübschen und einen reichen Mann; denke nur, die Besitzungen Deines Vaters in Sicilien grenzen ja mit den unseren zusammen, denke nur, welch einen schönen Komplex das geben wird." Beatrice hatte sich abgewendet und drückte den Kopf an die Scheiben.

Signor Salvatore hielt plötzlich in seiner Rede inne. Draußen wurden Schritte laut. Es stieg Jemand die Thurmtreppe empor.

„Auf Wiedersehen, Täubchen, und suche Dich mit Deinem Schicksal auszusöhnen."

Und ohne sich nochmals nach Beatrice umzusehen, welche vor dem Fenster in die Kniee gebrochen war, verließ er eilig das Thurmzimmer. Draußen auf der Treppe herrschte schon graue Abenddämmerung, aber Signor Salvatore er-

kannte doch sofort, daß es sein Sohn Pasquale war, welcher da emporstieg.

„Endlich ist Alles beendet," rief er Signor Salvatore zu. „Ihr habt mir ein schönes Stück Arbeit aufgebürdet, Vater."

„Ha, ha, wer hatte es denn so eilig mit der Entführung, ich oder Du? Daß wir gleich nach derselben gut thun würden, uns nach Sicilien zu begeben, stand doch fest, und daß vorher unsere Geschäfte hier geordnet werden mußten, war ebenfalls klar. Ich habe das Unwetter gepriesen, was uns gestern Abend hier festhielt, da es Dir noch einen ganzen Arbeitstag gab."

„Es war aber grausam von Euch — —"

„Dich so lange von Beatrice zu trennen? Ja, siehst Du, ich wollt' Dir eben den Kopf klar erhalten bis zu unserer Abreise. Wir spielen doch immerhin ein gewagtes Spiel und da thut ein klarer Kopf noth. Verliebte aber, wenn sie erst in's Küssen kommen, haben keine klaren Köpfe."

„Ich fügte mich ja auch nur, weil ich einsah, daß Eure Anordungen gut waren — nun aber, was macht Beatrice? Habt Ihr sie gesprochen?"

„Ich komme soeben von ihr."

„Nun, und?"

„Sie ist wie die meisten jungen Mädchen, und sagt was die meisten in solchen Fällen sagen: sie will nichts von ihrer Verheirathung wissen."

„Das ist unter diesen Umständen natürlich. Aber sie wird sich darein finden müssen. Es ist doch gut für sie gesorgt worden?"

„Nun, ich werde meine zukünftige Schwiegertochter doch nicht verhungern lassen! Obendrein da sie ein Goldfisch ist und Dein Vermögen verdoppeln wird.“

„Für mich handelt es sich in erster Linie um das Mädchen, das ich um jeden Preis besitzen will.“

„Nun, glücklicher Weise hat Dein Herz nicht ganz ohne Deinen Kopf gewählt, denn all’ diese Umstände hätte ich mir wegen einer armen Schwiegertochter nicht gemacht, hi, hi, hi!“

Signor Pasquale sah womöglich noch finsterer aus als gewöhnlich.

„Ist Alles bereit, wie wir verabredet hatten?“ frug er.

„Alles!“ antwortete Signor Salvatore. „Der Landungsplatz und das Boot sind gut bewacht, ich habe unsere sichersten Leute dabei aufgestellt.“

„Ich glaube übrigens an keine Gefahr,“ meinte Pasquale. „Mein Erscheinen in der weißen Villa hat sie Alle auf falsche Fährte gehetzt.“

„Siehst Du wohl, ich hatte sehr Recht, als ich Dir diesen Vorschlag machte, ha, ha, der alte Sentivani hat nicht umsonst seine Erfahrungen gemacht, und Du wirst immer wohl daran thun, sie Dir zu Gute kommen zu lassen.“

„Ihr seht, ich thue das, mein Vater. Doch nun laßt mich zu Beatrice.“

„Meinethalben — in fünf Minuten brechen wir aber auf. Die Sonne ist schon hinter dem Olivenwäldchen versunken und wir haben keine Zeit zu versäumen.“

„Ist Beatrice hier im runden Zimmer?“

„Ja, Du wirst aber keine zärtliche Braut finden.“

„Es gibt Mittel, die jeden Widerstand brechen.“

Und während Signor Salvatore die Treppe hinabstieg, öffnete Pasquale die Thüre und stand im nächsten Augenblicke Beatrice gegenüber.

Sie war geisterhaft blaß und ihre Augen leuchteten ihm seltsam groß und dunkel entgegen. Ihre hohe Gestalt lehnte an einem der Mauerpfeiler und ihre Arme waren über der Brust verschränkt, während sie das Haupt stolz erhoben hatte.

Pasquale wich unwillkürlich einen Schritt zurück, aber dann reizte ihn gerade ihre stolze unnahbare Haltung.

„Beatrice,“ begann er, sich ihr wieder nähernd und seine Stimme bebte von verhaltener Leidenschaftlichkeit.

Aber Beatrice schnitt ihm die Weiterrede ab.

„Sind Sie es wirklich, Signor Pasquale?“ sagte sie, „sind Sie es wirklich, der sich zu einem so feigen Streiche, wie die Entführung eines wehrlosen Mädchens ist, verleiten ließ?“

„Signora!“

„Nein, sagen Sie nichts, ich weiß, Sie können diesen Plan nicht selbst gefaßt haben, ich traue Ihnen eine solche Schlechtigkeit nicht zu, man hat Sie dazu verleitet — und Sie haben nachgegeben, weil — weil Sie vielleicht glauben, mich zu lieben — —“

„Ich liebe Sie, Beatrice, ich liebe Sie.“

„Und Sie thun Alles, damit ich Sie hassen muß?“

„Sie selbst haben mich dazu gezwungen! Hätten Sie mir einen Weg gelassen, Ihre Liebe zu erwerben, ich hätte ihn gewählt, aber ich war ohne Hoffnung und Hoffnungslosigkeit greift auch zu verzweifelten Mitteln.“

„Und Sie wenden diese Mittel an, um ein Weib zu erringen, das Sie hassen und verachten muß! Ein Weib, das sich wie ein finsterer Schatten an Ihre Schritte heften, das all' Ihre Freuden vergiften, Ihr ganzes Leben elend machen muß? Das haben Sie nicht bedacht, Signor, sowie Sie vergessen haben, daß der Fluch eines einsamen Greises, dem sie sein einziges Kind raubten, auf Ihnen ruhen wird — o wahrhaftig, Sie bringen Ihrer Leidenschaft übergroße Opfer, nicht mein Dasein allein vernichten Sie, nein, das Ihre auch, Sie machen uns Beide elend!"

„Ich habe Sie ausreden lassen, Beatrice, damit Sie sehen, daß ich nicht ganz der Tyrann bin, für welchen Sie mich halten mögen, aber Ihre Worte sind nutzlos. Ich rechne nicht mehr mit Gründen — ich handle nur, getrieben durch eine zwingende Nothwendigkeit: ich will Sie erringen — mein sollst und mußt Du sein, Beatrice, mein Leben ist elend ohne Dich — was habe ich zu verlieren, wenn ich auch mit Dir elend würde?"

Er hatte sich ihr bei den letzten Worten schnell genähert und versuchte sie zu umschlingen.

Sie stieß ihn heftig von sich.

„Lieber todt, als Dein Weib!" rief sie, verzweifelt gegen ihn ringend, „tödte mich, der Tod ist mir willkommen."

Er hielt ihre Hände mit eisernem Griff umschlungen und sein flammender Blick heftete sich so fest auf ihr Gesicht, daß ihre Augenlider sich senkten.

„Beatrice," flüsterte er mit vor Erregung heiserer Stimme, „Beatrice, Du bittest mich, Dich zu tödten, während ich freudig mein Leben für Dich hingeben würde, aber wisse

auch: wenn Du mir nicht gutwillig folgen willst, so werde ich Dich zwingen, die Meine zu werden, — Du bist in meiner Gewalt, und ich werde dieselbe zu brauchen wissen."

Beatrice war mit einem lauten Schrei zusammengebrochen.

„Wähle nun," flüsterte Pasquale, sich über sie neigend. „Wähle, oder vielmehr füge Dich, denn Dir bleibt keine Wahl!"

Ein unterdrücktes Stöhnen entwand sich Beatricens Brust.

Da wurde die Thüre geöffnet.

„Es ist Zeit, Kinderchen," rief Signor Salvatore, sich die Hände reibend und in das Zimmer tänzelnd. „Es ist Zeit, das Boot wartet."

„Denke an das, was ich Dir sagte, ich schwöre, daß ich es wahr mache," flüsterte Signor Pasquale Beatricen zu, indem er sie aufzurichten suchte.

Sie lag bewußtlos in seinen Armen.

„Das erleichtert uns den Weg," meinte Signor Salvatore.

Pasquale umschlang die leblose Gestalt und trug sie die schmale Thurmtreppe hinab.

„Schlagen wir den kleinen Seitenweg hart an der Mauer ein," flüsterte Signor Salvatore seinem Sohne zu, „auf diesem haben wir in zehn Minuten das Boot erreicht und sind vor jeder Begegnung sicher."

Und hastig, fast lautlos schritten die beiden Männer zwischen den Weingeländen hin, welche im aufgehenden Mondlicht dunkle Schatten über ihren Weg warfen. Noch

sah man den Strand nicht, aber schon berührte die frische Seeluft Beatricens Stirn. Sie öffnete die Augen, schloß sie aber schaudernd sogleich wieder. Jetzt versuchte sie keinen Widerstand mehr, eine dumpfe Resignation hatte sich ihrer bemächtigt. Rettung schien ihr unmöglich, aber sie gelobte sich lieber zu sterben, als das Weib ihres Räubers zu werden. Vielleicht wurde es ihr während der Seefahrt möglich, sich sterbend zu befreien. Fieberhaft jagte das Blut durch ihre Adern. Sie hatte ja erst in der letzten Zeit so recht gelernt, wie schön das Leben war. Sie schauderte unwillkürlich bei dem Gedanken an die kalte Umarmung des Meeres, aber im nächsten Augenblick wünschte sie dieselbe wieder herbei. Versinken, nichts mehr denken, nichts mehr fühlen müssen, fliehen um jeden Preis und sei es auch in eine andere Welt! Das waren ihre Gedanken.

Signor Salvatore lächelte. Hinter dem nächsten Mauervorsprung lag der Strand frei vor ihnen, nur jene dunkle Steinwand entzog ihnen noch den Anblick des Meeres. Er zog ein silbernes Pfeifchen hervor, um seinen wartenden Leuten sein Kommen anzuzeigen.

Ein zweiter Pfiff antwortete dem seinen. Er wurde erwartet und Alles war in Ordnung. Jetzt bogen sie um die Mauerecke. Vom hellen Mondlicht beleuchtet lag die kleine Bucht mit dem Boote und den wartenden Leuten am Strande vor ihm.

„Nun sind wir in Sicherheit," sagte Signor Salvatore. Beatrice schloß schaudernd die Augen.

„Alles bereit Signori!" rief einer der Burschen den

Ankommenden entgegen. „Das war ein leicht verdientes Stück Geld, denn Niemand hat uns belästigt.“

„Laßt mich die Signora in's Boot hinübertragen,“ rief einer der Anderen. „Wir konnten es nicht ganz dicht an's Land ziehen und mir soll's auf ein paar Schritt im Wasser nicht ankommen. Ohne Last könnt Ihr hinüberspringen und kommt trocken fort.“ Die Leute drängten sich diensteifrig und neugierig um Beatrice.

Da schreckte ein lauter Ruf sie aus einander.

„Vorwärts, hurrah!“ klang es plötzlich von ein paar gut deutschen Kehlen gerufen, aus nächster Nähe, italienische Schimpfworte mischten sich in den deutschen Ruf, und ehe die Sentivani mit ihren Leuten noch wußten, woher der plötzliche Angriff gekommen, waren sie umringt, theils zu Boden geworfen und gebunden, theils verwundet und für den Augenblick kampfunfähig. Auf Signor Salvatore's Brust kniete ein Bursche, hinter dessen geschwärztem Gesicht man unmöglich Andrea erkennen konnte und band und knebelte den Liegenden regelrecht.

Während dessen war es Pasquale geglückt, sich mit fast übernatürlicher Kraft und Gewandtheit los zu machen, und Beatrice, welche wie erstarrt mit weitgeöffneten Augen um sich blickte, ohne noch an ihre Rettung glauben zu können, mit sich fortzureißen. Einer seiner Burschen folgte ihm.

„Sie sind alle handgemein, Signor, wenn wir das Boot erreichen, entkommen wir, ehe sie's noch merken,“ rief er, neben Pasquale schon bis an die Knie im Wasser stehend. „Haltet die Signora unter Wasser, damit sie nicht schreit.“

Aber schon war es Beatrice gelungen, ihre Erstarrung zu überwinden. Ein lauter Hilferuf entrang sich ihren Lippen.

„Beatrice!“ antwortete ihr im selben Augenblick Gerhards Stimme, welcher die Flucht Pasquale's bemerkte und ihm schon in's Wasser gefolgt war.

„Auf das Boot, Leute,“ rief Arved, von der anderen Seite herbeieilend. „Auf das Boot, sie entkommen.“

„Gerardo!“ schrie Beatrice, sich jetzt mit allen Kräften gegen Pasquale sträubend und diesen am Weiterkommen verhindernd. „Gerardo.“

„Ich komme, Beatrice! Halt Bandit!“ Gerhard hatte den Fliehenden erreicht. Im selben Augenblick schlug das Wasser über Beatricen zusammen.

„So stirb, verwünschter Deutscher, mit ihr zugleich.“ Das war das letzte, was sie versinkend hörte. Ueber der Versinkenden aber blitzten scharfe Dolchklingen im Mondlicht und das Wasser spritzte hoch auf über den Beiden, die dort um Tod und Leben mit einander rangen.

Jetzt hatte auch Arved die Kämpfenden erreicht.

„Hilf Beatrice, sie versinkt!“ rief Gerhard ihm entgegen, auf seinen Gegner mit verdoppelter Heftigkeit eindringend. Hing doch Beatricens Leben von jedem Augenblick ab, welchen der Kampf sich verlängerte. Da endlich erlahmte Pasquale's Hand. Das Wasser färbte sich roth um die Kämpfenden und langsam, die Augen noch fest auf seinen Gegner gerichtet, sank der Italiener in die sich immer dunkler färbende Meerfluth.

Gerhard fühlte sich kaum von ihm befreit, als er sich

Arved zuwandte und mit einem lauten „Gott sei Dank!“ auf ihn zustürzte, denn Beatrice lag schon in dessen Armen. In wenigen Augenblicken hatten sie das Land erreicht. Beatrice öffnete die Augen. Jubelnd kniete Gerhard neben ihr nieder und unter seinem Kuß erwachte sie wieder zum Leben, zu einem Leben, das ihm fortan gehören sollte. — Die Gesellen der Sentivanis waren entweder kampfunfähig gemacht oder geflohen, und die von Andrea geworbenen Burschen standen jetzt dicht gedrängt um das junge Paar, das sie sich so zu Dank verpflichtet hatten. Aber nur einen kurzen Augenblick überließ Gerhard sich seinem Gefühl. Dann richtete er sich schnell auf.

„Schnell sucht nach Signor Pasquale,“ rief er Andrea zu. „Ich bin an seinem Dolchstoß nicht gestorben, vielleicht überlebt er auch den meinen. Ertrinken soll er wenigstens nicht.“

Ein dumpfes Stöhnen antwortete diesen Worten. Arved neigte sich über eine der gefesselten Gestalten.

„Es ist Signor Salvatore,“ sagte er.

„Macht ihn zuerst frei, er soll für seinen Sohn sorgen; entwaffnet auch die übrigen Gebundenen und gebt sie frei, damit sie ihm helfen. — Jetzt aber fort, unser Wagen wartet und Beatrice zittert vor Kälte.“

„Ich fühle sie nicht,“ murmelte diese.

Er umschlang die Gestalt des geliebten Mädchens; während der alte Sentivani zitternd auf den Körper seines verwundeten Sohnes losstürzte, den man soeben an's Ufer brachte, setzte sich der kleine Zug schnell in Bewegung und hatte bald die Landstraße erreicht, wo ein Wagen die Brüder

und ihre schöne Beute erwartete. Andrea schwang sich leichtfüßig auf den Kutschbock, die anderen entfernten sich auf Nebenwegen, lebhaft das interessante Abenteuer und die Freigebigkeit der Tedesci besprechend. Die warme Nacht machte ihnen allen das kalte Bad nicht so sehr empfindlich, und Andrea hatte wieder mit überlegenem Lächeln die Hand in sein Hemd gesteckt und seine Protektormiene aufgesetzt, wozu er allerdings einigen Grund hatte. Auch die Insassen des Wagens waren viel zu erregt, um das Wasser, das von ihren Kleidern troff, übermäßig zu berücksichtigen.

Beatrice und Gerhard fragten einander nicht um ihre Liebe. Es war, als hätten sie von jeher zusammengehört und als sei es selbstverständlich, daß von jetzt ab ein gemeinsames Leben vor ihnen läge. Während sie an seiner Brust lehnte, träumte er wieder den halbvergessenen und verspotteten Jugendtraum einer ganzen und vollen Herzensliebe; und was ihm noch vor Kurzem „so weit, so weit“ erschien, das war nun „wieder sein“.

Arved störte die beiden Glücklichen nicht, denn seine Gedanken waren weit weg. Bertha Rieven hielt sie alle in dem goldenen Netz ihrer Locken gefangen und ihr blondes Köpfchen schwebte so beständig vor seinen Augen, daß er Beatrice und Gerhard kaum sah, geschweige denn sich darüber wunderte, daß sie so plötzlich ein Brautpaar geworden waren. Und auch Signor Felicio wunderte sich nicht. Die Freude über seine wiedergefundene Tochter ließ ihm keinen Raum dazu.

Um so mehr war die Gräfin Rieven aber erstaunt, als Arved noch am selben Abend zu ihr kam, ihr die ganze

abenteuerliche Brautwerbung seines Bruders erzählte, und die eigene Werbung an seine Geschichte knüpfte. Doch die Gräfin war eine kluge Frau und wußte zum bösen Spiel gute Miene zu machen. Der Majoratsherr wäre ihr freilich lieber gewesen, da sie sich aber nun einmal vorgenommen hatte, ihre Tochter in Neapel zu verloben und irgend eine boshafte „Freundin“ es möglicherweise doch hätte wittern können, daß sie erfolglose Jagd gemacht hatte, so gab sie ihre Einwilligung. Was blieb ihr auch anderes übrig, da Bertha erklärte, ihren Arved schon vom ersten Augenblick an geliebt zu haben und nie einen anderen Mann zu wählen als ihn! —

Am nächsten Tage wußte man in ganz Neapel, daß die Sentivanis irgend ein seltsames Abenteuer erlebt hatten, in Folge dessen Signor Pasquale halb todt in seinem Palazzo liege, und man erzählte sich die wunderbarsten Geschichten darüber, ohne doch den wahren Sachverhalt zu erfahren, denn für Geld ist Alles zu haben, selbst die Verschwiegenheit eines Lazzaroni.

„Mich freut's, daß er nicht gestorben ist,“ sagte Gerhard zu seiner Braut, „denn der Tod wirft immer düstere Schatten, auch wenn er einen Schuldigen ereilt, und unser Glück soll hell und schattenlos sein.“

Acht Tage später siedelte Signor Felicio mit seiner Tochter nach Rom über, denn die neapolitanische Luft wollte ihm nicht mehr recht behagen.

In Rom wurde auch nach kurzer Zeit die Doppelhochzeit der Brüder Schleden gefeiert und es ist schwer zu ent-

scheiden, welcher von Beiden an diesem Tage der Glücklichere war.

Nach der Trauung frug Arved seinen Bruder lächelnd: „Denkst Du noch an jenen Abend in Neapel, an welchem Du mir sagtest, Dein Herz habe aufgehört zu sprechen."

„Wußte ich denn damals, ob ich überhaupt eins hatte?" antwortete Gerhard. „Es bedurfte ja erst des Dolchstoßes der Sentivanis, um mir zur Bekanntschaft mit meinem eigenen Herzen zu verhelfen und um das Erz hier" — er deutete auf seine Brust — „von dem Du damals sprachst, schmelzen zu lassen. Dafür sollen die Sentivanis gesegnet sein, so große Schurken sie im Uebrigen auch sind!"

Der Verherrlicher des lustigen Frankreichs.

Biographische Skizze

von

Eduard Braunfels.

In dem alten weitläufigen Schlosse von Compiègne war es an einem Herbstmorgen des Jahres 1704 schon sehr früh lebendig. Helle Jagdhörner erschollen auf dem Hofe, muthige Pferde wieherten dazwischen und stampften ungeduldig das Pflaster, Hunderte von gekoppelten Hunden bellten durch einander und aus den Portalen des Schlosses drängte sich eine fröhliche, elegante Jagdgesellschaft von Herren und Damen, die jetzt unter der Beihilfe von reich betreßten Dienern sich in die Sättel schwangen und dann unter dem Kommandorufe eines voraustrabenden Jägers mit lautem Scherzen und Lachen zum Schloßthore hinaussprengten.

Die größte Zeit des Jahres herrschte in dem jetzt so belebten Schlosse, in den großen Sälen und den langen Zimmerreihen eine Todtenstille und durch die mit dicken Damastvorhängen verhüllten Fenster drang kaum hie und da ein Sonnenstrahl. Aber alljährlich im Herbst kam fröhliches Leben in die öden Räume. Dann traf der Hof von Versailles hier ein, veranstaltete in den weitausgedehnten Forsten der Umgegend große Jagden und hielt Abends im Schlosse prächtige Gelage.

In den letzten Jahren freilich waren diese Jagden mehrmals unterblieben; der König Ludwig XIV. war alt geworden und blieb lieber im behaglichen Lehnstuhle zu Versailles sitzen, als daß er die beschwerlichen Jagdzüge durch Busch und Gehege anführte. Aber die jüngeren Mitglieder des Hofes waren mit diesem Hange zur Bequemlichkeit, der sich mehr und mehr bei dem Monarchen geltend machte, durchaus nicht zufrieden, und so hatte es denn der Herzog von Orleans, ein äußerst lebenslustiger Herr, dahin gebracht, daß in diesem Herbste auch ohne den König eine große Hofjagd zu Compiègne unternommen wurde.

Nur ungern hatte Ludwig dazu seine Einwilligung gegeben. Er war ja der größte Egoist von ganz Frankreich und sah es nicht gern, wenn sich der Hof ohne ihn amüsirte. Schließlich hatte er aber doch dem Herzoge die Erlaubniß nicht mehr verweigern können, und nun war dieser mit einer überaus bunten Gesellschaft vor einigen Tagen auf dem düsteren Schlosse eingetroffen und ein heiteres Leben und Treiben hatte begonnen. Von dem steifen Hoftone, der unter der Herrschaft der Frau v. Maintenon in Versailles ängstlich aufrecht erhalten wurde, merkte man hier nichts; der Herzog von Orleans hatte neben den jungen Cavalieren und Damen des Hofes auch sonst noch allerlei Gäste geladen, abenteuernde junge Edelleute, wie sie damals aus der ganzen Welt in Paris zusammenströmten, junge Künstler und selbst Tänzer und Tänzerinnen von der Oper, so daß diese wunderlich zusammengewürfelte Gesellschaft die originellsten Kontraste bot. Dies erhöhte aber nur das allgemeine Amüsement, und die allabendlichen Gelage ge-

hörten zu den lustigsten und ausgelassensten, die je in Compiègne gefeiert worden waren.

Heute nun sollte ein großes Treiben abgehalten werden und der Jagdzug bewegte sich daher direkt nach dem Forste, der südlich vom Schlosse sich ausdehnte. Am Rande des Waldes angekommen, theilte man sich in verschiedene Gruppen, die dann unter lautem Hörnerklang nach verschiedenen Richtungen in den Wald hinein ritten. Mehrere Trupps, besonders der, welchen der Herzog von Orleans anführte, schienen äußerst angeregt von dem Jagdunternehmen zu sein, mit großem Eifer sprengten sie in das Dickicht; diejenige Gruppe von Reitern und Reiterinnen jedoch, welche am weitesten nach links hin postirt worden war, schien hauptsächlich nur an dem fröhlichen Morgenritt an und für sich Freude zu haben, man scherzte und lachte in den fröhlichen Morgen hinein, ohne auf die Entwickelung der Jagd gehörige Acht zu geben. Wenn man sich allerdings diese kleine Jagdgesellschaft etwas genauer ansah, so konnte es auch nicht Wunder nehmen, daß man hier keine passionirten Jäger und Jägerinnen vor sich hatte, denn die durchweg hübschen und geistvollen Gesichter verriethen durch ihren zarten und wohlgepflegten Teint, daß sie durchaus nicht enragirten Verehrern des Waidwerks angehörten. Die kleine Gesellschaft schien überhaupt kaum Lust zu haben, mitzujagen; man neckte sich und trieb allerlei Spässe, die stets auf das Herzhafteste belacht wurden.

Am lebendigsten betheiligte sich an diesen Scherzen eine junge Dame, die sehr geschickt einen stolzen Rappen ritt. Sie war noch ein ziemlich junges Mädchen, etwa im Alter

von achtzehn Jahren, aber schon ein glänzender Stern am Kunsthimmel von Paris, denn wer bewunderte nicht die schöne, anmuthige, graziöse La Montagne, die gefeiertste Tänzerin der Oper! Auch heute war sie wieder umschwärmt von jungen Künstlern und Cavalieren, die ihretwegen gern die glänzende Jagd im Stiche ließen.

Marion La Montagne war sich aber auch ihres Werthes bewußt; bei aller Liebenswürdigkeit bewahrte sie stets einen gewissen Künstlerstolz, der sie aber nur noch reizvoller und interessanter machte.

Auf den Vorschlag Marions unternahm jetzt die kleine Gesellschaft einen Ritt nach demjenigen Theile des Forstes, bis zu welchem sich die Jagd wahrscheinlich nicht erstrecken würde; man hoffte dort in der Waldeinsamkeit sich einmal so recht ungestört der Naturschwärmerei hingeben zu können. Wohl an zwei Stunden ritt man sodann, von tausenderlei Dingen plaudernd, durch den Wald, bald durch romantische Schluchten, bald über Hügel und Bergkuppen, von denen man Durchblicke in anmuthige Thäler hatte. Mehrmals brach Wild durch das Dickicht und setzte über den Weg, aber man ließ das Gewehr ruhig auf dem Rücken hängen und hatte nur seine Freude an den behenden Bewegungen der flüchtigen Thiere.

Auf diese Weise war ungefähr die Hälfte des Vormittags vorübergegangen, und man sah sich nun nach einem lauschigen Plätzchen um, wo man ein behagliches Frühstück einnehmen könnte. Das Nöthige dazu befand sich in den Jagdtaschen der Herren. Ein solches Plätzchen fand sich auch bald; als man eben über eine Landstraße sprengte, bot

sich den Suchenden dicht über dem wasserleeren Straßen-graben eine von einer mächtigen Eiche beschattete moos-bewachsene Felsplatte dar, die wie gemacht dazu schien, die Gesellschaft aufzunehmen. Man zögerte denn auch nicht, von ihr Besitz zu ergreifen, und bald saß, nachdem die Pferde seitwärts an Bäume gebunden waren, die Gesellschaft in bunter Reihe im grünen Moose und ließ es sich trefflich schmecken. Bei der behaglichen Rast sprudelte die heitere Laune wieder auf's Munterste empor, und besonders Marion La Montagne zeigte eine Fülle von Witz, der die ganze Gesellschaft in die angeregteste Stimmung versetzte.

Da wurde die lebhafte Unterhaltung plötzlich unter-brochen, denn zwei Fremde tauchten auf der Straße auf. Man hatte sich hier mutterseelenallein gefühlt, so daß die unerwartet erschienenen Fremdlinge die allgemeine Aufmerk-samkeit auf sich zogen. Es waren zwei Männer, die rüstig daherschritten; man mußte in ihnen offenbar Reisende ver-muthen, denn sie waren mit umfangreichen Felleisen belastet. Je näher sie kamen, mit desto regerem Interesse wurden sie von der Gesellschaft angeschaut, und in der That ließ sich auch kaum ein originelleres Paar denken. Der Eine der Beiden erwies sich als einen bereits älteren Mann, dessen volles graues Haar in langen Locken auf die Schultern herabhing, während die großen braunen Augen ruhig auf die Gruppe der Herren und Damen schauten; sein Begleiter zu seiner Linken dagegen stand noch in den Jünglingsjahren, sein schönes kastanienbraunes Haar war nach der Mode der Zeit frisirt und hinten in einen Haarbeutel zusammenge-bunden. Das Antlitz des jungen Mannes zeigte eine fast

mädchenhafte Schönheit; die blauen Augen blickten offen in die Welt hinaus.

Als die beiden Wanderer ungefähr noch fünf Schritte von der Felsplatte entfernt waren, ergriff Marion einen gefüllten silbernen Becher, erhob sich in keckem Uebermuth und trat an den Straßengraben heran.

„Viel Glück auf die Reise," rief sie und schwenkte den Becher, „Ihr scheint es zwar eilig zu haben, doch für einen guten Trunk hemmt Ihr wohl einmal Eure Schritte!"

„Herzlich gern," versetzte der ältere Mann, lüftete den Dreispitz und blieb jetzt vor dem schönen Mädchen stehen, „unsere Wanderung ist lang, es kommt uns daher ein kräftigender Trunk sehr zu statten; zudem dünkt es uns ein Glück, auf Ihre Gesundheit, schöne Hebe, trinken zu dürfen."

„Ihr seid galant," versetzte lachend Marion, und reichte dem Alten den Becher.

Dieser hob ihn empor und sprach fast feierlich: „Möge Ihr goldener Lebensstern niemals erbleichen, sondern allezeit glänzen, selbst dann noch, wenn er hinabsinkt zum Horizont!"

Damit setzte er den Becher an den Mund, that einen kräftigen Schluck und reichte ihn hierauf seinem Begleiter, der etwas weiter zurückstand. Dieser erhob nun den Becher ebenfalls, und indem er mit leuchtenden Augen auf die mit allen Reizen geschmückte Spenderin blickte, rief er begeistert:

„Und mögen die glänzenden Strahlen, die er hinabsendet, stets Tausende erfreuen und beglücken! Denn fürwahr, die Musen müssen dieses schöne Haupt geküßt haben, das mehr

dem einer Göttin als dem eines irdischen Mädchens gleicht!" Darauf trank er.

Marion hatte staunend dem begeisterten jungen Manne zugehört. Anfangs hatte sich der schöne Mund zu einem Lachen verzogen, dann aber waren die Züge ernster geworden.

„Ihr wünscht mir das Höchste, was ich erstreben möchte, das, was ich am innigsten wünschte mein Leben lang," versetzte sie. „Auch Ihr scheint höhere Ziele zu verfolgen, scheint rüstige Künstler zu sein, und so thue ich Euch denn Bescheid, indem ich mit gleichen Wünschen auf Euer Wohl trinke."

Einer der Herren ihrer Gesellschaft reichte ihr jetzt ein gefülltes Glas, sie schwenkte es einmal empor und trank es dann in einem Zuge aus.

Die beiden Wanderer gaben nun den Becher zurück, grüßten noch einmal höflich und setzten dann ihren Weg fort.

Marion blieb noch eine Weile stehen und schaute den Dahinschreitenden nach, bis diese bei der nächsten Biegung des Weges hinter dem Buschwerk verschwunden waren; dann fuhr sie sich, wie aus einem Traume erwachend, mit der Hand über die Augen und rief lachend:

„Was man doch Alles erlebt auf einer königlichen Jagd!"

Die übrige Gesellschaft nahm jetzt wieder ihr lustiges, oberflächliches Geplauder auf, allein Marion vermochte nicht mehr in den Ton desselben einzustimmen. Sie blieb still und in sich gekehrt trotz der verschiedenen Versuche der jungen Herren, sie wieder in ihre frühere heitere Laune zu versetzen. Daß sie noch länger an die beiden Wandersleute dachte, ahnte wohl Niemand.

Auch die beiden Männer waren durch das kleine Reise-intermezzo auf's Lebhafteste angeregt worden und sprachen jetzt, da sie wieder rüstig ausschritten, den kleinen Vorfall noch einmal auf das Ausführlichste durch. Der Alte lobte hauptsächlich die elegante, graziöse Haltung der schönen Dame, während der Jüngling nicht genug das edelgeformte Antlitz, die bezaubernd schönen Augen der Fremden preisen konnte. In Beiden regte sich eben der verständnißvolle Künstler, denn Beide waren Maler von Profession.

Der Aeltere der Beiden, Jean Martin mit Namen, hatte es zwar in seinem Leben in seiner Vaterstadt Valenciennes nicht besonders weit gebracht und darum ihr den Rücken gekehrt, freilich nicht, um nun noch in Paris, wohin die Reise ging, Ruhm und Ehre zu erwerben, sondern nur um einen auskömmlichen Verdienst für den Lebensunterhalt.

Anders verhielt es sich mit dem jugendlichen Begleiter, Antoine Watteau; auf diesen blickte Martin mit den größten Hoffnungen, er lebte der Ueberzeugung, daß derselbe ein bedeutendes Talent besitze, und hatte ihn mit aller Sorgfalt, so gut er es vermochte, in der Kunst der Malerei unterwiesen, jetzt aber fühlte sich der Lehrer von dem zwanzigjährigen Schüler bereits überholt, und nun mußte in der Hauptstadt ein Meister gesucht werden, der den talentvollen Jüngling weiter ausbildete.

Dies sollte sich aber nicht so leicht thun lassen, wie man daheim gedacht hatte. Die Glanzperiode der Zeit Ludwigs XIV. war längst vorüber, und statt der prächtigen Hoffeste, die der König ehedem in Versailles gegeben, und die sich dann, wenn auch in kleinerem Maßstabe, in den Häusern der

Vornehmen von Paris wiederholt hatten, hielt man jetzt nur langweilige, eintönige Konversationen ab, welchen die griesgrämige Maintenon präsidirte und denen der greise König geduldig zuhörte. Lustige Maskenscherze, Ballets und Theateraufführungen waren bei Hofe völlig verpönt und auch in Paris auf nur wenigen Bühnen Vorstellungen gestattet.

Daß es in Folge dessen für Dekorationsmaler nur wenig Verdienst gab, war natürlich, und so konnten denn Meister Martin und sein junger Gesell nirgendwo ein Unterkommen finden. Besonders Antoine Watteau schmerzte dies tief; er war ein schwärmerischer Verehrer des Theaters; schon als Knabe hatte er in seiner Vaterstadt Valenciennes alle die Theatervorstellungen eifrig besucht, welche durchreisende Schauspielertruppen dort gegeben hatten. Am liebsten wäre er dann stets mit diesen Komödianten hinausgezogen in die weite Welt, so reizend und glückselig war ihm immer deren Leben erschienen. Aber die Eltern hatten natürlich von solchen Wünschen des Knaben nie etwas wissen wollen, und so war diesem nichts weiter übrig geblieben, als die phantastischen Gestalten mit dem Zeichenstift festzuhalten. Dabei war aber der Vorsatz in ihm gereift, sobald er nach Paris kommen werde, bei einem Theater als Dekorationsmaler Beschäftigung zu suchen. Daß er zunächst so grausam enttäuscht werden sollte, hatte er damals nicht geahnt.

Aber Meister wie Geselle ließen die Hoffnung nicht sinken. Der Alte hatte vor etwa dreißig Jahren schon einmal in Paris in Arbeit gestanden, er erkundigte sich nun nach seinen damaligen Freunden. Da war freilich schon

Mancher mit Tod abgegangen, Andere waren verkommen, aber siehe da! Einer, er war gerade der am wenigsten Talentvolle gewesen, lebte noch und befand sich in den besten Verhältnissen. Er hatte das Malerhandwerk an den Nagel gehängt und war Farbenhändler geworden. An diesen, den behäbigen Herrn George Ricot, wandte sich nun Meister Martin, beschwor die alte Jugendfreundschaft wieder herauf und bewog den alten Farbenhändler, sich der beiden Arbeitslosen anzunehmen. Das fiel Ricot denn auch nicht allzu schwer; er war Farbenlieferant für alle größeren Theater und darum auch in den betreffenden Malerstuben wohl bekannt. Es gelang ihm daher bald, seinen alten Jugendfreund und dessen Schützling bei einem mittleren Theater als Dekorationsmaler unterzubringen.

Antoine Watteau jubelte hoch auf, als ihm sein Engagement mitgetheilt wurde; er sah sich entzückt am Ziele seiner Wünsche, an jenem zauberischen Blendwerk mithelfen zu können, welches die Augen von Tausenden berauschte, und im tiefsten Inneren keimte auch in ihm die Hoffnung auf, hier in dem bunten Theatertreiben einmal wieder jener schönen Unbekannten zu begegnen, deren zauberische Anmuth ihn immer und immer wieder beschäftigte. Doch das Glück wollte ihm nicht wohl; wie er auch ausspähte, er fand die schöne Hebe nirgends, und da er ja auch ihren Namen nicht kannte, so war es ihm nicht möglich, Erkundigungen nach ihr einzuziehen.

Aber noch übellauniger sollte sich ihm das Schicksal zeigen. Die Mißstimmung der Frau v. Maintenon gegen die Theater steigerte sich noch mehr, und es erschienen könig-

liche Verordnungen, die der Bühne, an welcher Watteau beschäftigt war, das Weiterfortbestehen unmöglich machten; man mußte schließen, und der junge Künstler sah sich abermals brodlos und aus der bunten Welt des Scheins hinausgedrängt in die rauhe Wirklichkeit. Alle Versuche, bei den wenigen Theatern, welche noch spielten, anzukommen, waren vergeblich, und da mittlerweile auch jeder Zehrpfennig aufgebraucht war, sah sich Watteau gezwungen, bei einem Maler Metayer in Arbeit zu treten, der für Jahrmärkte und Dorfkirchen fabrikmäßig Heiligenbilder anfertigte. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, verdiente auch ein gutes Stück Geld, aber er hatte nichts als den heiligen Nikolaus und nur immer wieder den heiligen Nikolaus herzustellen.

Das waren denn schwere Zeiten für den jungen emporstrebenden Künstler, doch ließ er sich nicht ganz niederdrücken, sondern benützte seine wenige freie Zeit, besonders die Sonn- und Feiertage und die frühen Morgenstunden des Sommers, zu eigenen Kompositionen, welche er dann bei Kunsthändlern ausstellte. Er hatte auch die Freude, zu bemerken, daß seine Bilder von Kunstverständigen lobend betrachtet wurden; das war indeß Alles, was sollte man mit den Schöpfungen eines völlig Unbekannten?

Da trat endlich ein Ereigniß ein, welches allen Verhältnissen in Frankreich eine neue Wendung gab: Ludwig XIV. verschied und mit ihm ging eine grämliche, mißmuthige Zeit zu Grabe. Das Volk athmete erleichtert auf, ja, es jubelte bei der Nachricht vom Tode des Königs und verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit so pöbelhaftem Muthwillen, daß man genöthigt war, die Leiche

auf Nebenwegen zu ihrer letzten Ruhestätte zu führen. Die Zügel der Regierung aber erfaßte für den minderjährigen Ludwig XV. der Herzog Philipp II. von Orleans, ein geistvoller, gewandter, aber bis zur Zügellosigkeit lebenslustiger Herr. Mit seiner Herrschaft brach nun eine tolle Zeit an, die als die lustigste zu bezeichnen ist, welche Paris jemals durchlebte. Alle Theater, welche die verhaßte Maintenon geschlossen, wurden wieder geöffnet und aller Orten feierte man die ausgelassensten Feste. Dazu kam, daß ein genialer Kopf, der Schotte Johann Law, ein neues Finanz-„System" erfunden hatte, vermittelst dessen sich nicht nur der Staat seiner drückenden Schuldenlast zu entledigen gedachte, sondern durch das auch, sowie ferner durch die von ihm gegründete „Mississippi-Compagnie" den Geldverhältnissen der Bürger die günstigsten Chancen eröffnet wurden. Die von Law ausgegebenen Aktien warfen bereits außerordentlich hohe Dividenden ab; noch bedeutenderer Gewinn war in Aussicht, und so schwelgte Alles in Glück und froher Hoffnung, daß die sorgenvolle Zeit nun für immer vorüber sei und nur noch Lust und Freude des glücklichen Frankreichs harre.

In Folge des großartigen Umschwunges litt es natürlich auch Antoine Watteau nicht mehr länger bei Meister Metayer, er eilte zu Herrn Claude Gillot, dem berühmten Theaterdekorateur der großen Oper und bot ihm seine Dienste an. Der feinsinnige Mann war bereits auf das Talent Watteau's aufmerksam geworden. Da er selbst ein talentvoller Maler war, der eine ganze Reihe von allgemein geschätzten Bildern, die hauptsächlich Götterfeste, Sonnen

mit Bacchantinnen, Satyren, Nymphen u. s. w. darstellten, geschaffen hatte, so waren ihm die kleinen Gemälde, die Watteau ausgestellt hatte, längst aufgefallen. Besonders hatte ihn der graziöse Geschmack in der Darstellung und vor allen Dingen die harmonische Farbenwirkung in den Bildern des jungen Künstlers angesprochen. Er nahm diesen daher bei den nun günstigeren Zeitverhältnissen mit Freuden auf, und so sah Watteau auf's Neue die Zauberwelt der Oper und des Theaters vor sich eröffnet.

Bei dem bunten Leben, das ihn nun wieder umfing, tauchte auch wieder, er wußte selbst nicht recht, wie dies kam, die Erinnerung an jene schöne Frauengestalt in ihm auf, der er im Forste von Compiègne begegnet war. Sie hatte damals angedeutet, daß sie dem Künstlerstande angehöre, und nun war es ihm stets, als müsse da oder dort hinter einer Coulisse ihr schönes Antlitz neckisch hervorschauen. Seine neue Stellung bürdete ihm jedoch in der ersten Zeit so viele Arbeiten auf, eine Masse neuer Opern und Ballets sollte in allernächster Zeit in Scene gesetzt werden, daß er nur selten einmal einen flüchtigen Blick auf die Bühne, wo von früh an fleißig geübt und geprobt wurde, werfen konnte.

Bei dieser rüstigen Arbeit waren fast vierzehn Tage vergangen, als eines Tages, er war gerade damit beschäftigt, Palmen für einen Zaubergarten auf eine Coulisse zu malen, sich eine besonders lebhafte Bewegung auf der Bühne bemerkbar machte. Er schaute auf und traute seinen Augen kaum — in dem Kreise der ihm bekannten Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen stand hoheitsvoll wie eine Göttin seine schöne Unbekannte.

„Mein Gott, wer ist diese Fremde?“ rief er unwillkürlich zu einem seiner Collegen hinüber, der seitwärts von ihm beschäftigt war.

Der Angeredete wandte sich um und brach dann in ein halb unterdrücktes Lachen aus.

„Das glaube ich wohl,“ versetzte er leise, „daß Die es Euch sofort anthut, nun, da habt Ihr manchen Leidensgefährten. Das ist ja unsere gefeiertste Tänzerin, die La Montagne; sie hat sich daheim die Hauptparthie des neuen Ballets ‚Der Triumph des Amor‘ einstudirt, und nun soll die erste große Probe stattfinden.“

Der College plauderte noch weiter, aber Watteau hörte schon längst nicht mehr auf ihn, nachdem er Namen und Stand der Fremden erfahren hatte. Wie bezaubert hingen seine Augen an dem feinen Antlitze der schönen Tänzerin und es war ihm, als wäre sie seine Göttin, die ihn begeisternd und beschirmend zum Gipfel des Ruhmes emporheben sollte.

Die Probe zu dem neuen Ballet begann. Das Orchester setzte mit einer lieblichen Melodie ein, Marion La Montagne warf ihren Mantel von sich, und ein Ruf der Bewunderung und Ueberraschung wurde von allen Seiten hörbar. Selbst das Orchester hielt inne. In dem überaus geschmackvollen Kostüme einer Diana stand die Tänzerin da.

Die allseitige Verwunderung, die sie wohl erwartet hatte, schien sie sehr zu belustigen, sie lachte laut auf, und das klang wie die Stimme eines silbernen Glöckchens.

„Nun, ihr wißt ja, ich liebe die Ueberraschungen,“ rief sie, „und so komme ich denn heute schon in meinem

Spielkostüm. Außerdem soll freilich der kleine Spaß auch noch den Zweck haben, mich zu versichern, daß mir diese Kleider beim Tanz bequem sitzen."

Mit halb neidischen, halb bewundernden Blicken musterte man das prächtige Kostüm, bis Marion den Wink zum Wiederbeginn der Musik gab und gleichzeitig mit dem Tanze begann, mit welchem sie das Ballet zu eröffnen hatte. Sie entfaltete alle ihre Kunst, und wenn man sie so hinschweben sah voll Anmuth und Grazie, so hätte man denken können, Terpsichore selbst, die Göttin des Tanzes, hätte sich zu den Sterblichen hinabgelassen.

So schien es besonders dem begeisterten Watteau, der, ganz der Gegenwart entrückt, kein Auge von der schönen Tänzerin abkehrte und sie in seiner Begeisterung eher für eine himmlische Erscheinung, als für eine irdische zu halten geneigt war.

Während der ganzen Probe wandte Watteau keinen einzigen Blick von Marion La Montagne, erst als das Ballet zu Ende war, die Tänzerin wieder ihren Mantel umwarf und mit einem leichten Gruße gegen ihre Collegen und Colleginnen die Bühne verließ, erwachte er wie aus einem Traume.

Also hier war der Schauplatz ihrer Triumphe, und er hatte viele Tage lang hier gearbeitet und kein Sterbenswörtchen davon gewußt. Diese Palmen, die er malte, sollten den Hain bilden, in dem sie wandeln würde! O, wie wollte er nun alle seine Kunst aufbieten, um ihn ihrer würdig zu machen!

Rastlos malte er fortan vom frühen Morgen bis zur

Dämmerung, allen Schmelz, allen Duft, dessen sein Pinsel nur fähig war, legte er in die orientalische Landschaft, die den Hintergrund des Haines zu bilden hatte, und die Palmen der Coulissen stattete er mit einer Naturtreue aus, welche die allgemeinste Bewunderung erregte.

Marion sah er seitdem öfter wieder; das Ballet mußte noch mehrmals geprobt werden, um ein günstiges Zusammenspiel zu erzielen, und diese kurzen Stunden gaben dann Watteau immer wieder neue Spannkraft für seine ziemlich mühevolle Arbeit.

So malte er mit wachsendem Eifer ununterbrochen an der langen Arbeit weiter, bis sie schließlich in schönster Vollendung vor ihm stand. Auch die Proben waren mittlerweile so weit fortgeschritten, daß man die letzte, die Generalprobe, mit allen Kostümen und Maschinerien, natürlich auch mit allen Coulissen, abhalten konnte. Watteau stand während derselben in einer Ecke hinter einem Versatzstück und konnte die Augen von der schönen Solotänzerin La Montagne, die jetzt in ihrem noch vervollständigten Kostüm einer Diana anmuthvoller und graziöser denn je aussah, nicht abwenden. Je länger er sie anschaute, desto heftiger klopfte ihm das Herz, und er mußte sich mit aller Gewalt zusammennehmen, daß seine große Bewegung nicht auffiel.

Nach dem Schluß der Probe blieb er noch lange in seiner Ecke stehen; immer war es ihm wieder, als schwebe noch die reizende Diana vor ihm auf und nieder, als höre er noch das leise Rauschen ihres grünen Gewandes, als blitze noch bei dieser und jener Bewegung ihr goldener Halbmond im braunen Haare auf.

Endlich aber mußte er sich ermannen, die Maschinisten und deren Hilfsarbeiter richteten die Bühne für die Abendvorstellung her und verscheuchten ihn. Langsam ging er seiner Wohnung zu, doch der Lärm der Straße vermochte nicht, ihn aus seinem wachen Traume zu erwecken, und so war er denn auch noch in dem Zauberbanne der schönen Tänzerin befangen, als er in seinem kleinen Stübchen anlangte.

Hier aber griff er eiligst zum Stift; es war ihm die Ueberzeugung gekommen, daß er den Bann nur brechen könne, wenn er das Bild der Vergötterten auf die Leinwand fessele. Bald waren die Hauptformen des Gesichtes entworfen; schon aus den wenigen Strichen konnte man die Anmuth des Urbildes erkennen. Jetzt nahm er den Pinsel und ging nun rüstig an das eigentliche Bild.

Es war wahrhaft wunderbar, wie schnell er hier vorwärts kam, kaum hatte er den Grundton aufgelegt, so traten auch schon die Fleischtöne lebhaft hervor und die Züge bekamen Ausdruck. Um den Mund spielte ein feines, siegesgewisses Lächeln und aus den großen Augen leuchtete übermüthige Jugendlust. In den braunen Wellen des reichen Haares aber blitzte der goldene Halbmond der Diana.

Je mehr das Porträt seiner Vollendung entgegenrückte, desto ruhiger ward die Hand des jungen Künstlers, die anfangs in fieberhafter Hast gemalt hatte, und als endlich das schöne Frauenbild in seiner ganzen bezaubernden Anmuth bis auf den letzten Pinselstrich fertig ihm entgegenleuchtete, da lehnte er sich aufathmend in den Stuhl zurück und rief begeistert:

„Ja, Du bist es, Du holde Angebetete, und ich fühle

es klar, Du bist meine Göttin, die ich mir erringen muß und die die Muse meiner Kunst sein wird! Keine Rast und Ruhe will ich mir gönnen, bevor ich nicht zu der Höhe emporgestiegen, wo ich dann Deiner würdig bin!“ —

Und er hielt Wort. Zunächst überreichte er nach der ersten Aufführung des neuen Ballets: „Der Triumph des Amor“, in welchem Marion auf's Neue Alles entzückt und berauscht hatte, dieser das wohlgelungene Porträt und hatte die Freude, daß sein Werk die beste Aufnahme fand. Die Künstlerin sagte ihm einige verbindliche Worte und versprach ihm, daß sie dem Porträt den schönsten Platz in ihrem Boudoir anweisen werde.

Watteau war jetzt der glücklichste Mensch von ganz Paris. Er hatte sie durch ein Werk seiner Hand erfreut, durfte sie grüßen und mit ihr, wenn es sich gerade fügte, auf den Proben einige Worte wechseln und ihr so mehr und mehr näher treten. Dabei lernte er in ihr ein geistvolles, heiteres Mädchen kennen, das freilich bisweilen auch etwas kokett, etwas eigensinnig, ja bisweilen sogar etwas hochfahrend war; aber wer konnte das so einer gefeierten und verzogenen Künstlerin wohl übel nehmen? Daß sie sich einstmals seiner nicht zu schämen brauchte, dafür wollte er schon sorgen; immer mehr fanden ja seine Arbeiten Beifall, schon wurden ihm Anträge von hohen Herrschaften, Dekorationsmalereien in deren Schlössern auszuführen, gemacht, allein er lehnte diese Aufforderungen ab, nur dem Theater wollte er sein Talent widmen, und auch nur dem Schauplatze von Marions Triumphen.

Er machte in der Coulissenmalerei auch solche Fort=

schritte, daß seine Gärten, seine Parks bald die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zogen und die Theaterdirektion bei der ersten Aufführung neuer Stücke nicht verfehlte, auf dem Zettel zu bemerken: „Mit von Antoine Watteau gemalten neuen Scenerien."

Das Vollendetste in dieser Art lieferte er zu dem Ballet „Orpheus und die Bacchantinnen"; hier waren die griechischen Landschaften von wahrhaft entzückender Schönheit, so daß das Publikum bei dem Aufgang des Vorhanges in lautesten Beifall ausbrach und am Schluß des Ballets neben Marion auch den Schöpfer der Malereien stürmisch rief. Watteau war durch diese unerwartete Auszeichnung anfangs mehr bestürzt als erfreut und wollte dem Hervorruf durchaus nicht Folge leisten. Da aber ergriff Marion seine Hand, und fast keck trat er nun mit ihr vor die Lampen.

Als das Publikum das schöne Paar erblickte, brach es in einen so lauten Jubel aus, wie er seit dem Bestehen des Theaters nicht gehört worden war und von verschiedenen Seiten rief man: „Vivat Watteau und La Montagne!"

Diese Ausrufe machten auf den jungen Künstler einen gewaltigen Eindruck; es war ihm plötzlich, als sei er nun auf der Höhe angelangt, wo die gefeierte Marion stand und als habe er jetzt ein Recht, um ihre Liebe, ihre Hand zu werben. Dieser Gedanke, sowie die ganze Ovation erregte ihn dermaßen, daß er, als der Vorhang wieder herabgegangen war, Marions Hand an seine Lippen zog und küßte.

Verwundert blickte die Tänzerin auf den jungen Mann, da sie sich aber in bester Laune befand, so nahm sie die

kleine Huldigung nicht übel, sondern sah nur lächelnd auf ihn herab.

Diese Huld versetzte Watteau in ein Meer von Wonne; glückstrahlend sah er ihr nach, als sie nun über die Bühne nach ihrer Garderobe ging.

„Jetzt oder nie!“ rief es in ihm und schnell war in ihm ein Plan gereift. Er wußte, daß jetzt vor dem Portal des Theaters ihr Wagen hielt und daß sie in diesem nach ihrer Umkleidung zu ihrer Wohnung fuhr. Er wartete daher am Portal auf sie, und als sie in diesem erschien, bat er sie, da er ihr etwas höchst Wichtiges mitzutheilen habe, sie mit in ihre Wohnung begleiten zu dürfen. Sie sah ihn zuerst etwas befremdet an, dann nickte sie jedoch freundlich, und so saß er bald mit hochklopfendem Herzen an ihrer Seite in der dahin rollenden Karosse.

Als er mit ihr in das wohlige, elegante Boudoir trat, wollte ihm anfangs der Muth etwas sinken; da fiel aber sein Blick auf das Porträt, das er der Künstlerin verehrt, in einem prächtigen Barockrahmen glänzte es, sie schätzte also seine Arbeit, seine Kunst. Er nahm denn all seinen Muth zusammen und schüttete das Geheimniß seines Herzens vor ihr aus. Als er sie aber dann in fast fieberhafter Bangigkeit anschaute, verzog sie den kleinen Mund, halb höhnisch, halb belustigt, zu einem Lachen, das Watteau wie ein kalter Eisstrom vorkam, der in sein heißkochendes Herz gegossen wurde.

Er zuckte zusammen und strich sich mit der Hand über die Stirne, wußte er doch nicht mehr, ob er wachte oder träumte. Er wollte antworten, vielleicht etwas sagen zur

Entschuldigung seines Schrittes, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt und so stotterte er nur etwas wie einen Gruß und stürzte zur Thüre hinaus. —

Er war im tiefsten Innern so erregt und fühlte sich so schwer gekränkt, daß er nur mit Mühe seine Fassung wieder gewinnen konnte. Es war ihm unmöglich, wieder das Theater zu betreten, in welchem sie täglich ein- und ausging, wieder sonnige Haine und sonnenbeglänzte Gärten für die Bühne zu malen, auf der sie, die sein Herz so schmachvoll verachtet, allabendlich Triumphe feierte. Daher bat er am anderen Morgen den Direktor des Theaters um seine Entlassung und verließ sogar noch an diesem selben Tage Paris, um seine Heimath Valenciennes, seine Eltern und Geschwister aufzusuchen, um fern von dem trügerischen Glanze der Hauptstadt fortan zu leben und zu schaffen.

Auf das Herzlichste wurde er überall aufgenommen, und der Vorsatz befestigte sich in ihm, hier ein Atelier aufzuschlagen, um von nun an in stillster Zürückgezogenheit nur seiner Kunst zu leben.

Aber diesen Vorsatz vermochte er nur wenige Tage aufrecht zu erhalten; schon nach Verlauf einer Woche zog es ihn unwiderstehlich wieder nach Paris, nach dem Theater, der Oper, dem bunten Wechsel der Dinge und Menschen, ohne welchen das Leben ihm kahl und öde erschien.

So kehrte er nach Paris zurück, doch konnte er sich nicht entschließen, auf's Neue so nahe mit der Bühne in Berührung zu treten, daß er wieder Dekorationen für sie male. Er schlug daher einen neuen Weg ein, indem er, statt für das Theater zu malen, das Theater selbst mit

dessen Maskenfiguren und dessen Scenerien zum Selbstzweck seiner Palette machte. Dadurch betrat er nun aber auch erst das eigentliche Feld, auf dem er sich als genialer Meister unsterblich machen sollte. Das ganze lustige Frankreich, wie es sich in den ersten Jahren der Regierung des Herzogs von Orleans und in der Blüthezeit der Law'schen Unternehmungen gestaltete, brachte er auf seinen graziösen, grotesk charakteristischen Bildern zur Anschauung. Von der Darstellung von Theaterscenen, von der Theaterposse war es ihm denn auch ein Leichtes, zur Posse der Wirklichkeit, welche die vornehme Gesellschaft seiner Tage trieb, überzugehen, und in diesem Genre schuf er dann Bilder von wahrhaft entzückender Anmuth. „Die Welt, die er in diesen Bildern schuf," sagt einer seiner Bewunderer, der Kunstkritiker Jakob Falke, „war zwar ein Abglanz der Wirklichkeit, doch wie das Dichterauge des Künstlers sie sah, wie sein Herz sie gewünscht hätte. So wurde das Land seiner Kunst ein Ideal der Natur, ein Ideal nach seinem Sinne und dem Geiste seiner Zeit, von der Wirklichkeit durch einen breiten Strom getrennt, wie wohl oft ein breiter Streif blauen Himmels die Fata morgana, der landschaftlichen Gegenstände phantastisches Wiederspiel, vom Horizonte des Festen abscheidet. Es war das Paradies, das er für seine Zeit wieder erfand, leider nur im Bilde, und die einmal verlorene Unschuld — eine Tugend, der sich dies Zeitalter am allerwenigsten rühmen mochte — konnte er auch nicht wieder bringen.

„Die Gaben, womit er das Paradies erfüllte, waren Liebe und Lust, die selige Ruhe der Götter, das selbstver-

gessene Behagen im Genießen, Vergessenheit der irdischen Schwächen und Gebrechen, Vergessenheit selbst des Allen bevorstehenden Endes. Doch das Letzte versuchte er nur zu schildern, er konnte es nicht. Gerade er, in dessen Brust sich früh der Wurm des Todes einschlich, gerade er kann den melancholischen Zug, welcher der ganzen Zeit angehört, am wenigsten verbergen. Wie das Bild des glücklichen Schlafes uns den Zwillingsbruder in die Erinnerung ruft, so vermag hier das Bild der vollen Lust, je ängstlicher jede Störung abgehalten, jede Schranke, die der Grazie ausgenommen, aufgehoben werden soll, um so weniger den Gedanken der Endlichkeit und Vergänglichkeit fernzuhalten. Wir sehen ihn nicht, aber wir ahnen den Wurm im rothwangigen Apfel.

„Seine Landschaften sind nicht Porträts der Natur, wie sie das naturgeschichtliche Auge anerkennen würde. Vielleicht würde man diesen Baum in der Wirklichkeit gerade so nicht finden, jenen anderen nicht auf dem Boden, auf dem er steht. In diesem Sinn sind sie Träume, freie Nachbildungen mit der Licenz des Poeten, aber das muß man zugestehen: sie sind wunderbar geeignet, wozu ihr Meister sie bestimmt hat, Stätten des Glückes und der Liebe zu sein. Funkelnd im Sonnenschein des frischen thauigen Morgens, oder übergossen mit den duftigen Schatten des dämmernden Abends, ziehen sie unser Auge und Gefühl durch die Reize dichterischer Stimmungen in sich hinein, bis wir, hingegeben unserer Betrachtung, uns verirrt glauben. Die Rose scheint zu duften in ihrem jungen Kolorit, das helle Gras funkelt im Thau; man glaubt die Nachtigall

flöten, die Tauben girren, das leichte Gezweige im leisesten West rauschen zu hören, wie es das Geflüster der Liebe im Geheimniß der dunklen Laube zu übertönen und dem neugierigen störungslustigen Wanderer zu verbergen scheint.

„Mit Göttern und Halbgöttern, mit Menschen aller Stände belebte er diese Natur. Seine Unsterblichen aber wie seine Sterblichen, es waren doch immer die Menschen, wie er sie kannte oder wie er sie nach dem Bilde derer schuf, die er beobachtet hatte. Die Welt, in der er lebte, war das Theater, und von daher stammten seine Modelle oder vielmehr seine Ideale. Freilich zeigten sich seine Prinzessinnen von Geblüt damals nicht anders, als die Prinzessinnen der Bretter. Seine Musen waren nicht die Gottheiten des theatralischen Olymp, sondern wirkliche Mitglieder der Oper und des Balletts, und von nicht anderem Schlage gaben sich die hochgeschürzten Hirtinnen in steifen Reifröcken zu erkennen. Es war alles eine und dieselbe verkleidete Welt, die sich bald in dieser, bald in jener Maskerade gefiel."

Die ersten Bilder dieser Art fanden indeß beim Publikum wenig Anklang, man hatte bisher nur die im hohlen Prunkstyle der Akademiker ausgeführten Gemälde gehabt und so konnte man sich an die neue graziöse, duftige Darstellungsweise nicht gleich gewöhnen, ja die gelehrten Kunstkenner stellten Anfangs sogar in Frage, ob Watteau überhaupt ein Maler sei.

Die Mißachtung der Watteau'schen Schöpfungen konnte sich aber nicht lange halten, und als sich erst eine kleine Gemeinde für den Künstler gebildet hatte, ging auch bald

der gesammte Troß der Kunstfreunde zu Watteau über, und dieser ward in verhältnißmäßig kurzer Zeit der gefeiertste Maler Frankreichs; er wurde der Mann der Mode. Die Pariser erfanden für die von ihm neugeschaffene Gattung die treffende Bezeichnung „Peintre des fêtes galantes“ und erhoben seinen Geschmack zu dem allein giltigen. Die gesammte feine Welt kleidete sich jetzt à la Watteau, richtete sich ihre Salons, ihre Boudoirs à la Watteau ein und feierte Feste à la Watteau.

Aber der Zauberer, der über all’ diesem lustigen Leben seinen unsichtbaren Stab schwang, er vermochte nicht, in diese heitere liebeselige lustbefangene Welt hinabzusteigen. Der Schmerz über seine verschmähte Liebe nagte ihm am Herzen, und er konnte nur Trost und Beruhigung finden, wenn er die heitere Welt mit seinem genialen Pinsel verherrlichte, in welche froh genießend einzutreten das Schicksal ihm versagt hatte. Er mied alle Gesellschaft, und da ihn die lästigen Neugierigen bis in seine stille Wohnung verfolgten, so suchte er Zuflucht bei Kunstfreunden, die ihm jeden Besucher fern halten mußten.

Durch sein großes prächtiges Bild: „Die Wanderung nach der Insel Cythera“, öffnete er sich die Pforten der Akademie, aber auch diese höchste Ehre, die er erreichen konnte, hatte weiter keinen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung.

Da rieth man ihm zu einer Reise, die ihn wohl zerstreuen und anfheitern könnte, und er unternahm eine Tour nach England — doch ebenso schwermüthig, wie er von Paris abgefahren war, kam er dorthin zurück.

Nach und nach scheint ihm aber Paris ganz unleidlich geworden zu sein, wenigstens lebte er von jetzt ab fast ausschließlich auf den Schlössern und Villen seiner Freunde. Längere Zeit hielt er sich auf dem Schlosse Chantilly, dem Besitzthum des Prinzen Condé, auf, und malte hier eine Reihe von drolligen Bildern, welche auf die noblen Passionen des Herzogs von Orleans anspielten. Dann ging er nach Nogent an der Marne zu einem alten Freunde, der dort Pfarrer war. Sein Trübsinn nahm jedoch immer mehr zu, und dennoch malte er gerade jetzt in seiner tiefsten Melancholie seine lustigsten Maskenscenen.

Da sich mittlerweile auch körperliche Leiden einstellten und er im Hause des Pfarrers nicht die nöthige Pflege genießen konnte, so räumte ihm sein Freund Lefèvre, der Intendant der Hoffeste, welcher ein Landhaus in Nogent besaß, dieses ein, und Watteau siedelte in dasselbe über.

Als er an einem freundlichen Sommertage hier in der Laube vor dem Hause saß, näherte sich ihm eine gebückte Frauengestalt und als er derselben in das gramdurchfurchte Antlitz sah, fuhr er entsetzt von seinem Stuhle auf — die bleiche abgehärmte Gestalt war Marion La Montagne, die einst in stolzem Uebermuthe sein warmes Herz verschmäht und das Glück seines Lebens zertrümmert hatte. Jetzt kam sie arm, gebrochen und von allen ihren früheren Verehrern verlassen, hilfesuchend zu ihm, und er stieß sie nicht zurück. Er räumte ihr mehrere Zimmer des Landhauses ein, ließ ihr die sorgfältigste Pflege angedeihen und vermied jede Erinnerung an die frühere Zeit des Glanzes.

Nach und nach genas Marion; als sie aber völlig

wieder hergestellt war, ließ er ihr bemerken, daß an ein ferneres Zusammenleben mit ihr jetzt nicht mehr zu denken sei, und so begab sich die Tänzerin, noch reichlich ausgestattet, nach Paris zurück.

Watteau hatte aber die Begegnung mit der Geliebten seiner Jugend doch tiefer aufgeregt, als er sich zuerst selbst eingestanden hatte. Bald nach Marions Weggange verschlimmerte sich sein Brustleiden derart, daß er an sein Ende denken mußte und daher sein Testament machte, in welchem er vier von seinen Freunden seinen gesammten Nachlaß zusprach.

Bald darauf schlief er, es war am 18. Juli 1721, sanft ein und ward auf dem Friedhofe von Nogent zur Erde bestattet.

Durch seinen frühen Tod verlor die Welt einen der genialsten, anmuthigsten und graziösesten Maler, der, wie kaum ein anderer Künstler, mit so viel ungezwungener Naivetät das Leben seiner Zeit in seinen Meisterwerken zur Anschauung brachte. Ob er jemals die hohe Stufe der Meisterschaft erstiegen haben würde, wenn er vor der schmerzensvollen Herzenswunde bewahrt geblieben wäre, ist sehr zu bezweifeln. Da er sich von dem fröhlichen Genusse des Lebens ausgeschlossen sah, so stellte er diesen mit um so lebendigeren Farben dar, und so wurde er erst durch seinen tiefen Herzenskummer der unsterbliche Verherrlicher des lustigen Frankreichs.

———

Die Spielhölle am Wege.

Transatlantisches Lebensbild

von

H. H. Discus.

Die Spielsucht ist die Leidenschaft, welche das mittlere und südliche Amerika verzehrt und sittlich wie wirthschaftlich zu Grunde zu richten droht. Kalifornien, Texas, Mexiko, zumal aber die verschiedenen Republiken Centralamerika's sind gewissermaßen eine einzige ungeheure Spielhölle. Hier spielt Alles vom stolzen Don bis zum armseligsten Sambo (Mischling) hinab — spielt und gaunert mit Würfeln, mit Karten, mit Obstkernen oder mit Kampfhähnen. Gespielt muß werden, irgendwo und irgendwie; was sollte man denn sonst mit seinem Gelde anfangen, wenn man nicht gerade Lust hat, es zu vertrinken? Die Mehrzahl der männlichen Bevölkerung übrigens thut das Eine und läßt das Andere nicht. —

In einem dieser spieltollen Staaten Centralamerika's war es, in Costa Rica, und zwar an dessen Hauptstraße, die von Punt Arenas am Stillen Ocean nach San José, dem auf fruchtbarer Hochfläche gelegenen Regierungssitze des Landes, führt. Im Schatten mächtiger mit Schling=

pflanzen umrankter Bäume, zwischen Hecken feinästigen Bambusgebüsches zog auf der für Centralamerika auffällig sorgsam erhaltenen Straße eine kleine Karawane, Ochsenkarren, Reiter, Frauen und Männer, wohlgemuth dahin. Ihr hatte sich ein englischer Reisender angeschlossen; da ihm jedoch des Getümmels und des Staubes nachgerade zu viel wurde und er überdies viel besser beritten war als seine Begleiter, so eilte er diesen bald Stunden weit voraus und fand sich gegen Sonnenuntergang ganz allein, nachdem die Anderen längst für heute Halt gemacht und längs des Weges ihr Lager aufgeschlagen haben mochten.

Noch galt es einen ziemlich jähen Berg zu erklimmen, ehe das Städtchen Esparsa erreicht war, wo unser Britte zu nächtigen gedachte. Bereits senkte sich die kurze tropische Dämmerung ringsum auf die Berge nieder, dann stiegen leichte Nebel auf und binnen wenigen Minuten brach die Nacht herein. Geräuschlos, gleich riesigen Schmetterlingen, schwebten die Nachtfalken über der Straße, dicht vor dem einsamen Reiter auffliegend. Geisterhaft umschwirrten sie selbst die Füße seines Maulthieres, das scheu zurückprallte. Hie und da funkelte ein Johanniskäfer zwischen dem Gesträuch, in dem sich sein sanftes Licht indeß rasch wieder verlor. Vom nahen Stillen Ocean strich ein frischer Windhauch über die Landschaft; Alles war still und dunkel auf der Straße, nur aus den geschützten kleinen Buchten zur Rechten und zur Linken herauf schimmerte heller Feuerschein durch die schwarzen Bäume und ließ lange Reihen aufgefahrener Kaffeewagen erkennen, die jedenfalls am nächsten Morgen ihren Weg nach der Küste fortsetzen wollten. Es

machte einen eigenthümlichen Eindruck, aus Nacht und Schweigen plötzlich auf eines dieser Lager zu stoßen, wo Alles licht und laut und rührig war, wo die Weiber sangen oder kochten, die Männer tranken oder ihre Ochsen fütterten. Durch all dies Leben aber ritt der Fremde weiter den langen Berg hinan.

Auf dem Rücken des letzteren stand ein kleines Haus oder vielmehr eine Art Bretterbude, wie von Punt Arenas nach San José manche die Straße säumen — eine Schenke, wo der verwöhnte Wanderer Ale oder Porter genießen und der durstige „Peon" (Bauer, überhaupt ein Mitglied der farbigen untersten Volksklassen) sich an so vielem „Aquardiente" (Branntwein) erlaben kann, wie es der Regierung, welche den Handel mit Spirituosen als ihr Monopol in Anspruch nimmt, beliebt, ihm für sein Geld zu verabreichen.

Der Engländer überlegte, ob er schon hier rasten oder erst in Esparsa einkehren sollte. Wie er durch die erleuchteten Fenster bemerken konnte, war die Bude voll von langbärtigen, verwetterten Costarikanern, und ihre heiseren Stimmen bekundeten, daß die Regierung an ihnen schon einen erheblichen Gewinn gemacht hatte. In einer kleinen Vertiefung an der Straße stand eine Anzahl beladener Karren, zwischen denen die Lagerfeuer brannten, und hinter ihnen käuten stattliche Ochsen an dem ihnen zur Abendkost vorgeworfenen Zuckerrohr. Während der Fremde noch zauderte, drang ein wilder amerikanischer Fluch durch den Lärm in der Hütte. Eilig stoben die an der Thüre derselben lungernden Peons aus einander, um einem hochgewachsenen Mann Platz zu machen, der, mit farbigem Hemde und großen

Wasserstiefeln angethan, aus der Schenkbude trat und auf den Engländer zuschritt.

„Sie kommen gerade recht, Mister," sagte er. „Wir warten schon seit zwei Stunden auf einen vernünftigen Christenmenschen, mit dem sich's trinken läßt. Sagen Sie nicht „nein". Solche Neins schmecken nicht gut. Und wären Sie der Präsident selber, so müßten Sie hereinkommen und ein Glas mit uns trinken!"

Der neue Ankömmling beschaute sich den Mann, so gut es der rothe Feuerschein des Lagers erlaubte. Er war sehr groß und breitschulterig, mit bärtigem Gesicht und hochfahrender Miene, und aus seinen schwarzen Augen blitzte wilde Entschlossenheit — ein Menschenschlag, wie man ihn in Europa wohl nirgends trifft, in Texas und Missouri aber oft genug zu sehen bekommt, der Typus eines kecken Vagabunden, welchem das Menschenleben, sein eigenes oder ein anderes, nicht mehr werth ist als die Pulverladung seiner Büchse.

Der Engländer erinnerte sich sofort, daß und wo er dem verwegenen Gesellen schon früher begegnet war, und da er keine beträchtliche Baarschaft bei sich trug, so folgte er ihm in die Schenkbude.

„Wie geht das Spiel?" frug der Texaner beim Eintreten einen jüngeren Mann, der sein Kamerad zu sein schien.

„Zum Teufel! Sie treffen auch jede Karte!" lautete die ärgerlich gegebene Antwort.

In der Hütte war jedes Plätzchen besetzt. Vier dünne Unschlittkerzen erhellten eine so bunte Mannigfaltigkeit von wilden Gesichtern, wie ihrer kaum in der verrufensten kali=

fornischen Pharaohölle zusammen sein mögen. Vom dunkelfarbigen „Halbblut", dem unverschämt dreinschauenden Mulatten, bis zu dem blondhaarigen Vollblutspanier war in dem anwesenden Spielergewühl jedwede Abstufung menschlicher Hautfarbe vertreten. Da sah man den centralamerikanischen Stutzer, den sogenannten „Gandino", mit hohem Cylinderhut und modernem Rocke; da war der fahrende Handelsmann in befranzter Guatemalajacke; der derbe „Peon" mit breitem Panamahute und bis zum Knie aufgestreiften Pluderhosen — Alles, was die Straße passirte, hatte die elende Schenke magnetisch angezogen und festgehalten, und Manche schienen offenbar schon den ganzen Tag darin zugebracht zu haben. Was das Haus an armseligen Geräthen enthalten mochte, das war bei Seite geräumt worden, bis auf einen Tisch und ein paar wackelige Stühle. Der Wirth und seine Frau hockten mit gekreuzten Beinen auf dem Buffet, auf welchem die viereckigen Genèvreflaschen und die langhalsigen Aquardienteflacons prangten. Daneben nickte ein halbwüchsiger Knabe, von der Mühsal des langen Aufwartens ermüdet. Die Luft war dick und qualmig von Rauch und Branntweindünsten. Vom Fußboden des Raumes ließ sich nicht viel bemerken, denn überall lagen leere Flaschen und Cigarrenstummel. Die Hitze war kaum zu ertragen, und alle Gesichter verriethen eine fieberhafte Spannung, während die entsetzlichsten Flüche und Schwüre ununterbrochen hin und wieder schallten, wie es in Costa Rica althergebrachte Nationalsitte ist beim althergebrachten Nationalvergnügen.

An dem Tische, zu welchem der Texaner mit seinen

Ellnbogen für sich und seinen Begleiter Bahn brach, saß ein alter Mann, je rechts und links neben ihm ein schurkisch aussehender Bursche, mit Messer und Machete (einer Art Breitschwert) bewaffnet, wie mindestens fünf Sechstel der Gesellschaft also bewehrt erschienen. Auf dem Tische lagen vier Karten, von kleinen Gold- und Silberhaufen umgeben. Der Alte nahm sich nicht übel aus, wiewohl die in Schildpatt gefaßte große Brille seine Augen verdeckte; gleich den meisten Spielern von Profession war er schweigsam und von gelassenen Bewegungen. Er sah auf, als der Texaner vorwärts drängte und heftete seine Augen auf den diesem folgenden Engländer, gewahrte indeß mit erfahrenem Blicke sofort, daß er von demselben für seine Bank nicht viel zu erwarten hatte, und schaute, sich leicht verneigend, wieder auf seine Karten hinab. Die Bank war in entschiedenem Glücke; bei jedem höheren Einsatze schlug die Karte unwandelbar für den alten Mann; standen nur niedrige Sätze auf dem Spiele, so verlor er. Aus dem leidenschaftlichen Geschrei rundum ließ sich abnehmen, daß die Bank den ganzen Tag über mit gleichem Glücke operirt hatte; manche der Peons waren ersichtlich bereits völlig ausgebeutelt, schenkten dem Fortgange des Spieles nach wie vor indeß ihre intensivste Aufmersamkeit. Der Texaner und sein Kumpan, die ebenfalls „Sportsmen“, d. h. gewerbsmäßige Spieler, waren, hatten schon tüchtig verloren, und in ihren Gesichtern lauerte ein Zug, der auf nichts Gutes deutete. „Seht die Yankees da,“ flüsterte einer der Costaricaner dem Engländer zu; „gebt Acht, bald haben wir Unrath und wahrscheinlich Mord und Todschlag.

Machen wir darum, daß wir aus dem Hause kommen!" Gewiß wäre dies das Vernünftigste gewesen, allein von der Erwartung gefesselt, folgte der Britte dem gutgemeinten Rathe nicht. Er blieb. Mittlerweile wurden die Flüche immer fürchterlicher, die Blicke der beiden texanischen Sportsmen immer drohender, während der Bankier auf seine Kosten immer neue Flaschen Aquardiente unter den Spielern kreisen ließ.

„Bei Gott im Himmel! das war der letzte Cent, den wir auf dieser Welt unser eigen nennen konnten!" murmelte der Texaner plötzlich, als der Bankier mit ruhiger Hand und regungsloser Miene die drei Goldunzen einstrich, die Jener auf eine Karte geworfen hatte. „Verflucht, was der alte Kerl heute Abend für ein Glück hat, Sim," wandte er sich dann an seinen Gefährten. „Jetzt müssen wir wieder Gold waschen, fürchte ich; das wird unser Spiel sein die nächsten drei, vier Monate. Aber eh' wir gehen, hätt' ich gern ein kleines ‚Muß' (Balgerei) für unsere Dollars. Nun, was soll's?" frug er endlich ein schwächliches altes Männchen, das ihn am Aermel zupfte, bis zu welchem es nur mit Mühe hinauf reichen konnte.

Die Beiden wechselten darauf einige leise Worte mit einander. Dann streckte der Texaner blitzschnell seinen langen Arm über den Tisch und griff nach den Karten, welche der Bankier in der Hand hatte. Pfeilgeschwind zog dieser einen Revolver aus der Tasche und feuerte ihn ab; ebenso rasch hatte jedoch der Kamerad des Texaners den Tisch emporgerissen und als Schild vorgehalten. Die Kugel des Alten traf einen in der Nähe stehenden Priester,

der unter den eifrigsten Spielern gewesen war. Im Augenblicke wurden die Lichter ausgelöscht und drängte Alles der Thüre zu. Ringsum klirrten die Waffen, denn Jeder hatte seinen Machete gezogen und hieb damit rechts und links um sich, ohne zu wissen, wem seine Streiche galten. Zu gleicher Zeit knallten drei Pistolenschüsse und bei ihrem Aufblitzen ließ sich ein flüchtiger Blick von dem Verlauf des Kampfes erhaschen. Zwei der Spieler wälzten sich bereits am Boden; der Bankier war machtlos in den Armen des Texaners, während sein Beschützer von dem anderen Yankee in Schach gehalten wurde, welcher, mit dem Revolver in der Hand, dastand und seinen Freund zu decken suchte. Das Geklirr der Schwerter aber und das Gebrüll und Angstgeschrei übertönte die Stentorstimme des Texaners.

„Macht Platz bis zur Thüre!“ rief er, „wir wollen hinaus! Die Karten sind mit Wachs markirt. Laßt mich mit ihm hinaus in's Freie! Bei dem Allmächtigen! Ich zermalme ihm die Knochen im Leibe, wenn ihr uns nicht hinaus lasset!“

Die ganze Scene hatte keine zehn Minuten gewährt. Dem Engländer war es gelungen, hinter dem Buffet in's Freie zu gelangen, und hier stellte er sich mit gespanntem Pistol auf, um seinen alten Bekannten zu erwarten und ihm beizustehen, denn er wußte, daß der eigentliche Kampf erst vor der Schenkbude vor sich gehen würde. Da krachte ein neuer Schuß — ein schriller Schrei folgte ihm, und dann wälzte sich das Gewirr zur Thüre hinaus.

„Wo sind Sie?“ schrie der Texaner. „Sim hat Eins

abbekommen. Donnerwetter, packt euch aus dem Wege, ihr Kanaillen!".

Sim raffte sich empor, obschon ihm aus einem fürchterlichen Hiebe in die Schulter das Blut über das Gesicht strömte. Der Texaner stand jetzt mitten auf der Straße, sein Opfer mit eisernen Armen umklammernd, und um die Beiden herum sah man wilde Gesichter und blinkende Macheten. Nicht Alle waren dem Angreifer feindlich gesinnt, denn das greise Männchen hatte nicht aufgehört zu schreien, die Karten seien mit Wachs markirt, und da so ziemlich die ganze Versammlung an der Bank ihr Geld verloren hatte, so freuten sich die Meisten der Gelegenheit, ihren baaren Verlust wieder zu erhalten. Allein der Bankier wußte die Peons zu seiner Hilfe in Bewegung zu setzen.

„Tausend Dollars dem, der mich von dem Schurken befreit!" keuchte er.

Seine Worte endeten mit einem schrillen Aufschrei, denn der Texaner preßte ihn wie ein Bär fester und fester in seine Arme. Dann zog er ihm die Karten aus der Tasche und winkte den anständigeren Theil der Gesellschaft heran, der sich etwas abseits postirt hatte.

„Da kommt her und seht selbst!" rief er ihnen zu; „die Bilder sind über und über mit Wachs bestrichen. Seht nur! Ich kann zwei zusammenkleben und aufschlagen, was ich will."

„Es verdad! (Es ist wahr!)" stimmten die Umstehenden ein. „Don Juan hat uns betrogen."

„Gib uns unser Geld zurück!" brüllte es jetzt von allen

Seiten, und ein Dutzend Peons stürzten auf den Bankier los.

„Nicht so!“ herrschte sie der Texaner an und hielt Don Juan, den er inzwischen zu Boden geworfen hatte, mit seinen Beinen fest. „Don Gregorio, Ihr und der Engländer dort sollt erst das Geld zählen, das er bei sich hat, und dann wollen wir's theilen ...“

Doch so glatt sollte die Sache nicht verlaufen. Einer der beiden Gehilfen des Bankiers arbeitete sich durch die Menge bis zu den Beiden hindurch, von einem Dutzend Peons gefolgt, den schäbigsten und gefährlichst aussehenden des Haufens, stieß einen gotteslästerlichen Schwur aus und schrie dann:

„Das sind nicht Don Juan's Karten — das sind eure eigenen, ihr Esel von Yankees! Don Juan Zumbado ist als Sportsman in ganz Costa Rica bekannt, und noch nie hat Jemand ein Wort wider seine Ehre gesagt. Er ist Mitglied des Kongresses und kann bezahlen, wer ihm beisteht und ihn an seinen Feinden rächt. Amigos (Freunde)! Wollt ihr diese verdammten Flibustier vor euren Augen zwei eurer Landsleute todtschlagen lassen? Don Juan, der die wahre Ehre selbst ist, hat tausend Dollars Jedem geboten, der ihm zu Hilfe kommt — also heran mit euch! Und Tod den Flibustiern!“

Allein die Pistolenläufe, die sie blinken sahen, hielten die tobende Menge zurück, welche die Beredtsamkeit des Menschen offenbar überzeugt hatte.

„Wir müssen der Geschichte ein Ende machen,“ sagte der Texaner zu dem englischen Reisenden. „Sim blutet sich

sonst zu Tode; ich aber habe den Handel angefangen, und ich kalkulire, ich muß ihn auch ausfechten. Schaut her, Hombres (Männer)," rief er dem Haufen auf Spanisch zu, „ich habe gehört, daß die Costa-Rica-Männer ehrliches Spiel lieben und Tapferkeit zu schätzen verstehen. Der Caballero hier hat einen Machete, und zwar einen mächtig großen, gebt mir einen anderen und freies Feld, und dann wollen wir unseren Streit so schleunig ausmachen, wie ihr's nur wünschen könnt."

Dieser im spanischen Amerika sehr übliche Vorschlag ward mit allgemeinem Beifallsjauchzen aufgenommen. Augenblicklich standen dem Texaner ein halb Dutzend Waffen zu Gebote und im nächsten Momente die beiden Kämpen einander gegenüber, jeder mit einem schweren Machete bewaffnet. Fest und breit pflanzte sich der Texaner auf und hielt das Schwert weit von seinem Leibe ab, um den feindlichen Angriff zu pariren. Der Costaricaner dagegen nahm die Stellung ein, welche seine Landsleute bei dergleichen Anlässen sich zu geben lieben, den Machete quer über den Schenkel gerichtet und den linken Arm in einen Mantel gewickelt. Volle fünf Minuten lang verharrten Beide vorsichtig und lauernd in den beschriebenen Allituden, ohne einen Streich zu thun; dann, rasch wie ein Pistolenschuß, griff der umhüllte Arm des Costaricaners nach der Spitze von des Anderen Waffe und ein fürchterliches Ausholen mit dem rechten Arme schien den Leib des Gegners in Stücke zerhauen zu wollen. Allein unser Texaner war zu geschwind. Zu oft schon hatte er mit angesehen, wie in solcher Weise seine Gefährten südländischer Arglist zum

Opfer gefallen waren. Er hatte das Vorgehen des Costaricaners nicht anders erwartet, und durch eine Wendung seines Ellnbogens seine Machete geschwind zurückziehend schwang er dieselbe zu einem wuchtigen Hiebe. Durch die Gewalt des Streiches das Gleichgewicht verlierend, strauchelte der Andere, während des Texaners Schwert ihm in Hals und Kehle drang. Die Machete fiel ihm aus der Hand, und er selbst sank in die Kniee, trotz seiner tödtlichen Wunde jedoch sprang er wie ein angeschossener Jaguar noch einmal auf und bohrte dem Texaner das Messer in die Brust, welches der Schurke zwischen den Falten seines Mantels versteckt hatte. Dann stürzten Beide entseelt zu Boden.

Der Leichnam des Texaners wurde seitwärts von der Straße begraben, denn in jenen aufgeklärten Ländern bleibt dem Nichtkatholiken die christliche Beerdigung versagt. Die Wunden seines Kameraden verband der Engländer so gut es gehen wollte und setzte danach seine Reise nach Esparsa fort. Zwei Tage später aber las er in einer der Zeitungen von San José:

„Auf der Straße bei Esparsa sind beim Spiele drei Menschen getödtet und drei schwer verwundet worden; da nun die Bank fünfundzwanzig Unzen Gold gewonnen haben soll, so kommen auf jeden Mord zwanzig und auf jede Verwundung zehn Pfund Sterling, genau der Marktpreis, den hier zu Lande das Menschenleben und seine Beschädigung haben.“ —

Eines Kommentars solcher Zustände und Anschauungen bedarf es nicht.

Fürstenglanz auf den deutschen Reichstagen.

Sittenbild aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

H. Scheube.

Erst nach dem dreißigjährigen Kriege, 1663, wurde Regensburg zum regelmäßigen Versammlungsorte des deutschen Reichstages; bis dahin tagten die deutschen Reichsstände, die geistlichen und weltlichen Häupter der verschiedenen Territorialherrschaften im Reiche, bald in dieser, bald in jener freien Reichsstadt, wohin sie der Kaiser, in jenen Tagen stets persönlich auf dem Reichstage erscheinend, je nach Gutdünken und Erforderniß berief. War eine oder die andere dieser Städte zu der Ehre auserkoren worden, als Schauplatz der Verhandlungen über die politischen Reichsangelegenheiten, die Reichssatzungen, Reichssteuern, Beihilfen zum Türkenkriege, die Reichsfehden, Landfriedensgesetze u. dgl. zu fungiren, so galt es begreiflicher Weise zunächst, eine Menge der mannigfaltigsten Vorbereitungen zu treffen, damit es all den zu erwartenden Fürsten, Prälaten, Gesandten aus sämmtlichen Ländern des heiligen römischen Reiches und aus manchen fremden Staaten nicht an der ihnen von Standes und Ranges wegen gebührenden

Aufnahme und Beherbergung innerhalb der Mauern des bestimmten Versammlungsortes gebreche.

Vorerst erschien der Reichsmarschall, altem Herkommen nach stets ein Graf v. Pappenheim, um dem Rathe der betreffenden Stadt die kaiserliche Anmeldung zu überbringen, daß sie zum Sitze des ausgeschriebenen Reichstages erwählt sei, und um mit den städtischen Behörden die erforderlichen Maßnahmen zu vereinbaren, insbesondere dahin zu wirken, daß der Stadt die nöthige Menge von Lebensmitteln, von Futter für die zahlreichen Pferde, welche die Reichsstände mitzubringen pflegten, und sonstigen Gegenständen rechtzeitig zugeführt würde. Nicht allemal jedoch freuten sich die Reichsstädte über die ihnen vom Kaiser zugedachte Ehre; zuweilen waren die Lasten, die ihnen dadurch erwuchsen, weit beträchtlicher als die Vortheile, welche ihnen durch den Reichstag zuflossen. So bemerkte die Stadt Augsburg und deren sämmtliche Bürgerschaft im Jahre 1533: „sie seien durch die zuletzt bei ihnen abgehaltenen Reichstage in einen Zustand versetzt worden, daß sie unmöglich öfter solche Belästigungen ertragen könnten.“ Wie sehr dergleichen Klagen begründet sein mochten, beweist u. a. die Thatsache, daß zum Reichstage in Speier (im Jahr 1544) der Kaiser allein mit zweitausend gerüsteten Pferden anlangte und alle besseren Quartiere in Beschlag nahm, wiewohl diese lange vorher von Fürsten, Bischöfen, Herren und anderen Reichsständen bestellt gewesen waren. Diese also Vertriebenen wollten und mußten aber doch auch eine möglichst gute Unterkunft finden; man kann sich mithin denken, welche Unruhe und Verwirrung, was für

Mühsal und Unbehaglichkeit jeder Reichstag über den Ort seiner Versammlung heraufbeschwor, wenn er schon eine nennenswerthe Summe Geldes darin zurückließ. Nicht überall war es ja hinsichtlich der Wohnungen so gut und reichlich bestellt wie in dem damals auf der Höhe seines Glanzes stehenden Augsburg. Hier schlug schon Kaiser Maximilian I. und nach ihm sein Enkel Karl V. seine Residenz meist in dem am Weinmarkte gelegenen umfänglichen und mit königlicher Pracht ausstaffirten Hause des weltberühmten reichen Kaufherrn Anton Fugger auf, der sammt den Seinigen sich bei dem Reichsoberhaupte eines so hohen Ansehens erfreute, daß dieses die beiden Brüder Anton und Raimund Fugger zu Grafen und Bannerherren auf der schwäbischen Grafenbank ernannte. Für die übrigen Reichstagsmitglieder und die Mehrzahl der Gesandten fehlte es zu Augsburg nicht an wohlbestellten Gasthöfen, die im Jahre 1563 zu einer solchen Menge angewachsen waren, daß der Rath ihre Anzahl beschränkte, „um", wie er in seinem Erlasse sagt, „den Bürgern die Gelegenheit zum liederlichen Leben abzuschneiden."

Kaum lief die Kunde durch das Land, daß in dieser oder jener Reichsstadt der Reichstag zusammentreten werde, so erhob sich dahin eine wahre Völkerwanderung. Nicht allein aus der Nachbarschaft, sondern auch aus entfernteren Theilen Deutschlands kamen Kaufleute, Krämer und Händler, zumal israelitischen Glaubens, herbei, um „Fürsten und Fürstinnen, Reichsgrafen und Gesandten ihre Waaren, seidene Gewänder, kostbare Goldstoffe, silberne und goldene Schmucksachen und Kleinodien, Kunstarbeiten mit Perlen

und Edelsteinen, Trinkbecher u. a. m. zum Kaufe zu stellen." Es verband sich daher mit jedem Reichstage auch immer ein lebhafter Handelsverkehr, der allerdings nicht sowohl dem Reichtagssitze selbst als anderen Orten zu Gute kam. Eine allbekannte Figur auf den Reichstagen im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts war ein Frankfurter Jude von für die damalige Zeit kolossalem Vermögen, Namens Michel, der im ganzen deutschen Reiche nur „der reiche Michel" hieß. Hoffährtig und prunkliebend, zeigte er sich überall im Pompe eines großen Herrn, stets in den auffallendsten und kostbarsten Kleidern, mit schweren goldenen Ketten um den Hals, in der Regel auf einem prächtig geschirrten Pferde und von zwölf Dienern umgeben, die, obwohl sämmtlich Juden, in der Rüstung reisiger Knechte ihn begleiten mußten. Daß sich außer diesen Kaufleuten und Händlern auch Schaaren fahrenden Volkes, Bänkelsänger und Glücksspieler, Gaukler und Possenreißer, Komödianten und Musikanten, männliches und weibliches Gesindel zu jedem Reichstage einzufinden pflegten, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Meist erschienen diese leichtbeweglichen Gesellen in so großen Massen, daß der Rath, um sie gehörig im Zaume und die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, gelegentlich 800—1000 Mann „Fußknechte" in Sold nahm, welche die Thore und andere Wachtposten besetzen mußten. Desgleichen wurden an den Gassen und Straßen der Stadt wohl Ketten angebracht, damit bei einem etwaigen Tumulte oder Aufstand jene für die freie Cirkulation alsbald gesperrt werden konnten. Andere magistratliche Anordnungen vor Beginn eines Reichs-

tags betrafen das Reinigungswesen der Stadt, welches damals noch sehr im Argen lag. Befahl doch der Rath der Stadt Frankfurt bei dem im Jahr 1562 bevorstehenden Reichstage: „den Mist aus den Straßen und sonst in der Stadt hinweg zu schaffen.“ Endlich gehörte zuweilen auch die Aufrichtung eines Galgens zu den Maßnahmen, welche dem Reichstage vorangingen. Kaiser Karl V. selbst war es, der, sowie er 1548 zum Reichstage in Augsburg eingetroffen, unmittelbar neben dem Rathhause, dem sogenannten Verlach, einen Galgen und ein Blutgerüst erbauen ließ, wo, mitten in der Stadt also, schon kurz danach mehrere Missethäter und meuchlerische Söldner die Todesstrafe erlitten.

Bis auf Karl V. ging der Einzug der deutschen Kaiser zu den Reichstagen meist ohne auffälligen Prunk, wiewohl nicht ohne Feierlichkeiten von statten, welche vor Augen zu führen hatten, daß es das Reichsoberhaupt, der vornehmste Monarch der Christenheit sei, welcher die Stadt mit seinem Besuche beglücke. Karl V. aber, aufgewachsen in den Formen der spanischen Etikette, verlangte nach ceremonielleren Huldigungen, wenn er sich öffentlich zeigte. Von seinem Einzuge in Augsburg gelegentlich des welthistorischen Reichstags von 1530, dem die wichtigste Bekenntnißschrift der evangelischen Kirche, die Augsburgische Konfession, Ursprung und Namen verdankt, erzählt eine zeitgenössische Schrift die nachstehend verzeichneten interessanten Einzelheiten:

Zu Mittag des 15. Juni langte der Bischof von Lüttich mit der Nachricht in Augsburg an, daß der Kaiser sich bereits im benachbarten Dorfe Katzingen befinde und von

daher in die Stadt einziehen werde. Auf diese Kunde hin stiegen sämmtliche der schon in Augsburg anwesenden Kurfürsten und Fürsten mit dem ganzen Gefolge ihrer Höflinge und Diener im Galaschmucke zu Pferde, um Karl V. an der Lechbrücke zu erwarten und feierlich in die Stadt zu geleiten. Erst nach mehreren Stunden Harrens jedoch sah man den Kaiser mit seinem Bruder, dem König Ferdinand von Böhmen und Ungarn (dem nachmaligen deutschen Kaiser)', den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Bayern, dem Pfalzgrafen Friedrich, den Kardinälen von Salzburg und Trient, sowie vielen deutschen nnd italienischen Fürsten und Bischöfen jenseit des Lechs herannahen, und nun schwangen sich Kurfürsten und Fürsten schleunigst von ihren Pferden, um dem Kaiser zu Fuß entgegen zu schreiten. Allein auch Karl war schnell von seinem Rosse herunter und reichte sämmtlichen der erlauchten Herren, die zu seiner Bewillkommnung erschienen, freundlich die Hand. Hierauf sprach der päpstliche Legat, der Kardinal von Campeggio, der würdevoll auf seinem Esel sitzen geblieben war, den geistlichen Segen über die Anwesenden, bei welcher Ceremonie der Kaiser mit allen Fürsten, außer dem Kurfürsten von Sachsen und den übrigen evangelischen Herren, andächtig niederkniete. Nachdem alsdann verschiedene Anreden an den Kaiser gehalten worden waren, auch die Rathsherren der Stadt Augsburg das Reichsoberhaupt unter Kniebeugung beglückwünscht hatten, setzte sich Karl wieder auf seinen polnischen Schimmel, während die jüngeren der Fürsten, die Herzoge Georg von Sachsen, von Mecklenburg und Lüneburg, der Markgraf von Brandenburg, der

Landgraf von Hessen und der Fürst von Anhalt Stallmeisterdienste verrichteten, dem Kaiser Sattel, Zaum und Steigbügel haltend.

Nun erst begann die feierliche Prozession gen Augsburg, genau in der Anordnung und Reihenfolge, wie diese der Kaiser selbst vorher bestimmt hatte. Die Spitze des Zuges bildeten die von Karl in München angeworbenen und gemusterten Söldnerhaufen, gegen tausend Mann mit zwei Fähnlein, unter dem Befehle des Obristen Maximilian von Eberstein. Ihnen reihten sich die Reisigen der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, von Mainz und Köln an, nach ihnen kamen in prachtvollen Panzern die berittenen Lanzenträger der Herzoge von Bayern, die Reiter des Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Pommern und zum Schlusse die wenigen reisigen Mannen des Hoch- und Deutschmeisters sowie eine kleine Schaar von Spaniern.

Dies Alles war jedoch blos das Vorspiel, der sogenannte „Vorzug", welcher dem eigentlichen und Hauptzuge eine halbe Stunde vorauf paradirte. Diesen letzteren selbst eröffnete eine Anzahl glänzend ausgestatteter Edelknaben, unter ihnen die des Königs Ferdinand, in scharlachrothen Gewändern auf edlen Hengsten, und die Karls V. selbst, dreiundzwanzig an der Zahl, in gelben Sammetröcken und auf schönen polnischen, türkischen, arabischen und andalusischen Pferden. Hinter ihnen zeigten sich die kaiserlichen und königlichen Räthe und der gesammte Troß der Hofcavaliere, zumeist mit goldbestickten Gewändern von schwarzem Sammet angethan und zusammen mehr denn

zweihundert Reiter; danach kamen die Botschafter unterschiedlicher nichtdeutscher Monarchen und die Räthe und Kriegsobersten der einzelnen Fürsten. „Alle aber," so heißt es in einem Augsburger Briefe aus jenen Tagen, „überstrahlten durch ihre Pracht die reichen Herren aus Böhmen, so nun folgten, mit großen güldenen Ketten geziert, auf köstlich geschirrten Hengsten, die sie so meisterlich zu tummeln verstunden, daß es schwer war zu sagen, wer von beiden stolzer sei, ob das Roß auf den Reiter oder der Reiter auf sein Roß."

Sechzehn kaiserliche Trompeter und Heerpauker, welche neun merkwürdig gekleideten Herolden vorauf marschirten, verkündeten das Herannahen der Fürsten, denen die Kurfürsten folgten; als erster der Kurfürst von Brandenburg, sodann die Erzbischöfe von Mainz und Köln und zuletzt der Kurfürst Johann von Sachsen, dem als Reichserzmarschall es oblag, dem Kaiser das entblößte Reichsschwert voranzutragen. Unter einem mit dem schwarzen Kaiseradler geschmückten Baldachin von scharlachrother Seide, welcher von den Augsburger Rathsherren getragen wurde, sah man nun den Kaiser einherreiten auf seinem mit goldenem Zaumzeuge bedeckten polnischen Leibrosse, im goldstoffenen spanischen Wappenrock, auf dem schmalen Kopfe den spanischen kleinen Seidenhut, aber ernst und düster wie immer. Zu seiner rechten Seite geleiteten ihn zweihundert seiner Trabanten in braunen und aschgrauen Gewändern, sowohl Spanier wie Deutsche, zu seiner Linken schritten hundert Leibwachen seines Bruders in rothen Wämsern einher. Ferdinand selbst ritt zur rechten Hand

des Kaisers, der päpstliche Legat ihm zur Linken, hinter den beiden Majestäten aber erschienen auf ihren Maulthieren die Kardinäle von Salzburg und Trient und in ihrem Schweife ein Schwarm von Bischöfen und anderen Prälaten.

Hundert kaiserliche Hatschiere auf mächtigen, schwer gepanzerten Pferden, das königliche und bischöfliche Hofgesinde, vier Fähnlein wohlbewehrten Fußvolkes, die Augsburgischen Söldner mit Spieß und Harnisch, von denen die Fugger allein 122 ausgerüstet hatten, und als Nachhut die Augsburger Bürgerschaft, mehr als zweitausend reiche Patrizier und Kaufherren, schlossen den prachtvollen Zug, dessen sämmtliche Einzelheiten bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten hinab von dem ceremonielles Schaugepränge als das Symbol seiner Würde in Anspruch nehmenden Kaiser vorgeschrieben worden waren. Er hatte auch befohlen, daß, sowie er der Stadt sich nahe, von allen Mauern und Thürmen das schwere Geschütz fort und fort donnern und also seine Ankunft festlich begehen solle; als dem Herrscher, in dessen Reichen die Sonne niemals unterging, konnten ihm ja der Ehren nicht genug erwiesen werden.

Vor dem Thore der Stadt, wo der Rath derselben wiederum kniebeugend dem Kaiser seine Unterwürfigkeit an den Tag legte, saßen sämmtliche der Fürsten und Herren von ihren Pferden ab, da die Sitte es gebot, daß blos die kaiserliche Majestät hoch zu Roß in die Stadt einzog. Der päpstliche Legat aber wollte sich nicht bequemen, sein Maulthier zu verlassen, und so mußte ihm, wie unser Chronist

vermeldet, ziemlich handgreiflich bemerklich gemacht werden, „was Brauch in deutschen Landen sei“. Eine gottesdienstliche Feier im Dome, wo unter Gesang und Glockengeläute der Bischof von Augsburg dem Kaiser seinen Segen ertheilte, beendete die Festlichkeiten des großen Tages, welcher in allen Gesellschaftsschichten und weit und breit noch lange den Stoff der Unterhaltung darbot.

Nicht jedesmal jedoch geschah der Einzug des Kaisers zum Reichstage in so pomphafter Weise, wie wir es eben geschildert haben. Als Karl V. zwanzig Jahre darauf wiederum nach Augsburg kam, um daselbst einen Reichstag abzuhalten, ging es ziemlich still, recht sang- und klanglos her. Nicht ein einziger Fürst zog ihm huldigend entgegen, denn außer dem Erzbischofe von Mainz war keiner in Person zur Reichsversammlung erschienen, alle ließen sich vielmehr blos durch Gesandte vertreten. Nur einen gezwungenen fürstlichen Genossen hatte Karl V. bei sich — den nach der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe, am 24. April 1547, zu Lochau bei Annaburg (in der jetzigen preußischen Provinz Sachsen) gefangen genommenen Kurfürsten Johann Friedrich I. oder Großmüthigen von Sachsen, den letzten sächsischen Kurfürsten der älteren ernestinischen Linie. Unter scharfer Bewachung von 300 spanischen Hakenschützen und 100 spanischen Reitern mußte der greise Fürst den Kaiser nach Augsburg begleiten. Später, im Jahre 1582, erregte es ein außerordentliches Aufsehen, als die Brüder des Kaisers Rudolph II., der König Matthias von Ungarn und der Erzherzog Maximilian, Hochmeister des deutschen Ordens, nicht, wie seither üblich, zu Roß,

sondern sammt ihrem Gefolge in 55 Kutschen in Augsburg eintrafen. „Solches ist,“ sagt unser Gewährsmann, „so lange Augsburg steht, noch nicht geschehen.“

Unter allen Umständen jedoch war es immer eine gewaltige Menschenmenge, welche die Kaiser und römischen Könige nach den Reichstagssitzen mitzunehmen und nach sich zu ziehen pflegten. So wurde die Zahl der Pferde, mit denen Kaiser (Ferdinand I.) und Fürsten auf dem Reichstage 1562 zu Frankfurt am Main erschienen waren, auf nicht weniger denn 16,000 geschätzt. Wie massenhaft und komplizirt aber der Hofstaat war, mit dem sich das Reichsoberhaupt sowie der römische König bei solchen Anläßen umgab, erhellt aus den noch vorhandenen Personalverzeichnissen. Da sah man einen Oberstkanzler, einen Oberst-hofmeister, einen Oberststallmeister, einen Reichsrichter zu Rottweil und Legaten in österreichischen Landen, einen obersten Richter in Böhmen, einen böhmischen Kanzler, einen Erbtruchseß des römischen Reichs, einen Erbschenken und Legaten in Württemberg, einen Erbschenken in Kärnthen, einen Oberstkämmerer, einen ungarischen Hofmeister, einen böhmischen Oberstkämmerer, einen Erbtruchseß in Oesterreich, einen böhmischen und deutschen Vicekanzler, einen Erbkämmerer in Kärnthen, einen obersten Geschützmeister in Oberösterreich, einen Oberstschatzmeister, einen obersten Kammersekretär, unterschiedliche Doktoren der Rechte, darunter zwei Historiographen; ferner noch fünf Schenke, zwölf Truchsessen, drei Verschneider, zehn Sekretäre und Minister, sowohl adelige wie bürgerliche, mehr als 30 Kammerherren, gegen 100 Edelknaben und 43 sonstige dienst-

thuende Cavaliere und Räthe; endlich einen Hofzwerg und einen Hofriesen — all dieses schwerfällige Menschengepränge folgte Karl V. und seinem Bruder im Jahre 1530 nach Augsburg. Trug es sich nun zu, daß die Kaiserin oder die römische Königin sich ebenfalls an der Reichstagsfahrt betheiligten, alsdann schwoll der Troß der mitziehenden Höflinge und Beamten zu einem noch weit größeren Umfang an. Ueberdies begab sich Kaiser Ferdinand I. niemals zu solchen Versammlungen, ohne seine zahlreiche und ausgezeichnete Musikkapelle bei sich zu haben.

Diese Menschenfluth angemessen und zu ihrer Zufriedenheit unterzubringen und zu verpflegen, war für die Reichstagsstadt, die oft blos eine verhältnißmäßig kleine Einwohnerschaft zählte, keine leichte Aufgabe und muthete ihr auch in der Regel materielle Opfer zu, welche sie nicht so bald wieder verschmerzte. Schon das Ehrengeschenk, welches alter Ueberlieferung nach die Bürgerschaft dem Kaiser zum Willkomm darzubringen hatte, verursachte meist einen beträchtlichen Aufwand. So überreichte man dem Kaiser Friedrich III., als er im Jahre 1473 zum Reichstage nach Augsburg kam, eine sogenannte Doppelscheuer, einen Pokal, im Werthe von 140 Goldgulden (der Goldgulden betrug etwas mehr als sechs Mark), der mit tausend Goldgulden gefüllt war, vier Wagen mit Wein, sechs Wagen Hafer, vier Ochsen und sechzig Stück feine Fische, während zugleich der Sohn des Kaisers, Erzherzog Maximilian, mit einer goldenen Scheuer sammt Wein und Fischen beschenkt wurde. Auch das kaiserliche Gefolge, vom ersten Hofbeamten bis zum letzten Diener herab, mußte mit allerhand Gaben be-

dacht werden. Bereits im nächsten Jahre (1474) erschien Friedrich III. wiederum zum Reichstage in Augsburg, und wiederum hatte die Stadt ihn mit einem Ehrengeschenke zu begrüßen, ließ indeß diesmal Pokal und Goldgulden weg und erwies dem Kaiser blos mit 200 Schaff Hafer, zehn Faß Neckarwein, drei Legel Rheinfall, acht Ochsen und 36 Fischen die pflichtschuldige Aufmerksamkeit. Mit der Zeit nahmen diese Ehrengeschenke noch größere Verhältnisse an. Beim Reichstage des Jahres 1530 ward Karl V. von der Stadt mit drei „sehr kunstvoll gearbeiteten" vergoldeten Silberpokalen, mit 2000 Goldgulden und den üblichen Quantitäten von Hafer, Wein und Fischen bewillkommnet; zugleich empfing der römische König Ferdinand zwei silberne Trinkhumpen und eine ansehnliche Menge von Wein und Fischen. Als Karl V. im Jahre 1547 einen neuen Reichstag in Augsburg abhielt, ward ihm zwar keine Geldgabe gespendet, wohl aber gewährte ihm die Stadt zwei Wagen mit weißem und zwei mit rothem Wein, vier Wagen Hafer und acht Zober mit Fischen. Hingegen ward der Erzherzog Maximilian mit einem silbernen Pokale erfreut, in dem sich 200 Goldgulden befanden, und erhielt Ferdinand, der zum ersten Male als römischer König einzog, das sehr stattliche Geschenk von zwei silbernen und vergoldeten Scheuern, von denen die eine 500 Dukaten, die andere 500 neugeprägte Augsburger Goldgulden umschloß, nebst den gewöhnlichen Gaben an Wein, Fischen und Hafer. Nicht allein der Kaiser indeß, sondern auch die Kurfürsten erwarteten von der Stadt, die sie gelegentlich des Reichstages besuchten, durch werthvolle Ehrengeschenke ausgezeichnet zu werden. Der Erzbischof

von Mainz sah sich denn auch 1530 von der Stadt Augsburg — die als damals sehr wohlhabend besonders reichliche Empfangsgeschenke verabreicht zu haben scheint — mit einer silbernen Scheuer und 70 Goldgulden, der Kurfürst von Brandenburg mit einem ähnlichen Pokale und 67 Goldgulden, der Kurfürst von Sachsen mit einem gleichen Trinkgefäß und 65 Goldgulden verehrt.

Andererseits freilich ließen sich auch die Fürsten und Herren ihre Reisen zum Reichstag und ihren Aufenthalt während desselben ein erkleckliches Stück Geld kosten, namentlich wenn sie sich in Begleitung ihrer Gemahlinnen einstellten. Dann suchten sie den vollen Glanz ihrer Würde zu entfalten, welcher über die ganze Scene einen überaus malerischen und wechselvollen Farbenreichthum ausgoß, ein Bild hervorzaubernd, das unsere Gegenwart mit ihrer nüchternen Kleidermode und prunklosen Umgebung nicht zu schaffen im Stande wäre. Wie man sich vorstellen kann, konnte sich darum auch das Publikum an dieser Pracht nicht satt schauen, zumal wenn wie im Jahre 1530 zu Augsburg — einem, wie ein Augenzeuge versichert, „nicht blos geharnischten, sondern auch hochansehnlichen, pomposischen Reichstage" — außer dem Kaiser und dessen Bruder Ferdinand noch 20 regierende und 16 nicht regierende Fürsten, 17 Erzbischöfe und Bischöfe, 27 Gesandte von nicht anwesenden Kurfürsten und Fürsten, 26 vornehme Grafen und Herren, 45 Abgeordnete der freien Reichsstädte und ein Schwarm von Theologen und Gelehrten die Stadt erfüllten; oder wenn gar, was auf dem gleichfalls in Augsburg abgehaltenen Reichstage von 1547 eintrat, alle sieben

Kurfürsten zugegen waren und von den weltlichen und geistlichen Reichsfürsten kein einziger der namhafteren fehlte, so daß weder vor- noch nachher jemals ein deutscher Reichstag sich einer so glanzvollen Versammlung rühmen konnte.

Laut und lustig gestaltete sich das Leben, welches sich dann in der Stadt wie in deren näheren und ferneren Umgebungen entwickelte. Tag für Tag gab es Festgelage und andere Ergötzlichkeiten, unter welchen letzteren die Ritterspiele noch immer eine bevorzugte Stelle einnahmen, mit besonderer Pracht in's Werk gerichtet, als „der letzte Ritter", Kaiser Maximilian I., die heilige Reichskrone trug und in der Regel selbst in den Schranken erschien. So zu Augsburg während des Reichstages von 1510, wo er im Scharfrennen gegen den Kurfürsten Friedrich — den Weisen — von Sachsen kämpfte, in so kostbarer Rüstung, daß die Edelsteine und Perlen, die sie schmückten, auf 200,000 Gulden veranschlagt wurden. „Der Weinmarkt," lautet die Beschreibung eines Zeitgenossen, „hallte vom Geprassel der Lanzen wider, und alle zuschauenden Kurfürsten und Fürsten erstaunten über die ritterliche Gewandtheit der beiden hohen Kämpfer, denn Beide stachen so meisterhaft und kunstgerecht, daß keinem der Sieg hätte zuerkannt werden können." Ein ander Mal, im Jahre 1518, veranstaltete der Rath der Stadt ein sogenanntes Armbrustgesellenschießen, dessen Ziel ein auf hoher Stange aufgesteckter Papagei abgab. Der jetzt schon bejahrte Kaiser wetteiferte mit dem besten der Schützen, einem Müllerssohne, welcher schließlich den Preis gewann, eine von Maximilian gestiftete silberne Schale im Werthe von 35 Goldgulden, sechs Ellen Sammt

und einen fetten Ochsen, der mit — zwölf Silbergulden bezahlt worden war.

Auch Karl V. zeigte sich den Ritterspielen, insbesondere dem Scharfrennen leidenschaftlich zugethan, wiewohl dies eine ziemlich gefahrvolle Lustbarkeit war und häufig genug ernstliche Unfälle hervorrief, zumal es die theueren Streitrosse fast immer mehr oder weniger beschädigte und unbrauchbar machte. In den Städten, die er passirte, suchte man daher den Kaiser gern mit dergleichen Turnierspielen zu unterhalten. Eines der großartigsten und berühmtesten derselben fand während des Reichstages von 1530 zu Augsburg statt, an dem Tage, an welchem der Kaiser seinen Bruder, den römischen König Ferdinand, unter außerordentlichem Gepränge mit den österreichischen Landen belehnt hatte. Auf einem prachtvoll ausgezierten Rosse ritt Karl, von dem Herzog Heinrich von Braunschweig und einem zahlreichen Gefolge von spanischen Granden umringt, der Kampfstätte zu, hinter ihm der römische König, von einer großen Anzahl deutscher Ritter begleitet, zusammen mehr als 70 Personen. „Alle waren sie gar stattlich anzusehen," so entnehmen wir unserer Quelle, „mit Kürassen, Tartschen (länglich runden ledernen Schildern), leichten Spießen und Schwertern bewaffnet, das eine Geschwader in rother und gelber, das andere in grauer und weißer Bekleidung von Atlas und Damast. Also sprengten sie auf türkischen und polnischen leichten Pferden wider einander heran, immer eine Rotte von sechs Streitern zum Scharmützel gegen eine andere. Zuerst warf man kunstgerecht die Spieße, sodann wandte man sich in Eile zu den Schwertern und schlug

damit so ritterlich und so lange, bis die angeordneten Krieswärtel oder Kampfwächter die streitenden Schaaren trennten. Jetzo traten mit erneuertem Trompetenschalle frische Ritter auf, unter ihnen auch der König Ferdinand. Fünf derselben fielen sogleich beim ersten Anrennen; auch der König stürzte einmal mit dem Pferde, nachdem er eben den Gegner, mit dem er zusammentraf, durch einen kraftvollen Stoß aus dem Sattel geworfen. Jedoch geschahen nur etwa vier oder fünf absonderlich gute Treffen, weil die Spieße zu leicht und zu schwach gewesen; aber mit den Schwertern ist insgemein willig und ernstlich Wohlmaß gebraucht worden. Am Abend bei Tafel in welscher Manier wurden von schönen Edeljungfrauen nach dem Spruche der Kampfrichter an die besten Streiter die Danke vertheilt. Dem Einen reichten zarte Hände ein goldenes Schwert, dem Anderen einen goldenen Spieß, dem Dritten ein goldenes Kränzlein, dem Vierten ein silbernes. Der am tapfersten und kunstgerechtesten mit dem Schwerte geschlagen, erhielt seinen Preis aus der Hand der Königin Anna."

Auf späteren Reichstagen, so auf dem im Jahre 1550, der sich gleichfalls zu Augsburg versammelte, war es Karls V. Sohn, der nachmalige König Philipp II. von Spanien unseligen Andenkens, welcher sich um die Anordnung von festlichen Turnieren und anderen Ritterspielen verdient machte — vornehmlich, weil er sich mit der Hoffnung trug, nach seinem Vater die deutsche Kaiserkrone zu erlangen. Dabei ward in Kleidung und Rüstung der ganze spanische Prunk zur Schau gestellt. Unter des Kaisers Fenstern im Fugger'schen Hause und in Gegenwart aller der versammelten

Fürsten nahm das Lanzenstechen seinen Anfang mit so großem äußeren Glanze, wie es in Deutschland noch nicht erlebt war. Prinz Philipp prangte an der Spitze von zehn kampfbereiten Rittern, in der glänzendsten Rüstung, die man noch gesehen hatte. Allein seine Turnierkunst scheint keine erhebliche gewesen zu sein; er brach keine einzige Lanze, „ja es gelang ihm nicht einmal, seinen Gegner zu treffen." Deutschland war einmal nicht der Boden, auf welchem dem bigotten Tyrannen die Lorbeeren wuchsen.

Die mannigfaltigen Faschingsscherze, den lustigen Mummenschanz, die Maskentänze, mit denen die Bürger der Städte, wo der Reichstag tagte, ihre vornehmen Gäste zu ergötzen strebten, die nicht immer ganz sauberen Späße und Humoresken, welche hiebei auftauchten, lassen wir aus dem Bereiche unserer Darstellung, ebenso wie die fast tagtäglichen Bankette und Trinkkumpaneien, durch die sich geistliche und weltliche Fürsten, Grafen und Prälaten, Ritter und Doktoren von der Mühsal der oft recht unerquicklichen und stürmischen Verhandlungen und den vielerlei sonstigen Mißhelligkeiten und Händeln, ohne die es zwischen den verschiedenen Reichsständen niemals abging, zu erholen pflegten. Auch von der Unsitte, welche damals allgemein und in den hohen und höchsten Ständen nicht am mindesten grassirte, dem schweren Trinken und „Zutrinken", wie man es nannte, sei hier geschwiegen und blos erwähnt, daß merkwürdiger Weise gerade diejenigen Fürsten, die in ihren Ländern strenge Verordnungen gegen das Laster des Trunkes hatten ergehen lassen, die Pfalzgrafen und Herzoge Friedrich, Otto Heinrich, Ludwig und Wilhelm von Bayern, auch der edle Land-

graf Philipp der Großmüthige von Hessen und der biedere gottesfürchtige Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, am Zechtische nicht das gehörige Maß zu halten vermochten. Von dem letztgenannten Regenten, der noch als Gefangener des Kaisers eine von seinem erleuchteten Sinne zeugende Instruktion für die Erziehung seiner heranwachsenden Söhne aufsetzte, schreibt die eigene Schwiegermutter voller Besorgniß: Gott möge doch geben, daß er von dem Zutrinken einmal ablasse, und bittet ihn später dringend: er wolle doch nicht stets zutrinken, damit er mit dem unordentlichen Trinken nicht den Herrgott und seinen heiligen Geist von sich treibe. In welchem Umfange aber man auf den Reichstagen dieser üblen Gewohnheit gefröhnt haben muß, das bekundet der Bericht des venetianischen Gesandten Badóer, welcher dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1558/59 anwohnte. „Man ißt,“ bemerkt er, „in Deutschland stark, noch mehr jedoch trinkt man; weshalb ein Deutscher, sobald er mäßig ist, für krank gehalten wird.“

Noch unheilvoller aber als das maßlose Trinken wurde den deutschen Fürsten die Spielwuth, der man während der Reichstage allabendlich und allnächtlich seine Opfer darbrachte. Würfelspiel, das verrufene „Landsknecht“, das sogenannte „Primirerspiel“ (eigentlich wohl „Premierspiel“, weil der erste Strich gewinnen ließ), das von Frankreich nach Deutschland verpflanzte „Fluere“ — dies waren die gebräuchlichsten der damaligen Hazardspiele, welche Fürsten und auch Fürstinnen oft vom Mittagsmahle bis zum Anbruch des Morgens gefesselt hielten. Als die leidenschaftlichsten und meist auch unglücklichsten Spieler galten die

beiden Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp, der Kurfürst Joachim von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Hessen. Derselbe Joachim, welcher ein Edikt erlassen hatte, „daß Keiner in seinen Landen fortan mehr denn 300 Gulden baar oder an der Kreide verspielen solle; wer mehr gewinne, müsse den Ueberschuß an den Fiskus zahlen und ohnedem die doppelte Summe als Strafe erlegen.“

Spielschulden über Spielschulden waren denn auch die natürliche Folge solcher zügellosen Leidenschaft. „Der Landgraf Philipp von Hessen hatte auf dem Reichstage zu Augsburg vom Jahre 1530 so unglücklich gespielt, daß er zur Deckung seiner Spielschulden von Kurt v. Boyneburg tausend Gulden und vom Grafen Gabriel v. Ortenstein eine noch größere Summe borgen mußte,“ und vom Kurfürsten Joachim von Brandenburg wird versichert, daß er auf dem 1542 zu Nürnberg abgehaltenen Reichstage „auf zwei Sitzen 40,000 Gulden im Spiele verloren habe. Er hat allhier“ — besagt ein Nürnberger Brief aus dem gedachten Jahre — „einen Finanzer liegen, der hat ihm auf großen Wucher eine merkliche Summe Geld aufgebracht; hat er aber baar Geld haben wollen, so hat er dazu ein Kleinod nehmen müssen, angeschlagen für 3000 Gulden, das kaum 600 werth ist. Als nun derselbe Finanzer nicht mehr Geld leihen wollte, so ist er jetzt mit etlichen Kredenzbriefen gen Augsburg geritten, in Willens, nachfolgends gen München zu reiten, um in denselbigen Städten auch Geld aufzubringen.“

Aehnlich wie ihm erging es indeß noch gar Manchen der auf den Reichstagen anwesenden größeren und kleineren Potentaten; mit Bankettiren, mit Prunk und Spiel „ver-

thaten sie eines Theiles nicht allein, was in ihren Kammern vorhanden und sie Alles mit sich auf den Reichstag genommen, was sich in viele Tausend Thaler erstreckt, sondern sie haben auch mit großer Mühe, unwiederbringlichem Schaden und Unwerth so viel aufnehmen müssen, damit sie aus Augsburg mit Glimpf scheiden konnten." Dergestalt gereichte der Besuch der Reichstage mehr als einem der deutschen Fürsten zu schwerem Unsegen, es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die Zahl der persönlich auf dem Reichstage erscheinenden regierenden Herren allmählig ein immer geringerer wurde und die vom Kaiser dazu entbotenen ihr Nichtkommen wohl mit der Bemerkung entschuldigten, daß sie das Geld nicht aufzubringen vermöchten, welches ihre Reise dahin und ihr Aufenthalt am Orte selbst erforderten, hinzufügend, wie sie durch „den Besuch der Reichstage sich in merkliche Beschwerungen haben stecken, auch ihre Landschaft deswegen zum höchsten beschweren und erschöpfen müssen, so daß ihnen ein ferneres persönliches Besuchen des Reichstages nicht nur bedenklich, sondern auch ihnen und ihren Unterthanen unerträglich sei."

Von allerlei Häuten und Haaren.

Eine Pelzwerkstudie.

Von

Hugo Zeitzmann.

Zwar scheint es, als wolle der gestrenge Herr, der Winter, mit jedem Jahre später uns das Vergnügen seiner „weißheitsvollen" Anwesenheit gönnen — dennoch aber, sähe ein Fremder, etwa aus dem Monde, sich plötzlich in eine unserer größeren deutschen Städte versetzt und widmete sich dem erfreulichen Geschäfte, die elegante Frauenwelt zu mustern, welche tagtäglich zu Fuß oder zu Wagen durch die Straßen wandelt, zweifelsohne müßte er nothwendig zu dem Glauben gelangen, unser liebes deutsches Vaterland erstarre schier unter der Strenge eines Nord- oder gar Südpolarhimmels. Mäntel, Jacken, Paletots und andere Hüllen der besseren Menschheitshälfte sind entweder gleich der Toilette unserer Ururältermütter in der Pfahlbauära oder der schiefäugigen Schönen von Grönland, Kamtschatka, Alaska und sonstigen gemüthlichen Gegenden leibhaftige Thierfelle, wiewohl in einigermaßen vermenschlichten Gestalten, oder doch mit dem mannigfaltigsten Rauchwerke gefüttert, besetzt, verbrämt und dekorirt. Ihre Händchen stecken in braunen und schwarzen, weißen und grauen, zottigen und glatten Muffen; um ihren

Hals schmiegen sich die unheimlichen Schnauzen blutdürstiger Marder und Wiesel, und auf dem Haargebäude des Hauptes schaukelt wohl ein kokettes Barett von Nerz oder Bisam, von Luchs oder Fuchs, von Eichhorn oder Iltis — das Alles, während das Thermometer sich nur schüchtern aus dem Plus einmal in das Minus hinabwagt und die Eisbahnfreuden alljährlich blos als flüchtige Oasen aus dem trüben Koth- und Nebelmeere auftauchen, mit dem neuerdings bei uns der Winter seine Herrschaft zu kennzeichnen pflegt.

So muß, unter den obwaltenden Modeströmungen, der Verbrauch von Pelz-, oder, wie man es technisch benennt, Rauchwerk, jedenfalls ein außerordentlicher sein, und wenn die gesammte übrige Handelswelt auch über flaue, gründungslose Zeiten jammert, die Herren Pelzbereiter und Pelzverkäufer scheinen vorderhand noch keine Aussicht zu haben, „gestrousbergt" zu werden. Wo aber kommt nun all die Fülle dieses verschiedenartigen natürlichen Haar- und Hautwuchses her? Wir fürchten, so manche unserer pelzbedeckten Gebieterinnen bleibt die Beantwortung solcher Frage augenblicklich schuldig; wenn wir darum die Lösung derselben auf den nachstehenden Zeilen unsererseits versuchen, so meinen wir, für unsere Aufschlüsse freundliches Gehör zu finden.

Die beiden Hauptstapelplätze des Rauchwaarenhandels sind London und Leipzig. Das letztere, welches, so bedeutend es auch ist, doch nur in zweiter Linie steht, sei hier beiseite gelassen, dagegen bitten wir uns nach dem ersteren zu folgen, mitten in das dichteste Menschen-, Wagen- und Ge-

schäftsgewühl der City. Dort in der sonst äußerst reizlosen Lime-Street, in düsteren, trübseligen Umgebungen, stehen die riesigen Lagerhäuser der berühmten Hudsonsbai-Compagnie, die zwar keinen selbstherrlichen Staat im Staate mehr bildet, als große Handelsgesellschaft solidester Gründung jedoch noch immer nach Millionen von Pfunden Sterling zu veranschlagende Geschäfte macht. Von gewaltigen Karren werden soeben derbe viereckige Ballen und Bündel abgeladen und an den Krahnen nach den einzelnen Magazinen emporgewunden. Die letzte „Pelzernte“ ist es, was man einheimst. Jedweder dieser Ballen hat eine Reise von vielen Hunderten von Meilen hinter sich; die Felle, aus denen er zusammengesetzt ist, kommen von den zahlreichen kleinen Festungen und Stationen, welche sich über das ausgedehnte Gebiet des nördlichen Amerika's, des fernsten Nordwestens, verstreuen, das auch gegenwärtig wohl noch mit dem Namen des „Hudsonsbai-Teritoriums“ belegt wird. Da ist eines der Bündel vom Fort York, ein anderes vom Mackenziestrome, ein drittes aus Labrador, ein viertes aus dem Innern von Grönland, ein fünftes vom östlichen Saume des Felsengebirges, ein sechstes von Brittisch-Columbia, ein siebentes von der Vancouvers-Insel — und dies sind blos die Namen einiger weniger Niederlassungen der Gesellschaft, die wir auf's Gerathewohl aus der Menge ihrer Ansiedelungen und Faktoreien herausgreifen.

Die Compagnie hat die Felle auf ihren eigenen Schiffen nach England geführt und schafft sie nun in ihre Lagerhäuser und Verkaufslokalitäten, wo verschiedene Gruppen pelzgelehrter Männer die Häute sortiren, sobald dieselben

ausgepackt sind. Ein Blick, ein Streichen der Hand wider das Haar des Vließes genügen diesen Matadoren ihrer Wissenschaft, um die Qualität der Waare zu bestimmen und in „erste", „zweite", „dritte" rc. zu sondern. Zweimal im Jahre, im März und im September, wird in den Lagerhäusern eine große Versteigerung abgehalten; alsdann schwirrt und summt es dort von einer bunten Versammlung. Denn aus ganz Europa kommt das rauchwaarenhandelnde Publikum herzugeströmt. Einer wie der Andere aber aus der vielsprachigen Menge trägt über seinen Kleidern eine lange weiße Blouse, um seine Toilette vor dem Fett und den Haaren und Härchen der Felle zu wahren, und in der Hand den Auktionskatalog, ein dickleibiges literarisches Produkt, so umfänglich wie eine mit Ciceroschrift gedruckte Bibel.

Der erste Saal, in den wir eintreten, ist das sogenannte Bärenzimmer, sagen wir lieber die Bärenhalle; denn mehr als fünftausend Petze haben darin Haut und Haare gelassen. Nunmehr ist es eine ganz ruhige und friedfertige Gesellschaft, was wir hier zusammenfinden, welch Schauspiel aber würde sich im Saale entwickeln, wenn in jedem von dessen Tausenden von Fellen der einstige Insasse wieder Wohnung nähme! Man denke sich fünftausend Bären, braune, schwarze, graue, Eisbären, Grizzlybären u. s. w. mit einem Male wieder lebendig und auf den Beinen! Welches Höllenbreughelgemenge, welches grausame, blutgierige Getümmel, welches betäubende Gebrumm hätten wir alsdann zu gewärtigen!

Der Werth der Bärenhaut steht im umgekehrten Ver-

hältnisse zur Größe und Unbändigkeit des lebenden Thieres. Da haben wir das Fell eines Eisbären; es ist zehn Fuß lang und sieben Fuß breit. Allein der grimme Gesell, der, als er noch athmete, vielleicht so manchen unglücklichen Walfischjäger und Nordpolfahrer zerfleischt hat, ist im Tode kein Zwanzigmarkstück werth, und die Menschen, welche vor seinem Anblick einst in Angst und Schrecken das Weite gesucht haben, rächen sich jetzt, indem sie seine Haut mit Füßen treten, d. h. vor den Zimmerthüren den Schmutz ihrer Schuhsohlen darauf abstreichen. „So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten!"

Der den Eisbären an Wildheit noch übertreffende Grizzlybär, der Wütherich der nordamerikanischen Wälder, fällt auf dem Pelzmarkte nicht viel mehr in's Gewicht. Wenn schon die Bärenhalle kaum dreihundert Grizzlyfelle aufweist — die Bestie ist ihrer Furchtbarkeit wegen begreiflicher Weise keine leichte Jagdbeute — so haben diese doch einen gar niedrigen Preis. Man verwendet ihr Haar in der Regel lediglich zur Anfertigung größerer Maler- und Tüncherpinsel. Der Pelz des eigentlichen Meisters Braun stand vordem — vor ungefähr einem Menschenalter — in hoher Gunst bei dem schönen Geschlechte. Er mußte den Besatz abgeben für die in jenen Tagen modischen Longshawls. Dazumal war, nach heutiger Währung, eine zimmetfarbige Bärenhaut ihre sechshundert Reichsmark werth; gegenwärtig zahlt man für das allerbeste braune Bärenfell noch nicht einmal sechzig Reichsmark. Hingegen wird der schwarze Bär seinen Preis behaupten, so lange die Garden der brittischen und unterschiedlicher anderer Armeen es für

gut finden, sich mit ungeschlachten hohen Bärenmützen das Haupt verunzieren und beschweren zu lassen.

Im anstoßenden Saale treffen wir einen völligen zoologischen Garten von Füchsen an, Rothfüchsen, Eisfüchsen, Blaufüchsen, Prairiefüchsen, Graufüchsen. Der letztere ist aschgrau mit einem Schimmer von Roth und Silber. Ein gutes Fell desselben kommt nahezu auf vierzig Mark zu stehen und wird vornehmlich zu Muffen und Mäntelfutter benützt. Unser gemeiner deutscher Rothfuchs wird höchstens mit dreizehn bis vierzehn Reichsmark bezahlt und hat gleichfalls die süße Bestimmung, die zarten Hände unserer Damen vor den Angriffen der Kälte zu schirmen. Der Eisfuchs trägt ein wunderschönes Kleid von der Farbe schneeweißester Unschuld; dabei ist es außerordentlich dick, weich und haarreich, so daß kaum ein anderes Pelzwerk an wärmender Kraft sich mit ihm messen kann. Der Prairiefuchs aber ist ein schäbiges, jämmerliches Geschöpf, klein wie ein Hase, und sein Fell im besten Falle nur zu Fuß- und Wagendecken gut genug.

Im nämlichen Raume sehen wir das kostbarste Pelzwerk, welches man derzeit überhaupt kennt: die Felle des Seeotters. Es sind winzige Dinger, so klein, daß man sie mit Bequemlichkeit in seinen Hut prakticiren und derart entführen könnte, was ein ganz lukratives Geschäftchen sein würde; kostet eine einzige dieser kleinen Häute doch ihre sechs- bis achthundert, ja, wohl ihre tausend Reichsmark! Uebrigens kommen die besseren Qualitäten von Seeotterfellen stets nur ausnahmsweise nach England oder gar nach Deutschland, weil sie der Russe sich nicht gern ent-

gehen läßt. Wenigstens war dies seither der Fall, denn der Fang des Seeotters beschränkt sich ausschließlich auf die Küste von Alaska, welches bekanntlich bis vor wenigen Jahren einen Bestandtheil des heiligen Zarenreiches ausmachte. Unter russischem Scepter jedoch war der Handel mit Seeotterfellen Regal, weshalb jährlich kaum dreitausend nach dem nichtmoskowitischen Europa gingen. Seitdem Alaska an die große nordamerikanische Union verkauft worden ist, hat das Regal selbstverständlich aufgehört und damit der Jahresfang auch schon mehr als das doppelte Erträgniß geliefert. Im Laufe von achtzehn Monaten allein waren für viermalhunderttausend Pfund Sterling Seeotterfelle in den Handel gelangt; freilich aber steht nun zu besorgen, daß auf solche Weise das so werthvolle Thier am Ende völlig ausgerottet werden wird — unsere Vettern jenseit des Atlantischen Oceans scheinen es jenem weisen Manne nachthun zu wollen, welcher die Henne tödtete, um ihr goldenes Ei zu bekommen.

Der schwarze oder Silberfuchs ist der grand seigneur seiner Sippe, ein verhältnißmäßig spärlich vertretenes Wesen. Enthielten die Londoner Magazine der Hudsonsbai-Compagnie doch blos gegen achthundert Felle. Diese aber rangiren im Werthe unmittelbar nach dem Seeotter. Sie geben einen ungemein feinen, weichen, schwarzen Pelz, mit langen Haaren an Hals und Schultern und von silberglänzenden Streifen durchzogen, und sind das Stück unter fünf- bis sechshundert Reichsmark nicht zu kaufen. Die besten Qualitäten nimmt auch hievon der pelzüppige Russe in Beschlag; Silberfuchspelze zu je viertausend Rubeln

zählen in der vornehmen Gesellschaft Moskau's und Petersburgs keineswegs zu einem exceptionellen Toilettenluxus. Allerdings müssen zur Herstellung eines solchen Pelzgewandes mindestens fünfzehn arme Silberfüchse Leib und Leben opfern.

Zahllos sind die Gattungen von Rauchwerk in den übrigen Räumlichkeiten, Sälen, Gemächern, Gallerien und Speichern des Magazines. In einem einzigen dieser Zimmer war eine Sammlung von nahezu zweiundzwanzigtausend Iltisfellen aufgestapelt, einem Pelzwerke, welches seit Kurzem besonders in Mode gekommen ist, trotz seines nicht zu beseitigenden Uebelgeruchs und seiner — Unschönheit. Ein nur einigermaßen gutes Iltisfell, das noch vor wenigen Jahren für sieben bis acht Reichsmark nicht an den Mann oder vielmehr an die Frau zu bringen war, hat jetzt einen Werth von mindestens fünfundzwanzig Mark; denn die Mode ist die wahre Donna Capriciosa, paradox und unberechenbar.

Noch viel umfangreicher aber als diese kolossalen Pelzlager der Hudsonsbai-Compagnie sind die Magazine des Sir Curtis Sampson, der als Commanditär der Vereinigten Staaten fast den gesammten ungeheueren Ertrag des übrigen nordamerikanischen Pelzthierfanges zugesandt erhält. Seine Lokalitäten befinden sich natürlich ebenfalls im Londoner Geschäftsviertel, in der City, und zwar in Queen-Street, Cheapside. Wir wollen indeß einen Besuch dieser merkwürdigen Rauchwaarenwelt uns auf eine andere Wanderung durch Londons Altstadt versparen, um für heute unsere Schritte den Geschäftslokalen zweier weiterer

Notabiläten des Pelzhandels zuzulenken, denen der Herren Marais und Culverwell, und Brooks und Compagnie, die sich beide in College Hill befinden. Ihre Lager, wenn gleich auch mit Thierfellen aus aller Herren Ländern sattsam versehen, sind wesentlich eine Spezialität — sie kultiviren vorzugsweise die sogenannten Vogelpelze, die vor einigen Jahren sich freilich noch größerer Beliebtheit erfreut zu haben scheinen als augenblicklich. Was für eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gefieder ist hier beisammen! Möven, Schwäne, Pelikane, Ibisse, Wildgänse, Taucher, Flamingos — von all diesem Gevögel liegen Bälge zu hohen Haufen aufgeschichtet; daneben Fittige und Hälse tropischen Federviehs, Kolibris, Paradiesvögel und noch einer Menge anderer beschwingter Kreaturen, mit deren ausgestopften Leichnamen unsere eleganten Damen jetzt ihre Hüte ausstaffiren. Den beträchtlichsten Handelsartikel dieser Federpelze bilden die Taucherfelle, die fast ausschließlich aus dem südlichen Rußland und vom schwarzen Meere auf den Markt geführt werden, meist durch griechische Händler, welche die Waare sozusagen monopolisiren. Aus den weißen, an den Enden bräunlich gefärbten zarten Taucherbälgen werden jene zierlichen, freilich ziemlich vergänglichen Muffen und Halsbänder bereitet, welche der weiblichen Toilette ein so graziöses, gewissermaßen ätherisches Schmuckstück liefern.

Die zuletzt erwähnten beiden Londoner Firmen dürfen sich zugleich berühmen, in ganz Europa die größte Anzahl von Löwen-, Tiger-, Leoparden-, Boa-Constriktor- und Kro-

kodilhäuten zu besitzen nebst den Fellen eines Chaos von ingrimmigen sonstigen Bestien.

Sämmtliche Rauchwaarenlager Englands pflegen sich, wie oben angedeutet, im Frühling und im Herbste ihrer Vorräthe im Wege öffentlicher Versteigerungen zu entäußern. Um eine Vorstellung zu geben von den enormen Summen, welche bei diesen Auktionen in Umlauf gesetzt werden, möge ein kleiner Auszug aus einer der letzten Londoner Licitationslisten unsere Pelzstudie beschließen. Es sind darin u. a. aufgeführt: 2,233,400 Bisam, 387,000 Waschbär, 106,000 Marder, 97,000 Iltis, 170,000 Biber, 73,000 Rothfuchs, 83,000 Luchs, 56,500 Kanin, 154,000 Opossum, 18,000 Otter, 1600 Seeotter, 14,500 Eisfuchs, 350 Silberfuchs, 13,000 Bär, 11,000 Wolf, 6800 Katze, 5000 Dachs u. s. w.. Im Ganzen kam das fabelhafte Quantum von mehr als drei und einer halben Million Fellen unter den Hammer, wobei der vielen Tausende von „Kleinigkeiten", wie Chinchilla, Eichhorn (Veh), Hermelin 2c. nicht einmal Erwähnung geschehen ist; ebensowenig wie der aus Europa, Asien und Afrika kommenden Thierhäute. Welches fürchterliche Blutbad mußte angerichtet werden, um solche Beuteresultate zu ermöglichen! Ohne Zweifel aber dürfen wir der Verwunderung Raum geben, daß eine derartige Massenzerstörung von thierischem Leben den Pelzvorrath noch nicht erschöpft hat. Ob indeß doch nicht endlich der Zeitpunkt eintreten wird, da unsere schönen Leserinnen ihren kostbaren Thierfellliebhabereien werden Einhalt thun müssen — dagegen möchten wir unsererseits eine

Bürgschaft nicht übernehmen. Einstweilen freilich scheint des fashionablen Rauchzeugs zu Schutz und Trutz wider die Unbilden noch so manchen Winters in Hülle und Fülle vorhanden, noch kein Mangel an Häuten und Haaren in Sicht zu sein.

Mannigfaltiges.

Glorienschein um den Schatten eines Kopfes. — Betrachtet man bei hellem Sonnenschein den eigenen Schatten im Grase, auf einem Getreide- oder Stoppelfeld, auf geackertem Erdreich, überhaupt auf rauher Fläche, so sieht man den Schatten des Kopfes umgeben von einem schwachen Lichtschein; am deutlichsten gewahrt man denselben bei niedrigem Stande der Sonne. Die Erscheinung verschwindet, wenn der Schatten eine ganz ebene Fläche trifft, dagegen erscheint der Lichtschein intensiver, mit verstärktem Glanze, wenn der Kopfschatten auf bethautes Gras fällt; man nennt dieses Phänomen auch „den Heiligenschein". Man hat es hier mit zwei verschiedenen Erscheinungen zu thun: erstens mit dem schwachen Lichtschein auf trockener rauher Fläche und zweitens mit dem viel helleren, welchen man auf bethauten Wiesen wahrnimmt, eine Wirkung, welche durch das Vorhandensein der Thautropfen herzuleiten ist. Den Lichtschein auf trockenem Grunde hat schon Winterfels (1795) genügend erklärt, indem er sagt: „Man stelle sich vor, daß der ganze Himmelsraum mit Monden angefüllt sei und bedenke nun, welche von ihnen am hellsten glänzen werden. Offenbar diejenigen, welche dem Erdschatten am nächsten stehen. Gerade so verhalten sich die von der Sonne beschienenen Grashälmchen und Erdklümpchen im nächsten

Umkreis des Kopfschattens." Bei einer Mondfinsterniß, sei nun die Scheibe theilweise verdeckt oder kommt nach einer totalen Finsterniß dieselbe wieder in den Bereich der Sonnenstrahlen, hört man häufig die Bemerkung, so leuchtend habe das Mondlicht noch nie die Erde beschienen. Das ist die Wirkung der Gegensätze zwischen Licht und Schatten.

Durch den Schatten des Kopfes werden die Grashalme verdunkelt gerade wie der Mond, wenn er in den Erdschatten tritt; zunächst bei demselben glänzen sie in vollem Lichte, denn ihre ganze helle Seite ist gegen die Sonne und gegen das Auge gekehrt, die dunkle dagegen ist diesem vollständig verdeckt. Je weiter nun die Halme vom Schatten des Kopfes entfernt stehen, desto mehr entzieht sich ihre helle Seite dem Auge und desto mehr kommt auch von dem Schatten, welchen sie hinter sich werfen, zum Vorschein. So bildet sich nun um den Schatten des Kopfes ein heller Schein von lauter erleuchteten Grashalmen, Stoppeln oder Erdklümpchen, der immer geringer wird, je mehr dieselben ihre Lichtseite dem Auge entziehen, indem sie sich von dem Schatten des Kopfes entfernen. Ungleich bestimmter und heller erscheint jedoch dieser Lichtschein um den Schatten des Kopfes auf einer bethauten Grasfläche. Bei näherer Betrachtung sieht man, daß die Thauperlen die Blattfläche nicht unmittelbar berühren uud benetzen, sondern gleichsam schwebend über den feinen Borsten sich befinden. Durch diese hindurch fallen nun die Sonnenstrahlen, welche sodann von der Blattfläche zurückgeworfen werden und wieder durch die Tropfen hindurchgehen. Diese Erscheinung beruht also genau auf derselben Ursache wie das Augenleuchten der Katzen und anderer Thiere. Diese haben auf der Aderhaut keine Schicht schwarzer Pigmentzellen, welche das einfallende Licht aufsaugen, sondern eine stark reflektirende Fläche, welche die einfallenden Strahlen zurückwirft. Jeder Thautropfen erzeugt nun auf dem Blatte ein unvollkommenes

Bildchen sowohl der Sonne als auch der Pupille des Beobachters. Hinter denjenigen Tropfen, welche sich in der Nähe des Kopfschattens befinden, fallen beide Bildchen um so vollständiger zusammen, je näher die Tropfen dem Umriß des Schattens liegen. Diese nächsten Thauperlen strahlen daher in hellem Glanze und ergänzen in ihrem Zusammenwirken den lichten Schein, während entferntere Tropfen, bei welchen die beiden Bildchen nicht mehr zusammenfallen, dunkel bleiben. Der so entstandene Lichtschein erstreckt sich rings um den Kopfschatten. — In den Regentropfen zeigt sich die Erscheinung nur dann, wenn dieselben gleich Thauperlen auf den unbenetzten Blättern liegen und vermöge ihrer abgerundeten Gestalt befähigt sind, ähnlich wie Sammellinsen (die bekannten Vergrößerungsgläser) zu wirken. Die Regentropfen aber, welche auf den nassen Halmen zerfließen oder von ihnen freischwebend herabtriefen, können in der angegebenen Weise offenbar nicht wirken. — Ein Forscher, Forel, berichtet über eine ähnliche Erscheinung, welche auf dem Genfer See unter bestimmten Bedingungen sich zeigt. In diesem Falle muß die Oberfläche des Wassers bewegt sein und die Strahlen der Glorie entsprechen dann genau der Richtung und der Gestalt der Wellen. Das Wasser muß dabei eine Tiefe haben, welche den Grund nicht mehr erkennen läßt und eine blaue Farbe haben. Das bewegte blaue Wasser des Genfer Sees reflektirt dann die Strahlen verschiedenartig, also mit verschiedener Lichtstärke, es leuchtet durch den Staub, den es enthält, denn physikalisch reines Wasser würde weder einen Schatten noch einen Lichtschein geben. Ebenso gibt eine absolut undurchsichtige Flüssigkeit, wie Tinte oder Quecksilber, wohl einen Schatten, aber keinen Glorienschein. Noch ist hinzuzufügen, daß ein solcher Heiligenschein blos von dem schattenwerfenden Individuum selbst wahrgenommen werden kann.

Prof. Brude.

Das Bagno von Toulon. — In dieser großen Seestadt

stößt man vielfach in den Straßen, im Hafen, wie im Zeughaus auf Gruppen der unglücklichen Sträflinge, welchen ihre Verbrechen kürzere oder längere Sklaverei eintrugen. Sie sind je zwei und zwei an einander gekettet und zu den härtesten Arbeiten verurtheilt. Eine beträchtliche Anzahl der „Forçats" darf erst vom Tode das Ende der Marter erwarten, welche sich mit jedem Sonnenaufgang erneut, und dennoch scheinen diese Sträflinge weder gedemüthigt, noch in Traurigkeit versunken. Touristen berichten von Mehreren, die lachten oder Gassenhauer sangen. Vielleicht macht das Uebermaß der Herabwürdigungen diese tief gefallenen Menschen vielfach ganz unempfindlich. Niemals werden diesen Unglücklichen die schweren Fesseln abgenommen, selbst nicht während der Nacht, wo sie an ihren Schlafbänken angeschlossen sind. Aber wie oft wird auch dann ihre kurze Ruhe gestört, denn bewegt sich nur einer der Leidensgefährten etwas heftig, so muß sein Genosse, wenn nicht ein bleierner Schlaf ihn gefesselt hält, nothwendig geweckt werden. Selbstverständlich muß auch der Wortwechsel, welcher bei solchen Gelegenheiten so häufig auftritt, die Ruhe der zunächst Schlafenden stören. Wird übrigens der Streit zu heftig, so beeilt sich ein Aufseher, den Stock in der Hand, die Ordnung wieder herzustellen. Nie wird bei der Zusammenfesselung der Wunsch der Einzelnen berücksichtigt — im Gegentheil, sobald zwei an einander gekettete Verbrecher mit einander in besonders gutem Einverständniß zu leben scheinen, beeilt man sich, das Freundschaftsbündniß zu trennen, um jedem Plane zur gemeinschaftlichen Befreiung vorzubeugen.

Wir gedachten vorhin der Gefühllosigkeit, in welche diese Galeerensträflinge größtentheils versunken sind; selbstverständlich läßt sich dies aber nicht von Allen behaupten. Zählt man doch durchschnittlich 4000 Sträflinge in Toulon — da muß denn doch der Wunsch, die Freiheit wieder zu erlangen, bei Manchem nicht nur erwachen, sondern auch zu Anschlägen führen, wie dieser

Zweck durch eigene Kraft zu erreichen sei. In der That sind die Pläne der Sträflinge häufig von staunenswerther Kühnheit, und manche haben schon wahre Meisterstücke des Scharfsinns und der Beharrlichkeit vollbracht. Oft wird die Durchführung erst versucht, nachdem der Anschlag Monate, ja selbst Jahre lang reiflich erwogen und vorbereitet war.

Endlich entwischt ein durchtriebener Geselle dem Kerker — man sucht ihn in der Ferne und läßt den Telegraphen nach allen Richtungen spielen, aber der Schlaukopf hält sich fast unter den Augen seiner Wächter verborgen, in Löchern, unter Steinen, wo er zu bleiben gedenkt, bis der günstige Moment gekommen, wo das Nachsuchen und Verfolgen lässig betrieben wird. In seinem Versteck hat der entwischte Sträfling selbstverständlich keinen Ueberfluß an Speise und Trank, und fast immer wird er dann durch einen Vertrauten verrathen, der es übernommen hatte, ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Die für die Entdeckung des Flüchtigen ausgesetzte Belohnung läßt häufig einen eingeweihten Genossen zum Verräther werden, der ergriffene Sträfling aber wird oder wurde doch wenigstens früher mit 100 bis 200 Stockprügeln bedacht, einem „Willkomm", welcher ihm die Lust zu neuen Fluchtplänen verleiden sollte. Obendrein wird noch in Gemäßheit der Umstände, unter denen die Flucht erfolgte, die Bagnohaft auf eine bestimmte Zeit verlängert.

Forçats, die sich durch ein ordentliches Betragen rühmlich auszeichnen, können übrigens in den meisten Fällen sicher sein, mit einiger Schonung behandelt zu werden.

Solche Sträflinge erhalten leicht die Erlaubniß, kleine Nippessachen verfertigen zu dürfen, aus deren Erlös ihnen die Mittel erwachsen, ihren beklagenswerthen Zustand einigermaßen erträglich zu machen. Touristen, welche das Bagno besuchten, erzählen von zierlichen Futteralen, Kästchen u. dgl., welche sie mit Stroh auszulegen und in anmuthigster Weise zu verzieren wissen.

Die Naturalverpflegung der Kerkergenossen bietet natürlich wenig Abwechselung dar, jedoch ist die Nahrung gesund und reichlich. Erkrankt ein Forçat, so wandert er in's Lazareth, wo er menschlich behandelt und gut verpflegt wird. Zeigen sich bei den Sträflingen, welche das 70. Jahr überschritten haben, Spuren großer Körperschwäche, so entläßt sie der Generalkommissär in ein Hospiz, wo sie in Ruhe ihr Leben beschließen.

Die Kleidung der Sträflinge besteht aus Beinkleidern von grauem Stoff, einer weiten rothen Jacke und einer gleichfarbigen Mütze. Grüne Mützen kennzeichnen dagegen die auf Lebenszeit ihrer Freiheit Beraubten. Selbstverständlich sind sie es, die sich vorwiegend mit Fluchtplänen tragen, und darum haftet das Auge des Wächters auch vorzugsweise auf den desperaten Trägern dieser Kopfbedeckung. Th. B.

Der merkwürdigste See in der Sierra Nevada ist unstreitig der Tahoe, der zu 3/4 zu Kalifornien und 1/4 zu Nevada gehört. Die absolute Höhe des 2—300 Quadratmeilen großen Sees beträgt 2100 Meter. Die tiefsten Stellen, die man gemessen, ergaben eine Tiefe von fast 550 Meter. Das Wasser erscheint verschiedenartig gefärbt zu sein. An den Küsten schimmert es grünlich, während es bei zunehmender Tiefe indigoblau gefärbt erscheint. Jedenfalls rührt diese Verschiedenheit von der größeren oder geringeren Wassertiefe her, und dieser Umstand scheint die Annahme zu bestätigen, daß bei der Farbe der Seen die Tiefe die entscheidende Rolle spielt. Gewöhnlich liegt der See in tiefster Ruhe da, nur hin und wieder bewegen Nordstürme das Wasser, die übrigens nur zur Winterzeit auftreten. Ausgezeichnet ist der See noch durch die Klarheit und Durchsichtigkeit seines Wassers. Die schwarze Forelle, von der man Exemplare von 30 und 36 Pfd. Schwere schon öfter hier gefangen, kann man noch deutlich bis zu 16 Meter Tiefe erkennen. Neugeprägte Zwanzigdollarstücke soll man bis zu 33 Meter sehen

können, wie nach einer Notiz von Dr. Karl Zehden das „Ausland" berichtete. Bisher galt der Obere See in Nordamerika für den klarsten aller Seen, er wird also hienach noch von dem Tahoe übertroffen. Das Wasser wird für das beste Trinkwasser der Umgegend gehalten und man trägt sich sogar mit der Idee, von hier aus nach dem 250 engl. Meilen entfernt liegenden San Francisco durch Röhren dasselbe zu leiten. Bemerkenswerth ist es noch, daß der See nie zufriert, obgleich die Temperaturverhältnisse dies kaum glaublich erscheinen lassen. Man kann diesen Umstand nur der Tiefe des Sees zuschreiben, welche erst in ganz ungewöhnlich langer Zeit die nöthige Herabminderung der Temperatur des Wassers zuläßt. R. Sch.

Zur Einschränkung des Luxus vereinigten sich 1618 im Braunschweigischen mehrere adelige Familien. Keiner sollte dem Andern bei Zusammenkünften mehr als acht Essen zu einer Mahlzeit geben; Keiner sollte ein Kleid tragen, das über 200 Thaler werth sei; vor die Kutschen sollten nicht mehr als vier Pferde gespannt werden. Weiter ging die Einschränkung nicht. — In der Pfalz war 1601 ein Mäßigkeitsorden gegen das zu viele Trinken gestiftet, aber der Hof des Kurfürsten, welcher Patron des Ordens war, trank nach wie vor übermäßig. R.

Etikettenstreit. — Im Jahre 1683 zwang bekanntlich der Polenkönig Sobieski die Türken, die Belagerung von Wien aufzuheben. Der Kaiser, der von der Hauptstadt fern gewesen war, kehrte nun dahin zurück und äußerte das dringende Verlangen, Sobieski, seinen Befreier, zu begrüßen. Bevor diese Zusammenkunft stattfinden konnte, zerbrachen sich die kaiserlichen Hofräthe den Kopf darüber, welche Regeln der Etikette wohl in solch einem besonderen Falle zu beobachten seien. Besonders unschlüssig war man über die Stellung, in der der Kaiser den Polenkönig empfangen solle, da Letzterer ja nur ein Wahlkönig, nicht aber ein Herrscher von königlichem Geblüte war. Den Herzog von

Lothringen, der der Berathung beiwohnte, ärgerte das kleinliche Gezänke. „Ihr wißt nicht, wie man einen Wahlkönig empfangen soll? Jedenfalls mit offenen Armen, wenn er ein Kaiserreich gerettet hat!“ So rief der edle Herzog und der Kaiser stimmte ihm zu. B.=A.

Bier hat man seit undenklichen Zeiten getrunken. Die Chinesen bedienten sich desselben schon seit Jahrtausenden. Die Egypter nannten es von einer in der Nähe des heutigen Suez gelegenen Stadt das pelusische Getränk. Die in der Gegend von Konstantinopel wohnenden Thracier und die Völker im nördlichen Klein=Asien tranken Bier. Die Juden hatten davon zwei Sorten: ein weißes und leichtes, das Zithoum, ein rothes und starkes, das Cavin. Aristoteles beschreibt es und die von ihm herrührende geistabstumpfende Trunkenheit. Nach Tacitus war Bier das Getränk der alten Deutschen, cerevisia, Wein der Ceres, ein Getreideextrakt. Nach Strabo diente es im südlichen Belgien, in Flandern als Nahrungsmittel. Man sieht demnach, es ist unrichtig, wenn man die Erfindung des Biers dem Herzoge von Brabant, Johann I., genannt Gambrinus, zuschreibt, der im 13. Jahrhundert lebte und dessen einziges Verdienst es ist, das Bier populärer und schmackhafter gemacht zu haben. R.

Die Jagd mit Falken, wie sie bis in's 17. Jahrhundert hinein mit besonderer Vorliebe in Deutschland, Frankreich und England betrieben wurde, gilt für die Erfindung eines griechischen Königs Namens Demetrios. Von Griechenland kam dann die Sitte, vermittelst Falken besonders Rebhühner zu jagen, nach Persien, wo man bald auch den Sperber zum Jagen abrichtete. Mit dem Würgefalken soll zuerst der Erbauer Konstantinopels, Konstantin der Große, um 325 n. Chr. gejagt haben. Von den Persern wurden lange Zeit die Falken aus dem Kaukasus als besonders umsichtig und kühn geschätzt; sie wurden auch bei der Jagd auf Rothwild gebraucht, indem man sie abrichtete, sich dem

ziemlich müde gejagten Thiere auf den Kopf zu setzen, da dieses dann, durch die schmerzenden Krallen und den Flügelschlag ganz verwirrt, dem Jäger Zeit ließ, heran zu kommen. Ein gewisser Chardin, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Reise durch Persien machte, erzählt sogar, daß man dort Falken darauf dressirte, Menschen anzufallen. Um die Abrichtung der Falken nach allen Regeln der Kunst zu betreiben, gründete man in Deutschland sogar Falkenschulen; im 14. Jahrhundert genoß die am großmeisterlichen Hofe zu Marienburg in Preußen eines besonderen Rufes. Daß mit den Falken nach und nach großer Luxus getrieben wurde, ist natürlich; so hielt der König Franz I. von Frankreich 50 Falkenmeister und 300 wohldressirte Falken. Gegenwärtig wird die Jagd mit Falken, besonders auf Reiher, nur noch am Hofe des Königs von Holland betrieben. Zu diesem Zwecke besteht dort noch eine Falknerei mit circa 40 Falken, deren Erhaltung jährlich 11—12,000 Francs kostet. Die Jagden werden hauptsächlich in der Nähe des Schlosses Loo abgehalten. Ed. Braunfels.

Aus Schiller's Jugendjahren. — Bekanntlich beschäftigte sich Schiller auf der hohen Karlsschule schon mit der Poesie, und seine Gedichte, die er vertrauten Freunden mit großer Begeisterung vorzulesen pflegte, regten auch einzelne von diesen zu dichterischen Versuchen an. Einer dieser Mitschüler nahm sich vor, auch so schöne Gedichte zu machen, obschon es ihm an jedem Talent dazu gebrach. Ohne überhaupt zu wissen, was er besingen wolle, nahm er am nächsten Abend Papier und Feder zur Hand und wollte nun „ein Gedicht machen“. War es nun eine im Zimmer befindliche Statuette des Sonnengottes Apollo, oder war es die durch das Fenster scheinende Abendsonne selbst, die ihn inspirirte, kurz, er schrieb nach einer Pause:

Die Sonne. — Eine Ode.

„Die Sonne dringt mit ihrer Pfeile Spitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund; ...“

hier stockte er schon. „O, die Ode wird süperb werden!“ rief er „Ich bin in der herrlichsten Stimmung und die Verse fließen ja förmlich!“ Leider aber fand er unter den zur Darstellung seiner Idee geeigneten Worten keinen Reim auf das Wort: Spitzen, und diese Schwierigkeit wollte sich nicht überwinden lassen, so sehr er auch seinen Kopf anstrengte. Die müßige, so oft schon vergeblich eingetauchte Feder ward Anfangs etwas grimmig zerbissen (das unverdiente Schicksal so vieler Poetenfedern), dann aber erbarmte sich Morpheus des Armen, dessen sich der strenge Apollo nicht angenommen. Der Dichter senkte sein Haupt tiefer und tiefer und sank in Schlummer, vielleicht von den noch zu erringenden Lorbeeren träumend. Zufällig wollte Schiller jenes Gemach durchschreiten, sah den beim Schreiben eingeschlummerten Freund und trat, als er ein beschriebenes Blatt vor dem Schläfer erblickte, leise hinzu. „Ei, geschehen denn Wunder, daß der gar Verse macht?“ dachte er und las mit großem Ergötzen den vielversprechenden Anfang:

„Die Sonne dringt mit ihrer Pfeile Spitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund; —“

schnell ergriff der Dichter der „Räuber“ die Feder und setzte hinzu:

„Die Fische fangen an zu schwitzen,
O Sonne, mach' es nicht zu bunt! —“

Wie erstaunte der unglückliche Nebenbuhler Schiller's, als er beim Erwachen sein Opus in dieser Weise ergänzt sah! Erröthend blickte er um sich, steckte seine Ode rasch in die Tasche und nahm sich vor, das Versemachen künftig bleiben zu lassen. Ernst E—l.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

